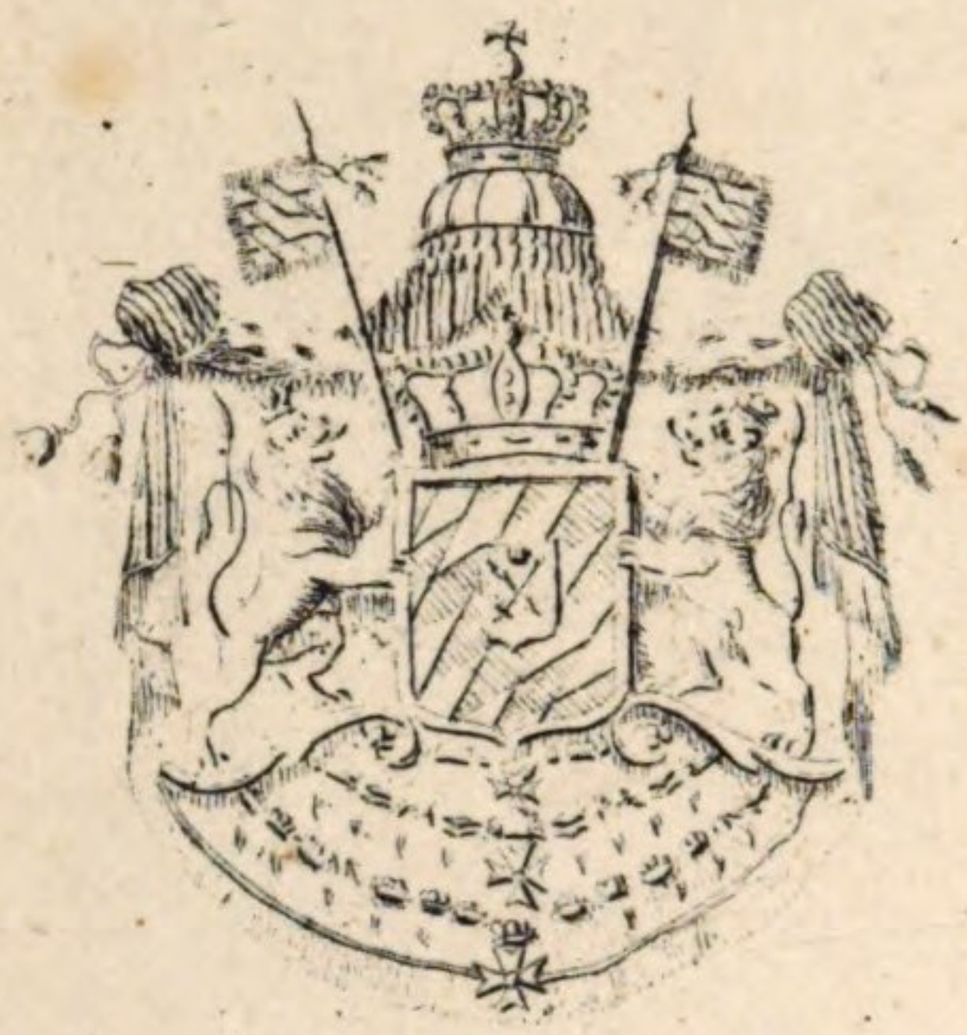
Hist. litt. U.
116 d.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Ex donat: Molliana.

<366141430500l0

<366141430500l0

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber

den Ursprung

der

Gesetze, Künste und Wissenschaften,

im Auszuge

nach dem Französischen

des Herrn Goguet,

zum

gemeinnützigen Gebrauch

für

studierende Jünglinge und andere Leser

bearbeitet,

von

Johann Paul Sattler,

Professor und Konrektor des nürnbergischen Gymnasiums.

Nürnberg,

in der Bauer- und Mannischen Buchhandlung. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Zu unserer Zeit, wo eine unbeschreibliche Menge Bücher geschrieben wird, die nichts weniger, als Belehrung der Leser und Verbreitung nüzlicher Kenntniße zum Zwecke haben, sondern blos dazu dienen, die kostbare Zeit zu tödten, oder die Pfeiler der Sittlichkeit und der bürgerlichen Gesellschaft zu erschüttern, oder die Köpfe der Leser, besonders der Jugend, aus dem Geleise des richtigen Denkens hinauszurücken, ist doch die Anzahl solcher Schriften, die nüzliche Kenntnisse auch unter dem zwar ungelehrten, aber doch gebildeten, und einer gründlichen Belehrung fähigen Publikum verbreiten, nicht groß. Die Geschichte der Menschheit ist ein eben so unterhaltendes, als für einen jeden Menschen, der sich nur etwas über seine ersten Bedürfniße erheben kann, interessantes Studium. Wie haben sich aus den rohen, zerstreuten Menschenhaufen bürgerliche Gesellschaften gebildet? Wie waren die Gesetze beschaffen, wodurch man Ordnung in den ersten Staaten zu erhalten suchte? Aus welchen rohen Anfängen haben sich die unzähligen Künste, die dem menschlichen Scharfsinn und Fleiß so große Ehre machen, nach und nach entwickelt?

Diese und andere wichtige Fragen sind in dem bekannten, geschäzten, und schon vor länger als

dreyf-

dreyssig Jahren auch in das Deutsche übersetzten Werke: Goguet de l' origine des loix, des arts, et des sciences sehr gründlich und ausführlich untersucht und beantwortet worden. Aber dieses Werk, besteht sowohl in dem Original, als in der Uebersetzung aus 3 Quartbänden. Wie viele müssen also nicht durch die Größe desselbigen abgeschreckt, und durch die vielen Wiederholungen und die Weitschweifigkeit, welches ein unwidersprechlicher Fehler dieses gelehrten Werkes ist, ermüdet werden!

Dieser Auszug nun, der einen mässigen Oktavband ausmacht, enthält alles wesentlich Gute und Belehrende des grossen Werkes, indem der Epitomator alles dasjenige weggelassen, was Wiederholung oder unbrauchbar war, und überhaupt das Ganze so zusammengedrängt hat, daß ein großer, oben näher bestimmter, Theil des Publikums, besonders auch junge Studierende, daran ein sehr brauchbares Handbuch haben werden.

Ueber-

Uebersicht
der
Bücher und Kapitel.

Erster Theil.

Von der Sündfluth bis auf den Tod Jakobs; ein Zeitraum von ungefähr 700 Jahren.

Erstes Buch.

Ueber den Ursprung der Gesetze und der Regierungsformen. Seite 1
Von der Einführung der positiven Gesetze. 5
Von der ersten Art der positiven Gesetze. 6
Von der zweiten Art der positiven Gesetze. 11
Von den Gesetzen und der Regierungsform der Babylonier und Assyrer. 14
Von den Gesetzen und der Regierungsart der Egyptier. 18
Von den Gesetzen und der Regierungsform der Griechen. 25
Argos. 28

Zweites Buch.

Von den Künsten und Handwerkern. 29
Vom Ackerbau. 37
Vom Getränke. 46
Vom Oel. 49
Vom Gartenbau. 50
Von der Aufbewahrung der Lebensmittel. 52
Von der Kleidung. 53
Von der Kunst zu färben. 58
Von der Baukunst. 59
Von der Erfindung und Bearbeitung der Metalle. 63
Von dem Ursprung des Zeichnens und anderer bildenden Künste. 72
Von der Erfindung der Schrift. 75

Drittes Buch.

Von den Wissenschaften. 85
Von der Arzneykunde überhaupt. 86
Von der Wundarzneykunde. 87
Von der Zergliederungskunst. 88

Von

Seite

Von der Botanik. 90
Von der Pharmacie. Ebend.
Von der Mathematik. 91
Von der Rechenkunst. Ebend.
Von der Astronomie. 97
Vom Ursprung der Sternbilder und des Thierkreises. 103
Von den Planeten. 105
Von der Geometrie. 107
Von der Mechanik. 110
Von der Geographie. 111
Ueber den Ursprung und den Wachsthum der Wissenschaften in Asien und Egypten. 113

Viertes Buch.

Von der Handlung und der Schiffahrt. 115

Fünftes Buch.

Von der Kriegskunst. 126

Sechstes Buch.

Von den Sitten und Gebräuchen. 134
Von Asien. 135
Von Egypten. 140
Kritische Betrachtungen über die Jahrhunderte, welche dieser Theil zum Gegenstand hat. 146

Zweiter Theil.

Von Jakobs Tode bis zur Einführung der königl. Würde bey den Hebräern. Ein Zeitraum von ungefähr 600 Jahren.

Erstes Buch.

Von der Regierungsform.

Erstes Kapitel. Von den Babyloniern und Assyrern. 149
Zweitel Kapitel. Von den Kleinasiaten. 150
Drittes Kapitel. Von den Egyptiern. 152
Viertes Kapitel. Von Griechenland. 155

Zweites Buch.

Von den Künsten und Handwerkern.

Erster Abschnitt.

Von dem Zustand der Künste in Asien und Egypten.

Erstes Kapitel. Vom Feldbau. 186
Zweites Kapitel. Von der Kleidung. 189

Drit-

Seite

Drittes Kapitel. Von der Baukunst. 197
Viertes Kapitel. Von der Metallurgie. 206
Fünftes Kapitel. Von der Bildhauerey, Goldschmidtsarbeit und Malerey. 207

Zweiter Abschnitt.

Von dem Zustand der Künste in Griechenland. 213
Erstes Kapitel. Vom Feldbau. 214
Zweites Kapitel. Von der Kleidung. 225
Drittes Kapitel. Von der Baukunst. 226
Viertes Kapitel. Von der Metallurgie. 233
Fünftes Kapitel. Von Kunstarbeiten im Metall. 235
Sechstes Kapitel. Vom Ursprung der Schrift. 238

Drittes Buch.

Von den Wissenschaften.

Erstes Kapitel. Von Asien. 242
Zweites Kapitel. Von den Egyptiern und zwar von der Arzneykunst. 243
Von der Astronomie. 247
Von der Geometrie, Mechanik und Geographie. 250
Drittes Kapitel. Vom Griechenland. 251
Von der Arzneykunde. Ebend.
Von der Mathematik. 255
Von der Astronomie. 256
Von der Geometrie, Mechanik und Geographie. 260

Viertes Buch.

Von der Handlung und Schiffahrt.

Erstes Kapitel. Von den Egyptiern. 262
Zweites Kapitel. Von den Phöniziern. 264
Drittes Kapitel. Von den Phrygiern, Lydiern, Trojanern. 269
Viertes Kapitel. Von den Griechen. 270

Fünftes Buch.

Von der Kriegsbaukunst.

Erstes Kapitel. Von den Egyptiern. 278
Zweites Kapitel. Von den asiatischen Völkern. 279
Drittes Kapitel. Von den Griechen. 280

Sechstes Buch.

Von Sitten und Gebräuchen.

Erstes Kapitel. Palästina. 291
Zweites Kapitel. Kleinasien. 291
Drittes Kapitel. Griechenland. 294

Drit-

Dritter Theil.

Von der Einführung der königl. Würde bey den Israeliten bis auf ihre Zurükkunft aus der Gefangenschaft; ein Zeitraum von ungefähr 560 Jahren.

Erstes Buch.

Von der Regierungsverfassung.

Seite.

Erstes Kapitel. Von den Assyrern. 302
Zweites Kapitel. Von den Babyloniern. 303
Drittes Kapitel. Von den Medern. 304
Viertes Kapitel. Von den Egyptiern. 306
Fünftes Kapitel. Von Griechenland. 313

Zweites Buch.

Von den Künsten und Handwerkern.

Erstes Kapitel. Von den Assyrern und Babyloniern. 323
Zweites Kapitel. Von den Egyptiern. 327
Drittes Kapitel. Von den Griechen. 334

Drittes Buch.

Von den Wissenschaften.

Erstes Kapitel. Von der Arzneykunde. 336
Zweites Kapitel. Von der Astronomie. 338
Drittes Kapitel. Von der Geometrie und Mechanik. 347
Viertes Kapitel. Von der Geographie. 349

Viertes Buch.

Von der Handlung und Schiffahrt.

Erstes Kapitel. Von den Egyptiern. 352
Zweites Kapitel. Von den Phöniziern. 353
Drittes Kapitel. Von den Griechen. 355

Fünftes Buch.

Von der Kriegskunst.

Erstes Kapitel. Von den Assyriern, Babyloniern, Medern, Syrern und Egyptiern. 359
Zweites Kapitel. Von den Griechen. 361

Sechstes Buch.

Von den Sitten und Gebräuchen.

Erstes Kapitel. Von den asiatischen Nationen. 365
Zweites Kapitel. Von den Egyptiern. 371
Drittes Kapitel. Von den griechischen Völkerschaften. 373

Erster

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erster Theil.

Von der Sündfluth

bis

auf den Tod Jakobs;

ein Zeitraum von ungefähr 700 Jahren.

Erstes Buch.

Ueber den Ursprung der Gesetze und der Regierungsformen.

Gesellschaften haben ohne Verträge nicht bestehen können, und diese Verträge waren der Grund der Gesetze. Diese Verträge waren nicht immer ausdrückliche; sie konnten auch blos stillschweigende seyn; z. B. einander keinen Schaden zu thun, Versprechungen zu halten, das Eigenthum eines andern nicht zu verletzen oder zu rauben u. s. w. Die ersten Gesetze entstunden daher nicht aus reifen Berathschlagungen, und wurden durch keine feierlichen Handlungen bekräftiget, sondern sind ganz natürlich durch die Wirkung stillschweigender Verträge entstanden. Von diesen letztern haben auch die Gewohnheiten ihren Ursprung, welche lange Zeit die einzigen Regeln der Rechtswissenschaft bey vielen Völkern gewesen sind. Man hat Beyspiele von alten und neuern Nationen, welche keine andern Gesetze kannten.

Die ersten Gesetze aber waren nicht hinlänglich die Ruhe und Sicherheit der Völker zu erhalten; denn sie waren weder bekannt, noch bestimmt genug. Auch war ihre Kraft sehr willkührlich, und wurde von den Leidenschaften bald gehemmt, bald übertrieben. Mancher Beleidigte überschritte bey der geforderten Erstattung oder Schadloshaltung die Gränzen der Billigkeit, und nicht jeder war stark genug, die Gesetze zur Vollziehung zu bringen. Es gab wohl ein allgemeines Gesetz, aber keinen allgemeinen dafür erkannten Schiedsrichter. Diese Unvollkommenheiten der ersten Gesellschaften mußten viele Unordnungen und Unruhen veranlassen.

Der Mensch war frey und unabhängig erschaffen; aber Vernunft und Erfahrung lehrten ihn bald, daß er weder Ruhe noch Sicherheit, noch selbst Freyheit haben würde, wenn er uneingeschränkt seinen Leidenschaften folgen dürfte. Um seines eigenen Vortheils willen entsagte er also dem uneingeschränkten Gebrauch seines Willens, und sah' ein, daß ein Theil der Gesellschaft von dem andern abhängig werden müsse. Und aus diesem Grundsatze sind die verschiedenen Regierungsformen entstanden, welchen sich die Völker unterworfen haben.

Die Geschichte stellt uns die monarchische als die älteste auf. Alle die alten Völker, von welchen Moses redete, hatten Könige, und auch die weltliche Geschichte stimmt in diesem Stücke mit der Bibel überein. Homer preiset immer die Vorzüge der königlichen Würde. Die Chineser, welche sich von einem republikanischen Staat gar keinen Begriff machen können, sind von den urältesten Zeiten her von Monarchen beherrscht worden. Dieß findet man auch bey allen morgenländischen Völkern. Und die berühmtesten Freystaaten des Alterthums, Athen und Rom, sind aus Monarchien entstanden.

standen. Die Ursachen, warum unter den Regierungsformen die monarchische die älteste war, sind leicht zu entdecken. Es war leichter, sich unter ein Oberhaupt zu versammeln, als unter mehrere; ferner ist die königliche Würde mit der väterlichen Gewalt verwandt, und daher scheint die monarchische Regierungsform nach dem Muster des Ansehens, welches die Familienväter ursprünglich genossen haben, gebildet worden zu seyn, nur daß die Macht der ersten Herrscher nicht despotisch war; denn der Despotismus entstand erst in den grossen Reichen; die ersten Königreiche aber waren klein.

Da sich unter den ersten Gesellschaften Leute fanden, die sich durch Stärke, Tapferkeit und Klugheit vor andern auszeichneten, so erwarben sie sich durch diese damals so nöthigen Eigenschaften die Hochachtung und das Zutrauen der andern. Noth und Achtung bewog die Völker, sich ihrer Anführung zu unterwerfen. Die Geschichtschreiber der Nationen bezeugen, daß die ersten Herrscher sich ihre Macht und ihr Ansehen durch die Dienste erworben haben, welche sie der Gesellschaft leisteten. Moses sagt, daß Nimrod der Erste gewesen sey, welcher angefangen habe mächtig zu seyn, und setzt noch hinzu: er sey ein geschickter und berühmter Jäger gewesen. Sehr wahrscheinlich hatte er sein Ansehen dieser Geschicklichkeit zu verdanken. Die damals noch größtentheils unbewohnte und mit Wäldern bedeckte Erde war mit wilden Thieren angefüllt, welche der Sicherheit der Menschen gefährlich waren. Daher achtete man einen Mann, der gegen diese gefährlichen Thiere schützen und sie vertilgen konnte, hoch. Oft versammelten sich also die Einwohner seiner Gegend um ihn her, und, an ihrer Spitze stehend, gewöhnte er sie unvermerkt, seine Befehle anzunehmen und auszuführen, und durch eine stillschweigende Einwilligung derjenigen, die sich freywillig unter seine Anführung begeben hat-

ten, blieb er ihr Oberhaupt. — Herodot erzählt eine zwar spätere Begebenheit, die aber gleichfalls die Entstehung der monarchischen Regierungsform erläutert. Nachdem sich die Meder von der Herrschaft der Assyrer frey gemacht hatten, und einige Zeitlang ohne eine Art von Regierung gewesen waren, so geriethen sie dadurch in eine traurige Anarchie. Oft nahmen sie den Dejoces, einen klugen Mann, zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, wodurch er sich bald die allgemeine Hochachtung seiner Nation erwarb. Als die Streitigkeiten zu häufig, und seine schiedsrichterlichen Geschäfte ihm zu lästig wurden, so entzog er sich ihnen ganz, worauf Unruhen und Unordnungen wieder mehr als jemals einrissen. Dadurch lernten aber seine Landsleute einsehen, daß das einzige Mittel, diesen Uebeln abzuhelfen, dieses wäre, einen König zu wählen, und erwählten einmüthig den Dejoces.

Die Reiche waren anfänglich Wahlreiche; aber nicht lange. Man hielt es für zuträglich, den Sohn in der Regierung folgen zu lassen, und die Bewegungsgründe dazu waren: die Hochachtung, welche man gegen die Verdienste des Vaters hatte, die Gesinnungen und den Unterricht, von welchen man voraussetzte, daß der Sohn von dem Vater bekommen hätte — ferner die vorausgesehenen Unbequemlichkeiten, welche mit einer neuen Wahl verbunden waren. So zeigt uns die Geschichte, daß bey allen alten Völkern der Sohn, und zwar gewöhnlich der älteste, dem Vater in der Regierung nachfolgte.

Die erste Staaten waren von einem kleinen Umfange; fast eine jede Stadt hatte ihren König. In dem einzigen Thal Sodom befanden sich zu Abrahams Zeiten fünf Könige — fast eben so viele, als Dörfer. Was für eine Menge von Königen trafen nicht die Israeliten

raeliten in Palästina an? Josua hatte deren 31 erlegt. Aegypten war anfangs in kleinere Distrikte oder Nomen getheilt. Wie viele kleine Königreiche gab es nicht ursprünglich in Griechenland? Auch das Ansehen dieser alten Könige war sehr eingeschränkt, und die Völker hatten grossen Antheil an der Regierung. Hemor, König zu Sichem, willigte nicht eher in die Vorschläge, welche ihm die Söhne Jakobs gemacht hatten, bis er dem Volke Nachricht davon gegeben, und dessen Einwilligung erhalten hatte. Die aegyptischen Könige waren an strenge Gesetze gebunden. Man kan diese alten Monarchen mit den Caciquen in Amerika vergleichen, deren Macht sich fast nur auf Krieg, Friedensschlüsse und Bündnisse erstreckte.

Von der Einführung der positiven Gesetze.

Um die Unzulänglichkeit der natürlichen Gesetze zu ergänzen, unterwarfen sich die Völker einem Oberhaupt; aber die gar zu eingeschränkte Macht der ersten Monarchen konnte nicht allen Mißbräuchen abhelfen. Man vertraute ihnen also eine grössere Macht an, und bevollmächtigte sie, Verordnungen zu machen, welche Gesetze hiessen. Dadurch wurden die Mängel der ältesten Gesellschaften verbessert; denn nun wurde ein jeder von der Regel, die er befolgen sollte, unterrichtet, und niemand war mehr Richter in seiner eigenen Sache. Der Oberherr machte die Anwendung des Gesetzes, war im Stande seine Befehle zu vollziehen, die Uebertreter derselbigen zu strafen, und über die Beobachtung derselbigen zu wachen.

Die Anzahl der positiven Gesetze mag anfänglich gering gewesen seyn. Zu der Zeit, da die Völker ihren Unterhalt von den Früchten zogen, welche die Erde natürlich hervorbrachte, von der Jagd, dem Fischfang

und den Heerden, mußten sie oft ihren Aufenthaltsort verändern, und hatten daher noch keine festen Wohnplätze, welche Lebensart sich noch unter den Tartarn, Arabern und Wilden erhalten hat. Der Ackerbau erforderte unbewegliche Wohnsitze, und hatte auch mehrere Gesetze zur nothwendigen Folge. Daher muß man zweyerley Arten von positiven Gesetzen unterscheiden: solche, die einer jeden Art von politischer Gesellschaft eigenthümlich sind, und solche, die Feldbau treibenden Völkern eigen sind.

Ohne jene kan keine Regierungsform bestehen. Dahin gehört das Recht des Eigenthums, die Strafgesetze, mit einem Wort: alle diejenigen, welche die Verbindungen betreffen, die Menschen als Mitglieder einer Gesellschaft miteinander machen. Die zweyte Art setzt eine Gesellschaft voraus, in der es schon Künste und eine Art von Handlung gibt, und sie sind bloß eine Erweiterung der erstern. Beyde sind auf das natürliche Recht der Billigkeit gegründet; das bürgerliche Recht gibt aber den letztern überall ihre Form, die nach der Beschaffenheit des Klima und des Nationalcharakters verschieden ist. Die verschiedenen Modifikationen, welche man in jedem Lande der zweyten Art der Gesetze gegeben hat, heißt das bürgerliche Recht eines Volks, und dahin gehören alle Gesetze, welche die ordentlichen Handlungen des bürgerlichen Lebens und den besondern Nutzen der verschiedenen Glieder der Gesellschaft betreffen.

Von der ersten Art der positiven Gesetze.

Ihre Entstehung beruht auf Muthmassungen; Unordnung und Nothwendigkeit machte ihre Einführung nöthig, und wahrscheinlich waren die Verordnungen wegen der Güter einzelner Personen, Strafgesetze u. s. w. der Inhalt der ersten Gesetzgebung. Das Recht des

Eigen-

Eigenthums war so alt, als der Ursprung der Gesellschaften, aber zuerst noch nicht recht bestimmt und klar. Dieß wurde es erst nach der Einführung der politischen Regierung. Doch war das bürgerliche Gesetzbuch der ersten Völker von einem kleinen Umfange. Aber die Einführung der Strafgesetze war unumgänglich nöthig, da der Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft kein anderer ist, als die Ruhe der Bürger zu sichern. Die Erfahrung lehrte, daß die Erhaltung der Gesellschaft von der Macht des Zwangs abhänge, welche durch Strafen die Bösewichter in Furcht setzt, und ein Gegengewicht gegen die Reize des Vergnügens und die Macht der Leidenschaften ist. Die ältesten Strafgesetze betreffen solche Verbrechen, welche unter rohen Völkern am häufigsten sind, z. B. Raub, Mord und andere Gewaltthätigkeiten.

Das Wiedervergeltungsgesetz ist eines des ältesten, und scheint aus der natürlichen Billigkeit geschöpft zu seyn. Die Juden beobachteten es, und Moses scheint sich dabey nach dem schon vorhandenen Gebrauch gerichtet zu haben. Nicht nur die griechischen und römischen Gesetzgeber liessen es gelten, sondern auch jetzt beobachten es noch wilde Völker. Da aber die Ausführung dieses Gesetzes oft unbequem und selbst unmöglich ist, so setzte man statt desselbigen in der Folge Züchtigungen oder Vergütungen fest. Beyspiele davon findet man im 2 B. Mos. 21, 22, 30.

Die alten Strafgesetze waren sehr strenge; denn Thamar wurde wegen des Ehebruchs zum Feuer verurtheilt. Nach den mosaischen Gesetzen wurde der Gottesdienst, die Gotteslästerung, die Entheiligung des Sabbaths, die Zauberey, der Mord, Ehebruch mit dem Tode, oft mit einem harten Tode bestraft. Von dem ersten Gesetzgeber der Athenienser, dem Drako, sagt

Plutarch, daß er seine Gesetze mit Blut geschrieben habe. Die römischen Gesetze der zwölf Tafeln sprechen über sehr viele Verbrechen den Tod aus.

Bey allen gesitteten Völkern findet man ein paar Gebräuche, welche als Stützen der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen sind — die Formalitäten der ehelichen Verbindung und die Ceremonien des öffentlichen Gottesdienstes. Wenn der Geschlechtstrieb nicht in gewissen Schranken gehalten wird, so entstehen daraus schädliche Unordnungen. Vor der Errichtung bürgerlicher Gesellschaften gehorchten beyde Geschlechter nur ihrem sinnlichen Trieb, und die Frauen gehörten demjenigen, der sich ihrer zuerst bemächtigte, oder dem sie sich aus Neigung überliessen; daher konnten die Kinder ihre Väter nicht kennen, und führten die Namen ihrer Mütter. Und da niemand verbunden war, sie zu erziehen, so waren sie der Gefahr ausgesetzt umzukommen. Um solchen Unordnungen vorzubeugen, unterwarf man die Verbindung des Mannes mit der Frau gewissen Formalitäten, und legte durch Ehegesetze den Leidenschaften einen Zaum an. Eben dadurch wurde der Zustand der Kinder festgesetzt, dem Staate Bürger gesichert, und den Gesetzen eine feste Form gegeben. Diese Gesetze und Formalitäten sind sehr alt, wie es die mosaische und weltliche Geschichte beweiset. Die alten Gesetzgeber sorgten auch dafür, die Ehe zu begünstigen. Moses gab den neuen Ehemännern das erste Jahr Freyheit von Kriegs- und andern öffentlichen Diensten. Auch die Peruaner waren in dem ersten Jahr der Ehe von Auflagen frey; hingegen war der Ehebruch, die Nothzucht und die Entführung verbotten und mit schwerer Strafe belegt.

Das Daseyn eines höchsten Wesens, von welchem die Menschen und ihre Schicksale abhängig sind, war ein vom Gefühl unterstützter Glaube fast aller Völker und

zu

zu allen Zeiten, aber freilich in sehr verschiedenen Gestalten. Daher entstand bald eine Verehrung dieses höchsten Wesens. Man ließ sich aber auch angelegen seyn, einen öffentlichen und einförmigen Gottesdienst einzuführen. Die römischen Gesetze sagen: niemand soll neue Götter haben, und niemand soll auch nur insgeheim fremde Götter verehren, wenn nicht ihre Verehrung öffentlich erlaubt ist. Alle gesitteten Völker haben eingesehen, daß keine Gesellschaft ohne öffentlichen Gottesdienst bestehen könne. Ueberall findet man Altäre, Opfer, Feste, Priester, Tempel, oder der Gottheit gewiedmete Orte. Die ersten Herrscher waren es, welche die Aufsicht über den öffentlichen Gottesdienst hatten, und auch später war die priesterliche Würde mit der königlichen verbunden.

Das Eigenthumsrecht und die Ehegesetze hatten gewisse Gebräuche zu Folgen, welche man ursprünglich bey den Eheverträgen, den Erbschaften und Kontrakten beobachtete. Heut zu Tage bringt die Frau gewöhnlich dem Manne ein Vermögen zu; aber bey den alten Völkern findet man das Gegentheil. Wer ein Mädchen heirathete, mußte sie gewissermassen kaufen, entweder durch Dienste, die er dem Vater des Mädchens leistete, oder durch Geschenke, die er dem Mädchen machte. Abraham gab seinem Elieser viele Geschenke mit, als er um die Rebekka für den Isaak werben sollte, und Jakob diente dem Laban sieben Jahre, um die Rahel zur Frau zu erhalten. Auch Homer gedenkt oft dieser Gewohnheit, und man findet sie nicht nur bey den alten Indiern, Griechen, Galliern, Deutschen und Thraciern, sondern auch noch bey den Chinesen, Tartarn, Negern, Türken und vielen andern Nationen. — Auch für die Theilung der Erbschaften hat man gesorgt, und Verordnungen darüber ertheilt. Die väterliche Gewalt scheint anfangs hierinnen willkührlich gehandelt zu haben; so

wendete Abraham seinem Sohn Isaak alles zu: aber der Verfasser des Buches Hiob bemerket, daß Hiob seinen Töchtern gleiche Theile der Erbschaft mit ihren Brüdern gab. Doch hatte der Erstgebohrne Vorzüge, wie aus der Geschichte des Esaus und Jakobs erhellet; auch aus den Profanschriftstellern, dem Homer und Herodot, ist ersichtlich, daß die Erstgebohrnen und Vorzüge vor ihren Brüdern hatten.

Wichtige Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft hatten eine feierliche Bekanntmachung nöthig, um die Ausführung oder Gültigkeit derselbigen zu versichern. Daher entstanden gewisse Formeln, Bevollmächtigungen gewisser Personen, u. d. g. Ehe die Schreibekunst erfunden war, geschahen alle gerichtliche Handlungen blos durch Worte. Um diesen Kraft zu geben, wurden sie öffentlich und vor Zeugen verrichtet. Abraham kaufte zu Hebron eine Begräbnißhöle in Gegenwart des ganzen Volkes. Auf dem Schilde des Achilles stellt Homer zwey Männer auf, die vor dem versammelten Volke um die Geldstrafe wegen eines Menschenmords rechten, und Zeugen aufstellten. Nach dem Moses und Homer wurde unter den Thoren der Stadt, das ist, in Gegenwart des Volkes, Gericht gehalten. Da übrigens wenige Formalitäten beobachtet wurden, so beruhete das meiste auf der Zeugen Aussage.

Man suchte auch durch allerhand Mittel den Mangel der Schreibekunst zu ersetzen. Eines der allgemeinsten war, die Begebenheiten, deren Angedenken man erhalten wollte, in Verse zu bringen, die oft auch gesungen wurden. Auch die Gesetzgeber suchten dadurch die Gesetze auf die Nachkommen fortzupflanzen; daher waren die meisten ältesten Gesetze in Versen verfasset. Eine Mythe macht den Apollo zu einem der ersten Gesetzgeber, und läßt ihn seine Gesetze bey dem Schall seiner

Leyer

Leyer bekannt machen. Die ersten Gesetze der Griechen bestunden aus einer Art von Gesängen.

Da man die Gesetze auch vollziehen mußte, so war zuerst der Hausvater der natürliche Richter bey den Streitigkeiten, die sich unter seinen Kindern erhoben hatten. Als sich aber mehrere Familien vereinigt hatten, so mußte man einen gemeinschaftlichen Schiedsrichter bey Streitigkeiten erwählen, der unpartheiisch war, das Gesetz richtig anwenden konnte, und mit hinlänglicher Macht zur Vollziehung ausgerüstet war. In monarchischen Staaten sprach anfänglich das Oberhaupt in Person Recht; allein da die Nationen zahlreicher und die Regierungsgeschäfte vielfältiger wurden, so übertrug der Fürst die richterliche Gewalt erfahrnen und redlichen Männern. Hat nicht Moses, da seine Geschäfte zu groß wurden, eine Anzahl erfahrner Männer zu Richtern über das Volk erwählt? Sie entschieden aber nur die gemeinen und ordentlichen Rechtsfälle; bey wichtigeren mußten sie dem Moses Rechenschaft ablegen. — Die ursprüngliche große Achtung gegen die Priester machte, daß man ihnen auch das richterliche Amt auftrug. Ausser dem Ansehen, welches ihnen die Religion gab, hatte man sich auch große Begriffe von ihrer Wissenschaft und ihren Kenntnissen gemacht. Noch jetzt gibt es Völker, bey welchen das Richteramt mit der Priesterwürde verbunden ist.

Von der zweyten Art der positiven Gesetze.

Indem der Ackerbau die Künste und Handlung zu Folgen hatte, so brachte er auch das bürgerliche Recht hervor. Das vielleicht zuerst eingeführte Gesetz war das, wodurch jedem ein gewisses Stück Land angewiesen und als Eigenthum versichert wurde, indem vorher die Ländereyen gemeinschaftlich ohne Markung und

Grän-

Gränzen waren. Bey Einführung des Ackerbaues mußte man die Güter, die ein jeder besaß, unterscheiden, und ihm den Genuß der Früchte seiner Arbeit sichern. Wer Korn gesäet hatte, der mußte es auch erndten; und daraus flossen die Gesetze von dem Eigenthume der Ländereyen, von den Gränzen und dem Genusse derselben. Homer läßt die Anführer der Kolonisten (Odyss. VI. 10.) am ersten dafür sorgen, die Ländereyen unter die Einwohner der neuen Kolonien zu vertheilen. Auch den unrechtmäßigen Besitzungen suchte man Einhalt zu thun und zuvorzukommen. Die Gränzen des Eigenthums wurden durch die Natur, oder durch dauerhafte künstliche Zeichen bestimmt. Im Buche Hiob werden diejenigen unter die Lasterhaften gezählt, welche die Gränzen des Eigenthums verrücken. Moses hat dieses den Israeliten ausdrücklich verboten, und Homer redet auch davon. Numa setzte auf die Verrückung der Gränzsteine die Todesstrafe, und man suchte auch durch Furcht vor den Göttern diejenigen zurückzuhalten, welche sich von menschlichen Gesetzen allein nicht zurückhalten liessen.

So wie aber sich nach und nach die Künste und die Handlung verbreiteten, so wurden auch neue Zeichen von den Waaren und dem Werthe derselbigen eingeführt. Als man die Metalle und ihre Bearbeitung kennen lernte, so entstanden neue Künste, und die bereits bekannten wurden vollkommener. Ebenfalls Quellen neuer Gesetze. Sobald man die Metalle, als den gemeinschaftlichen Preiß einführte, so mußten nothwendig neue Verordnungen entstehen. — Auch Kriege gaben oft den Staaten eine neue Gestalt, und führten neue Sitten, Einsichten und Kenntnisse ein. Daher hat sich das politische System der Staaten oft geändert, und alle diese Veränderungen haben einen Einfluß auf die Gesetzgebung gehabt.

Wir wollen hier nur noch einmal bemerken, daß alle Gesetze, welche in der Folge das bürgerliche Gesetzbuch der Völker ausgemacht haben, theils unmittelbar, theils mittelbar aus dem Ackerbau entstanden sind. Die Geschichte bezeugt es, daß die bürgerlichen Gesetze zugleich mit dem Feldbau ihren Ursprung genommen haben. Osiris hat in Egypten den Ackerbau und die Gesetze eingeführt; die Griechen sagten eben dieses von der Ceres, die ältesten Einwohner Italiens von dem Saturn, die Spanier von dem Habis, die Peruaner von dem Manco-Capak, und die Chineser von dem Yao.

Die wichtigste Folge, welche der Ackerbau gehabt hat, war diese: daß sich die Menschen feste Wohnungen bauen, und nahe aneinander anlegen mußten, um einander Hülfe leisten zu können. Auf diese Art entstanden die Städte, und zwar die ersten in Chaldäa, China und Egypten, in welchen Ländern schon in den ältesten Zeiten der Ackerbau getrieben worden war. Mit den Städten fieng die Staatswissenschaft an, und sie gaben grossen Staaten den Ursprung. Die Reiche Babylon, Assyrien und China entstanden in dem Theile von Asien, wo man sich hauptsächlich mit dem Feldbau beschäftigte; denn die Jagd, der Fischfang und die wildwachsenden Erdfrüchte reichen nicht zu, eine grosse Menge Menschen in einer Gegend zu ernähren. Völker, die nur diese Nahrung haben, müssen immer von einer Gegend in die andere ziehen, ohne sich jemals in zahlreiche Haufen vereinigen zu können. Nur der Ackerbau kan eine grosse Anzahl Menschen in einer Gegend nähren.

So eine grosse Bewunderung aber die Gesetze verdienen, so wären sie doch nicht allein hinreichend gewesen, das Glück und die Ruhe der Völker zu bewürken. Die Staatskunst hat noch zwey grosse Triebfedern der menschlichen Handlungen angewendet, um oftmals

mals die Stelle der Gesetze zu ersetzen: Ehrliebe und Furcht vor der Schande. Nirgend werden die gesellschaftlichen Tugenden der Großmuth, Aufrichtigkeit, Menschenliebe u. s. w. belohnt; und nirgend werden die Laster des Geizes, der Lügen, Schwelgerey, Undankbarkeit u. s. w. bestraft; zumal da einige dieser Laster gewissermassen der obrigkeitlichen Bestrafung nicht fähig sind. Da aber das lebhafte Gefühle der Ehre die Frucht der Gesellschaft ist, so vereinigte sich das allgemeine und besondere Beste, es zu bilden. Man erkannte, daß gewisse Handlungen und Gesinnungen der Gesellschaft vortheilhaft sind, und betrachtete sie daher als sehr schätzbare Eigenschaften der Menschheit, und bezeugte daher den Personen, die sie besassen, eine besondere Hochachtung. Und daraus entstand auch die Begierde, sich diese Zeugnisse und Merkmale der Achtung zu erwerben. Auch in Ansehung derjenigen schlechten Handlungen, gegen welche die Gesetze keine Strafen bestimmen konnten, hat die Gesellschaft eben diese Grundsätze befolgt, so daß diese Handlungen doch nicht ungestraft blieben, sondern durch die Schande und durch die Verachtung von dem besten Theile der Gesellschaft nachdrücklich gezüchtiget werden.

Wir wollen nun die berühmtesten Völker besonders betrachten, und sehen, wie ihre Staatseinrichtung und ihre Regierungsform in den Jahrhunderten, welche den Gegenstand dieses ersten Theils ausmachen, beschaffen gewesen ist.

Von den Gesetzen und der Regierungsform der Babylonier und Assyrer.

Asien war der erste Welttheil, der Kultur erhielt. Schon in dem ersten Jahrhundert nach der noachischen Ueberschwemmung soll Nimrod den Grund zum babylo-

bylonischen Reiche, wie Assur zum assyrischen gelegt haben. Das Chinesische ist vielleicht nicht jünger, und die Länder, welche wir jetzt Persien nennen, hatten auch eine sehr frühe Kultur. Zur Zeit des Abrahams hatte sich der Beherrscher dieser Gegenden, Kedorlahomor, schon eine grosse Strecke Landes unterworfen. Auch die Völkerschaften von Palästina wurden, wie es scheint, gröſtentheils von Königen regiert. Man muß sich aber hier mit allgemeinen Begriffen begnügen, weil keine Geschichte in diese entfernten Zeiten hinaus reicht, und die einzige mosaische Geschichte unsere Neubegierde weiter nicht befriediget.

Moses thut zwar des Nimrods Meldung, sagt aber nichts von seinen Nachfolgern. Man trift blos zur Zeit Abrahams einen Fürsten Namens Amraphel an, der König zu Sinear heißt, und vermuthlich einer von den Nachfolgern des Nimrods gewesen ist. Eben dieses Stillschweigen beobachtet Moses in Ansehung des assyrischen Reiches, und sagt bloß, daß Assur Babylonien verlassen, um sich in das Land zu begeben, das man nachher Assyrien nannte, wo er Ninive erbaute. Vielleicht kan man dieses Umstandes wegen die Stiftung des assyrischen Reiches in diese Epoche setzen. Zu den weltlichen Schriftstellern kan man seine Zuflucht nicht nehmen, denn sie schweigen entweder ganz, oder sind so voll Widersprüche und Schwierigkeiten, daß man von den ersten Begebenheiten der babylonischen und assyrischen Reiche sich keine richtigen Begriffe machen kan. Aus der mosaischen Geschichte erhellet nur so viel, daß die Städte Babylon und Ninive ursprünglich die Hauptstädte zweyer Staaten gewesen sind, die von zwey besondern Fürsten beherrscht wurden. Wir wissen die Namen der Könige nicht, welche von Assur bis auf den Ninus zu Ninive regiert haben. Ganz natürlich war das assyrische Reich anfangs von einem geringen Umfang. Ninus war der Erste, der die

Grän-

Gränzen desselbigen erweiterte; er eroberte das Königreich Babylon, und legte den Grund zu der fürchterlichen Macht, welche so viele Jahrhunderte hindurch einen grossen Theil von Asien unterjochte.

In Babylon schienen, von Nimrod an, sieben Könige von chaldäischer Herkunft nacheinander regiert zu haben, nach welchen sich arabische Fürsten, deren sechs aufeinander folgten, des Throns bemächtigten. Den letzten derselben überwand der assyrische König Ninus, und vereinigte im Jahr 590 nach der Sündfluth das babylonische Reich mit dem assyrischen. Die Regierung des Ninus war eine ununterbrochene Reihe von Siegen und Eroberungen. Sein einziger Sohn Ninias war bey dem Tode seines Vaters noch minderjährig; daher übernahm dessen Mutter Semiramis die Regierung. Das erste Beyspiel, daß eine Frau den Thron bestieg. Ihre Regierung war glänzend. Wir werden an dem gehörigen Orte von den Merkwürdigkeiten reden, welche ihr das Alterthum beylegt, doch die Erdichtungen davon absondern, wodurch die Fabel die alte Geschichte verunstaltet hat. Der Semiramis Nachfolger war ihr Sohn Ninias, der 38 Jahre regierte. Nach ihm, bis auf die Empörung der Meder, in einer Zeit von mehr als 800 Jahren, weiß man nichts von den Begebenheiten der Assyrer; so gar die Namen der Könige sind nicht recht bekannt. Man schreibt diese Unwissenheit der Weichlichkeit zu, in welche die Nachfolger des Ninias versunken waren.

Vom Anfang an war die Regierung dieser beyden Reiche monarchisch und erblich. Ninus wurde für den ersten Monarchen in Asien gehalten, welcher die Staatskunst verstand. Er hat das assyrische Reich in viele Provinzen oder Statthalterschaften eingetheilt; auch die Einwohner waren in eine gewisse Anzahl Stämme getheilt,

theilt, und die Künste waren erblich, denn den Kindern war es nicht erlaubt, das Handwerk ihrer Väter zu verlassen. Der Urheber dieser Anordnung ist nicht bekannt, aber sie war fast bey allen asiatischen und andern Völkern schon im höchsten Alterthum eingeführt. In Ansehung der Ehe beobachteten die Assyrer einen sonderbaren Gebrauch. Alle Jahre versammelte man die zum Heirathen tüchtigen Mädchen, und wenn der Ausrufer auf ein jedes einen gewissen Preiß gesetzt hatte, so kauften die Reichsten, mit Steigerung des Preises, diejenigen, die ihnen vorzüglich gefielen. Dieses Geld wurde hierauf den Häßlichen bestimmt, und wenn die schönen Mädchen verkauft waren, so zeigte der Ausrufer das häßlichste der übriggebliebenen, und fragte: ob sie jemand mit einer gewissen Geldsumme heirathen wollte? Dem, der sich mit dem geringsten Preise begnügen wollte, wurde es zugeschlagen, und auf diese Art wurden sie alle versorget. Auch bey andern Völkern war dieses sinnreiche Mittel, die Ehen zu erleichtern und zu vermehren, gebräuchlich. Man durfte aber das Mädchen, das man gekauft hatte, nicht mit sich wegführen, wenn man nicht vorher Bürgschaft gestellt hatte, daß man sie heirathen wollte. Wenn das Paar sich nicht miteinander vertragen konnte, so mußte das Geld wieder herausgegeben werden. Gegen das Ende der assyrischen Monarchie hat sich, wie Herodot sagt, diese kluge Einrichtung verlohren.

Die Assyrer hatten drey Staatskollegien und drey Gerichtsstühle. Jene scheinen von der ganzen Nation errichtet zu seyn, um mit dem Monarchen den Staat zu regieren. Das erste bestand aus allen Kriegsbedienten; der Adel machte das zweyte aus, und das dritte bestand aus Alten. Die Gerichtsstühle besorgten die Gerechtigkeitspflege. Der erste sorgte für die Verheirathung der Jungfrauen, und bestrafte die Ehebrecher;

der zweyte erkannte über den Diebstahl und der dritte über alle Gewaltthätigkeiten. Die Babylonier werden auch für die ersten gehalten, welche den Gebrauch eingeführt haben, die bürgerlichen Handlungen schriftlich zu verfassen.

Alle Schriftsteller des Alterthums schildern die Regierungsart der alten assyrischen Könige verachtungswürdig, und beschuldigen den Ninias, daß er seinen Nachfolgern das böse Beyspiel gegeben habe. Ninias ergrief alle Maasregeln, um seine Völker in Gehorsam zu erhalten, indem er in jeder Provinz jährlich eine gewisse Anzahl Truppen ausheben, sie um seine Hauptstadt lagern ließ, und zu Ende des Jahrs wieder nach Hause schickte, und neue ausheben ließ — indem er dabey die doppelte Absicht hatte, seine Unterthanen dadurch, daß sie ihn beständig von einer grossen Armee umgeben sahen, im Gehorsam zu erhalten, und durch die Verwechslung der Truppen zu verhindern, daß die Officiere und Soldaten in keine zu enge Verbindung kamen. Man legt es ihm zur Last, daß er sich beständig in seinen Pallast eingeschlossen habe; vielleicht hat er es deswegen gethan, um eine grössere Ehrfurcht für seine Person einzuflössen.

Von den Gesetzen und der Regierungsart der Egypter.

Die Geschichte der Egyptier ist vornemlich deswegen merkwürdig, weil von ihnen die gesittetsten Völker Europens die ersten Gründe der Gesetzgebung, Künste und Wissenschaften erhalten haben. Von ihnen haben die Griechen und von den Griechen die Römer gelernt. So wie aber auf der einen Seite die Gesetze, Wissenschaften und Staatskunst derselben sich auszeichnen, so liegt auf der andern über der Geschichte dieses Volks eine grosse

Dun-

Dunkelheit, woran vielleicht ihr Nationalstolz selbst mit Schuld ist. Egypten bekam sehr früh eine politische Verfassung. Aristoteles hielt es für das erste Land, das eine ordentliche Regierungsform gehabt habe. Moses bestättiget das Zeugniß der Profanschriftsteller von dem Alterthum dieser Monarchie. Cham, Noah's Sohn, wird für den Anführer der Kolonie, welche aus der Ebene von Sinear kam, und sich in Egypten niederließ, gehalten. Die Egyptier hatten den Vortheil, daß sie eine lange Reihe von Jahrhunderten durch Herren regiert wurden, welche in dem Schoos Egyptens gebohren waren. Auch scheint dieses Reich einen langen Frieden in den ersten Zeiten genossen zu haben, und man bemerkt bey dieser Nation viele Beharrlichkeit in ihren Gesetzen und in ihrer Regierungsform, wozu noch dieses kommt, daß Mneves (Menes), der für den ersten Gesetzgeber Egyptens gehalten wird, seine Gesetze schriftlich verfaßt haben soll.

Daher ist es kein Wunder, daß sich Egypten schon damals, als Abraham sich wegen einer Hungersnoth dahin begab, in einem blühenden Zustande befand; denn es konnte nicht nur seine Einwohner, sondern auch die dahin geflüchteten Ausländer ernähren. Moses stellt den damaligen Beherrscher mächtig, und mit Hofleuten umgeben vor, welche sich beeiferten, den Leidenschaften ihres Herrn zu schmeicheln. Zu den Zeiten Jakobs sieht man beym Moses ein Reich, das in mehrere Provinzen getheilt ist, das einen Rath, Gefängnisse, Priester, öffentliche Vorrathshäuser, einen Sklavenhandel, und eine Handlung ins Ausland hatte. Diese Umstände bezeichnen hinlänglich ein Volk, das sich sehr geschwind kultivirt haben mußte. Egypten zeigt zu eben dieser Zeit die äusserliche Pracht der Könige, einen Hauptmann der Leibwache, einen Obermundschenken, und einen Obermundbäcker. Alle dem Joseph erwiesenen

Ehrenbezeugungen verrathen einen glänzenden und ansehnlichen Hof.

Man darf sich aber nicht vorstellen, als ob dieß alles das Werk der ersten Jahrhunderte ihrer Monarchie gewesen sey; die Geschichtschreiber bezeugen das Gegentheil. Sie nennen uns viele Gesetzgeber, welche nach und nach an der Verbesserung der egyptischen Gesetzgebung gearbeitet haben. Doch gebührt diesem Volk der Ruhm, daß es ziemlich bald einige Grundsätze der wahren Staatskunst gekannt habe.

Egypten war ursprünglich ein Erbreich, dessen Beherrscher sich vorzüglich die Einführung und Anordnung der Religionsgebräche angelegen seyn liessen. Das ganze Alterthum hält die Egyptier für die ersten, welche der Gottheit einen öffentlichen und feyerlichen Dienst angeordnet haben, und ihre Jahrbücher schreiben dieses dem Osiris zu. Schon zur Zeit Josephs genossen daselbst die Priester grosse Vorzüge, ihre Ländereyen waren von den öffentlichen Abgaben frey, und sie besassen sie durch die Freygebigkeit der Könige. Diodor sagt, daß die Isis den Priestern den dritten Theil des Landes zu ihrem Unterhalte, und zur Bestreitung der Opferkosten bestimmt habe. Sie waren der erste Stand, und immer um die Person des Königs. Ihnen waren die Archive und öffentlichen Jahrbücher anvertraut. Mit einem Worte: sie verwalteten die wichtigsten Staatsämter, sprachen Recht, besorgten die Erhebung der Auflagen, und hatten die Aufsicht über Münze, Gewicht und Maas. Die Egypter eignen ihrem ersten Beherrscher die Einführung der Ehegesetze zu, und es scheint bey ihnen gebräuchlich gewesen zu seyn, den Töchtern ein Heirathsgut zu geben; so gab, wenigstens in den spätern Zeiten, ein König bey der Verheirathung seiner Tochter mit dem Salomo die Stadt Gazer zur Mitgift mit. Herodot sagt ausdrücklich,

lich, daß die Egypter nicht mehr als Eine Frau heirathen durften. Daher wurde der Ehebruch auf das schärfste bestraft; der Mann erhielt tausend Ruthenstreiche, und der Frau wurde die Nase abgeschnitten. Auch Moses gibt uns ein Beyspiel, was für eine grosse Achtung man zu den Zeiten Abrahams gegen die eheliche Verbindung hatte. Den Frauen erwies man eine grosse Ehrerbietung. Die Männer versprachen in den Ehekontrakten, ihren Frauen unterworfen zu seyn, welche Gewohnheit ihren Ursprung von der Verehrung hatte, die sich die Isis durch die Art, wie sie nach dem Tod ihres Bruders, des Osiris, regierte, erworben hatte. Ihre Ehe mit diesem ihren Bruder gab auch zu dem Gesetze Anlaß, welches die Ehe zwischen Brüdern und Schwestern erlaubte. — Der barbarische Gebrauch, Kinder auszusetzen, welcher bey dem größten Theile der alten Völker erlaubt war, fand in Egypten nicht statt; es war vielmehr verordnet, alle Kinder zu erhalten und zu erziehen; es wurden sogar diejenigen Kinder für rechtmäßige erkannt, welche mit Sklavinnen erzeugt worden waren. Aber der gemäßigte Himmelsstrich, in welchem Egypten liegt, machte die Erziehung der Kinder zu einer leichten und wenig kostspieligen Sache, und sie war noch dazu hart. Daher waren die alten Egypter ein sehr zahlreiches und zu harten Arbeiten aufgelegtes Volk. Die Gesetzgeber sorgten auch dafür, daß die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern auf das heiligste beobachtet wurde. Vielleicht wurde auch die Kunst, die Todten einzubalsamiren, deswegen erfunden, um die Ehrerbietung, auch noch nach dem Tod, zu erhalten. Sie war schon zu Jakobs Zeiten gebräuchlich.

Das Land war ursprünglich in Nomen oder Distrikte eingetheilt, und alle Einwohner sollen in drey Klassen, in Priester, Soldaten, Ackerleute oder Künstler eingetheilt gewesen seyn. Nach dem Strabo soll, dieser

ser ursprünglichen Eintheilung zu Folge, das Land einer jeden Provinz in drey gleiche Theile zertheilt, und den drey verschiedenen Ständen zugeeignet gewesen seyn. Nach dem Herodot und Diodor aber waren die Egypter noch in viele andere Klassen getheilt. Aus den Schriftes des Moses erhellet, daß zur Zeit Josephs jeder Einwohner ein gewisses Stück Land eigenthümlich besessen, und daß er genöthiget war, da die Hungersnoth einfiel, es dem Könige zu verkaufen. Joseph erwarb damals, zum Vortheil des Königs, das ganze Ackerland von Egypten, und nur die Priester waren nicht genöthiget, ihr Eigenthum zu verkaufen. Damit er aber die Unterthanen des Königs nicht an den Bettelstab brächte, so gab er dem Volke seine Ländereyen wieder, mit der Bedingung, wie Moses sagt, daß es dem König jährlich den fünften Theil der Produkte geben sollte, und diese Einrichtung bestand noch zur Zeit dieses Gesetzgebers. Dieses bezeugt auch Herodot und Strabo; denn jener sagt, daß Sesostris, der nach unserer Zeitrechnung kurz nach Josephs Tod den Thron bestieg, das ganze Land unter die Einwohner vertheilt, und eine Abgabe darauf gelegt habe, welche mit der Grösse des Landes, das ein jeder besaß, im Verhältnisse stand; Strabo aber meldet, daß die Einkünfte der Könige aus den Abgaben bestünden, die sie von den Ländereyen und dem Fleiß ihrer Unterthanen erheben.

In Ansehung der Gerichtspflege giengen die Egypter mit grosser Vorsicht zu Werke. Ihr vornehmstes Gericht bestand aus 30 Richtern, die von den Königen hinlänglich besoldet waren; daher kostete es den Partheyen nichts, sich Recht zu verschaffen; sie durften nicht einmal ihre Prozesse mündlich führen, sondern es wurde alles schriftlich gehandelt, weil die Beredsamkeit oft die Wahrheit verdunkelt, und die Richter blendet. Die Partheyen bekamen hinlängliche Zeit, ihre Schriften auf=

aufzusetzen; damit aber die Prozesse nicht zu sehr verlängert würden, so war von jeder Seite nicht mehr als eine Replik erlaubt. Wenn die Sache genug untersucht war, so gab der Oberrichter ein Zeichen, die Sitzung anzufangen, indem er ein kleines Bild, das ohne Augen war, und an einer goldenen Kette an seiner Brust hieng, in die Hand nahm. Dieses Bild war ein Symbol der Wahrheit, und wenn das Urtheil gefällt war, so berührte der Oberrichter die Parthey, welche den Prozeß gewonnen hatte, mit dem Bildnisse der Wahrheit. Die Richter mußten bey ihrer Anstellung den Königen schwören, daß sie, wenn auch ihnen der König selbst befehlen sollte, einen ungerechten Ausspruch zu thun, nicht gehorchen wollten. — Der Gebrauch der Siegel, zur Bestättigung der Urkunden, war in Egypten sehr alt. Sie waren in die Steine der Ringe eingegraben, und Pharao nahm seinen Ring von dem Finger, und gab ihn dem Joseph, zum Zeichen der ihm anvertrauten und unumschränkten Gewalt. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß dieser Ring das königliche Siegel gewesen ist.

Das Alterthum und die Menge der egyptischen Strafgesetze bestättigen die mosaischen Schriften; denn aus Josephs Geschichte erhellet, daß Todesstrafen eingeführt waren. Auch die Profanschriftsteller erwähnen derselbigen. Wer einen Menschen nicht das Leben rettete, wenn er konnte, wurde mit dem Tode bestraft; wer aber, wenn er nicht retten konnte, den Mörder nicht anzeigte, bekam Ruthenstreiche und mußte drey Tage fasten. Wenn ein ermordeter Mensch gefunden wurde, so mußte die zunächst liegende Stadt ihn prächtig einbalsamiren und begraben lassen; eine weise Verordnung, um die Städte zu bewegen, in ihrem Gebiete über die Sicherheit zu wachen. Ein vorsetzlicher Todschlag wurde mit dem Tode bestraft, der Getödtete moch-

te ein Freygebohrner oder Sklave seyn. Den Vatermördern war eine ausserordentliche Strafe bestimmt. Man steckte in alle Theile ihres Körpers Stücken Rohr von der Länge eines Fingers, wickelte sie darauf in Reißig und legte sie ins Feuer. Väter, welche ihre Kinder tödeten, wurden zwar nicht mit dem Tode, aber doch empfindlich bestraft. Sie mußten die Leichname der getödeten Kinder drey Tage und drey Nächte lang ununterbrochen, unter Aufsicht der Wache, auf den Armen halten. Wer den Feinden ein Geheimnis des Staates entdeckte, dem wurde die Zunge ausgeschnitten. Falsche Münzer verlohren beyde Hände, so wie auch diejenigen, welche falsches Gewicht und Maaß führten. Wer eine freye Weibsperson geschändet hatte, der wurde verschnitten.

Alle alten Völker hielten es für das größte Unglück der Begräbniß beraubt zu werden. In Egypten konnte aber niemand die Ehre und Wohlthat der Begräbniß anderst hoffen, als von dem Ausspruch eines öffentlichen und feierlichen Gerichts, welches aus 40 Richtern bestand. So bald jemand gestorben war, so kündigte man ihnen die Zeit an, wann er sollte begraben werden. An dem bestimmten Tage versammelten sich die Richter, und das Gesetz erlaubte jedermann, Klagen gegen den Verstorbenen anzubringen. Wenn er eines lasterhaften Lebens überführt wurde, so wurde ihm die Ehre des Begräbnisses abgeschlagen; konnte man ihm aber keinen Vorwurf machen, so hielt man ihm eine Lobrede und begrub ihn mit Ehren. Selbst die Könige waren diesem feierlichen Todengerichte unterworfen. So lange sie lebten, hatte man so viele Ehrfurcht gegen ihre Person, daß man es nicht wagte, sie zu tadeln; aber nach dem Tode waren sie davon nicht frey. Bey dem Todengerichte, das über sie gehalten wurde, rühmten die Priester zuerst ihre guten Handlungen und Tugenden. Hatten sie diesen Ruhm verdient, so antwortete das unzählich

zählich versammelte Volk den Priestern mit einem Freudengeschrey; hatten sie schlecht regieret, so erschallte ein allgemeines Murren, und durch diesen Ausspruch des Volks sind wirklich einige Könige der Begräbniß beraubt worden. Diese Gewohnheit steigt bis in die ältesten Zeiten hinauf, und in der Folge haben die Israeliten sie gewissermassen auch angenommen; denn diejenigen Könige, welche schlecht regieret hatten, wurden nicht in die Gräber ihrer Vorfahren begraben. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus sagt, daß diese Gewohnheit noch zu den Zeiten der Asmonäer beobachtet wurde.

Von den Gesetzen und der Regierungsform der Griechen.

Obgleich das ganze Gebiet des alten Griechenlandes nicht so groß war, als ein Paar deutsche Reichskreise, so ist doch die Geschichte desselbigen die merkwürdigste. Die glänzenden Begebenheiten der Griechen sind uns durch Schriftsteller von den größten Verdiensten, und durch die vortreflichsten Geschichtschreiber, welche auch kleine Begebenheiten anziehend zu machen wußten, überliefert worden. Die älteste griechische Geschichte aber ist entweder in Dunkel gehüllt, oder durch Fabeln entstellt. In ihren Traditionen legen sich die Griechen ein unfürdenkbares Alterthum bey — wie es fast alle alten Nationen thun. Sie nannten sich Autochthonen, ursprünglich Eingebohrne des Landes, das sie bewohnten. Die Athenienser rühmten sich so alt zu seyn, als die Sonne; die Arkadier behaupteten vor dem Monde gewesen zu seyn, und die Lacedämonier nannten sich Kinder der Erde.

Es scheint eine ausgemachte Sache zu seyn, daß der Occident aus dem Orient bevölkert worden ist. Javan, ein Sohn des Japhets, soll der Stammvater

aller Völker, die unter dem Namen der Griechen bekannt sind, gewesen seyn. Nach der mosaischen Geschichte haben sich Javans Nachkommen von Kleinasien aus auf den westlich liegenden Inseln niedergelassen, von da viele wahrscheinlich nach dem Pelsponnes und nach Griechenland übergegangen sind. Wir kennen die Namen vieler griechischen Völker, deren Ursprung und Geschichte ganz unbekannt ist, z. B. Pelasger, Hyanten, Leleger, Karier u. s. w. Unter diesen Völkern waren die Pelasger das ansehnlichste und ausgebreiteste. Auch die Karier haben eine ansehnliche Rolle gespielt und sich auf den Inseln des Archipelagus und der Küste von Kleinasien ausgebreitet.

So viel weiß man, daß die ersten Einwohner Griechenlandes ohne Verbindung und Umgang miteinander gelebt haben. Gewalt entschied alles, weil weder Gesetze, noch eine höchste Gewalt da war. Eben das Volk, dem wir alle Kenntnisse schuldig sind, stammte von Wilden ab, die ohne Oberhaupt und Zucht in Wäldern und Feldern herumirrten, in Höhlen und Klüften wohnten, den Gebrauch des Feuers nicht einmal kannten. Da Griechenland ein so schönes Land war, so konnte es nicht fehlen, daß sich viele ausgewanderte Stämme desselbigen zu bemächtigen suchten. Ihre Geschichte ist uns unbekannt. Da Europa damals wenig bevölkert war, so konnte eine geringe Anzahl von Kolonisten sich grosse Strecken Landes unterwürfig machen. Die Oberhäupter dieser Kolonisten waren diejenigen, die in den historischen Mythen unter den Namen der Titanen, des Saturns, des Jupiters u. s. w. bekannt sind. Sehr wahrscheinlich kam ein Theil dieser Kolonisten aus Egypten herüber.

Diese alten Kolonien trugen aber nicht viel zur Kultur von Griechenland bey; denn spätere Kolonien,

die

die aus Egypten und Phönicien kamen, waren die Urheber derselbigen. Die Oberhäupter derselbigen brachten einige herumirrende und in den Wäldern zerstreute Familien zusammen, überredeten sie, sich mit ihnen zu vereinigen und in Gesellschaft zu leben, bauten Häuser, unterrichteten sie in den nothwendigsten Künsten, gaben ihnen Gesetze, und unterwarfen sie einer gewissen Regierungsform. Hier wird es in der Geschichte schon heller. Man kennt die Namen der Anführer dieser Kolonien. Die bekanntesten sind Ogyges, Inachus, Kekrops, Kadmus, Lelex und Danaus. Diese verschiedenen Oberhäupter stifteten die Königreiche Athen, Argos, Sparta und Theben.

Die Athenienser sind unstreitig eines von den Völkern Griechenlandes, das sich sehr frühzeitig in eine politische Gesellschaft begeben hat. Da Attika ein dürres und unfruchtbares Land ist, so war es der Eifersucht seiner Nachbarn nicht ausgesetzt, und daher auch wenigen Staatsveränderungen unterworfen. Die ersten Einwohner erhielten sich lange auf ihrem Grund und Boden, und daher kam vermuthlich der Einfall der Athenienser, daß sie aus dem Schoose der Erde, die sie bewohnten (Αυτοχθονες) hervorgewachsen wären. Bestimmen läßt sich die Zeit nicht, wann die Einwohner von Attika eine Regierungsform erhalten haben; vermuthlich war Ogyges der erste, der über diese Völker geherrscht hat. Man kennt ihn weiter nicht, und weiß auch nicht, aus welchem Lande er gekommen ist. Die fabelhafte Geschichte sagt, daß er aus seiner Ehe mit der Thebe, des Jupiters Tochter, einen Sohn, Namens Eleusinus, gezeugt habe, der die Stadt Eleusis erbauete. Nach dem Ogyges bis auf den Kekrops nennt man viele Könige, deren Geschichte uns ebenfalls unbekannt ist. Unter dem Akteus, dem letzten dieser unbekannten Fürsten, kam Kekrops als Anführer einer egyptischen Kolonie

nie in Attika an, ungefähr 1582 Jahre vor Christi Geburt. Mit dieser Epoche fängt die eigentliche Geschichte von Athen an.

Die Epoche des Ogyges, die man in das Jahr 1831 vor Christi Geburt setzen kan, ist durch eine Ueberschwemmung merkwürdig, wodurch Griechenland unter der Regierung dieses Prinzen heimgesucht worden, und die unter dem Namen der ogygischen bekannt ist. Einige alte Schriftsteller sagen, daß Attika durch dieselbe so verwüstet worden sey, daß es beynahe 200 Jahre wüste gelegen wäre; aber aus bessern Zeugnissen des Alterthums erhellet, daß die Wasserflut des Ogyges nur eine vorübergehende Ueberschwemmung gewesen ist, welche durch eine Ergiessung des Sees Kopais, dessen Abflüsse damals verstopft waren, verursacht worden ist. Es wurden dadurch zwar einige Städte in Böotien und Attika zu Grunde gerichtet; aber die Bewohnung und Anbauung des Landes hörte nicht auf.

Argos.

Dieses war eines der ersten griechischen Reiche, und von dem Inachus gestiftet worden, welchen die Mythe zu einem Sohn des Oceans und des Thetis machte; das heißt: er ist über die See nach Griechenland gekommen — vermuthlich aus Phönicien. Er ließ sich 1822 vor Christi Geburt auf dem Peloponnes nieder. Das Alterthum gibt ihm zwey Söhne, den Phoroneus und Argialeus; jener erbte das Königreich Argos, und dieser errichtete auf der Halbinsel einen andern kleinen Staat, Sicyon. Vermuthlich führte Inachus auch eine nomadische Lebensart. Sein Sohn Phoroneus hat die neue Anlage seines Vaters vervollkommnet, die zerstreuten Völker versammelt, und sie beredet, Häuser zu bauen, die nahe beyeinander waren. Dadurch erhielt er einige

Dör-

Dörfer und eine Stadt. Es war aber nicht genug, diese rohen Menschen in eine gesellschaftliche Verbindung gesammelt zu haben, man mußte sie auch Mittel zu ihrem Unterhalt lehren und verschaffen. Phoroneus lehrte sie daher die Kunst, sich auf eine bequeme Art des Feuers zu bedienen, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen u. s. w. Um sie aber in Ordnung zu erhalten, gab er ihnen auch Gesetze und errichtete Gerichtshöfe, lehrte sie auch, die Gottheit durch einen öffentlichen Dienst zu verehren, um ihre wilden Sitten völlig zu mildern; er ordnete Opfer an, und errichtete Altäre. Durch diese wichtigen Dienste verschafte sich Phoroneus die Ehre, daß er von der Nachwelt für den ersten in Griechenland erschienenen Menschen, und den ersten Beherrscher dieses Theils von Europa gehalten wurde. Sein Sohn Apis und neun Fürsten aus seiner Familie beherrschten Argos bis auf den Gelanor, welchem der Egypter Danaus den Scepter entrieß.

Zweytes Buch.

Von den Künsten und Handwerkern.

Die Noth und der Zufall lehrte den Menschen Handarbeiten und Künste erfinden; aber diese Erfindungen würden nie auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht worden seyn, wenn sich nicht Familien in Gesellschaften vereiniget hätten, und wenn nicht Gesetze eingeführt worden wären, durch welche die Gesellschaften befestiget wurden. Dadurch wurden einige rohe Erfindungen, Früchte des Zufalls und der Noth, zur Vollkommenheit gebracht.

Es ist nicht zu beweisen, daß schon vor der noachischen Ueberschwemmung einige Künste bekannt gewesen sind. Moses sagt, daß Tubal Kain Metalle und Eisen bear-

bearbeitet, sein Bruder Jubal aber musikalische Instrumente erfunden habe. Allein der größte Theil dieser Kenntnisse scheint sich in der sogenannten Sündfluth wieder verlohren zu haben. Die Sprachenverwirrung, oder die unter den Noachiten eingerissene Uneinigkeit und die daraus erfolgte Zerstreuung der Familien liessen dem größten Theil der Nachkommen des Noah nicht die nöthige Zeit, von den Einsichten Nutzen zu ziehen, die er ihnen hätte mittheilen können. Auch ihre Züge in unangebaute, entlegene Gegenden machten, daß sie aus Mangel an Uebung das, was sie wissen konnten, vergessen haben. Dadurch versanken die Menschen in den ersten Jahrhunderten in eine grobe Unwissenheit; es fehlte an den einfachsten und gemeinsten Kenntnissen.

Daß ein grosser Theil der Menschen sogar von den Eigenschaften und dem Gebrauche des Feuers nichts gewußt habe, versichern einstimmig die ältesten Nachrichten. Die Egyptier, Phönicier, Perser, Griechen und viele andere Nationen gestehen es, daß ihre Voreltern den Gebrauch des Feuers nicht gekannt haben. Pomponius Mela, Plinius der ältere, Plutarch und andere Schriftsteller reden von Völkern, die ihre Zeitgenossen waren, und den Gebrauch des Feuers nicht wußten. Auch die Bewohner der marianischen Inseln, die 1521 entdeckt wurden, hatten keinen Begriff von dem Feuer, und sahen es anfangs für die Art eines Thiers an, das sich an das Holz anhienge, und es zu seiner Nahrung verzehre. Als sich die ersten, die sich ihm näherten, verbrannten, so wagten es die andern nicht anders, als nur in der Ferne anzusehen, aus Furcht, wie sie sagten, von ihm gebissen zu werden. Eben diese Vorstellung machten sich nach dem Plutarch ursprünglich die Griechen von dem Feuer. Es gibt noch jetzt Völker, die sich in eben dieser Unwissenheit, in Ansehung des Feuers, befinden, z. B. die Einwohner des Feuerlandes an der süd-

südlichsten Spitze von Amerika. Daher kommt es ohne Zweifel, daß es vor Alters, wie noch heutiges Tages, Nationen gab, welche rohes Fleisch assen. Und doch gab die Natur den Menschen viele Anzeigen von dem Feuer, und verschiedene Mittel, sich einer so wichtigen Erfindung zu versichern. Sehr oft trägt der Blitz das Feuer auf die Erde, und die Egypter sagen, daß sie einen solchen Zufall die Kenntniß des Feuers zu verdanken hätten. Feuer entsteht auch oft durch die Gährung gewisser beysammenliegender Materien, durch das Schlagen der Kieselsteine und Reiben des Holzes. Feuerspeyende Berge mit Stillschweigen zu übergehen, findet man in vielen Ländern natürlich-brennendes Feuer. In der chinesischen Provinz Kamsi gibt es Feuerbrunnen, deren man sich zu Kochen der Speisen bedient. Wenn also je zu einer Zeit ein grosser Theil der Menschen des Gebrauches des Feuers beraubt war, so kam es nicht daher, weil sich ihnen dieses Element nicht auf verschiedene Art gezeigt hätte, sondern weil man die Kunst nicht kannte, sich desselben zu bedienen, es nach Belieben zu haben, es von einem Ort zum andern zu tragen, und es wieder hervorzubringen, wenn es verloschen war. Die alten Traditionen und das Beyspiel der wilden Völker lassen uns muthmassen, was für Mittel sich die ersten Menschen bedient haben, Feuer hervorzubringen, wenn sie es nöthig hatten. Man bemerkte, daß dürres Holz, wenn es stark aneinander gerieben wird, sich entzünde. Die Phönicier erzählen, daß das Reiben der Bäume zur Erfindung des Feuers Anlaß gegeben habe. Und noch heut zu Tage ist es die gewöhnlichste Art bey den Wilden.

So rohe Menschen, wie die ältesten waren, konnten sich weder durch Kunst erzeugte Lebensmittel, noch im Ueberflusse verschaffen. Sie assen Früchte, Kräuter und Wurzeln ohne Zubereitung, so wie die Erde sie ihnen anbot. Die Egypter lebten anfangs von Wurzeln

und Kräutern, und die Griechen thaten dieses auch, wozu bey den letztern noch die Eicheln kamen. Es war zu Athen der Gebrauch, das Andenken an diesen rohen Zustand zu erneuern, indem man den Neuverehlichten an ihrem Hochzeittag einen Korb, worinnen Eicheln mit Brod lagen, überreichte. Es glauben aber mehrere Schriftsteller, daß die Eicheln der Griechen von einer andern Art, als die unsrigen, milder und nicht so herb im Geschmack gewesen seyen. Sie sollen unsern Kastanien im Geschmack ziemlich ähnlich gewesen seyn. Diese ursprüngliche Lebensart hat sich nicht so verlohren, daß nicht in vielen Ländern Spuren davon übrig geblieben wären. Herodot, Diodor, Strabo und andere Schriftsteller reden von grossen Völkern, die sich von Wurzeln und wilden Pflanzen nährten. Neuere Nachrichten machen uns ebenfalls mit Völkern bekannt, deren vornehmste Nahrung aus dergleichen Pflanzen und Wurzeln besteht.

Auch die Wälder, Meere und Flüsse konnten ebenfalls den ältesten Menschen einigen Unterhalt, nach Beschaffenheit der Erdstriche, welche sie bewohnten, verschaffen. Wahrscheinlich hat man damals noch keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Arten der Thiere gemacht. Man hat von allen Zeiten her eine grosse Gleichheit zwischen den Speisen der Menschen und ihren Opfern bemerket. Man brachte immer den Göttern dasjenige zum Opfer, was den vornehmsten Lebensunterhalt ausmachte. In den ältesten Zeiten opferte man nichts als Früchte und Pflanzen. So oft die Egypter in den Tempel giengen, trugen sie das Kraut Agrostis in den Händen, zum Andenken des Nutzens, den es ihren Vorfahren verschaft hat. Da der Wein auch unbekannt war, opferte man nur Wasser; alsdann stuffenweise Honig, Milch, Oel, Wein, Mehl, und endlich Thiere, nachdem die Menschen sie zu ihrer ordentlichen Speise gemacht hatten.

So armseelig aber die Nahrung der Menschen war, so konnten sie sich doch dieselbige nicht im Ueberflusse verschaffen; sie mußten, aus Mangel nöthiger Werkzeuge, und Mangel am Verstande, eine Menge Früchte und Pflanzen verderben und zu Grunde richten, wie es manche Wilde machen, welche Bäume niederreissen, von denen sie die Früchte lesen wollen. Auch ihre Werkzeuge waren weder zur Jagd noch zum Fischfang bequem eingerichtet. Steine und Stecken waren in den ältesten Zeiten die einzigen Waffen, deren man sich bediente. Und wie man in der Folge den Bogen und die Lanzen erfand, so wußte man sie doch nicht anderst, als mit spitzem Rohr, Kieselsteinen, Thierknochen und Fischgräten zu bewafnen, so wie man es noch jetzt bey den Bewohnern der neuentdeckten Inseln und Länder findet. Auch wußte man zuerst nicht mit Netzen zu fischen, sondern bediente sich nur der Schnüre, woran die Angeln, wie noch bey den jetzigen Wilden, wahrscheinlich nur von Holz, Knochen und Fischgräten waren.

Bey so ungewissen Hilfsmitteln, sich Nahrung zu verschaffen, waren die Menschen oft dem schrecklichsten Hunger und Mangel ausgesetzt. Vielleicht hat man es dieser äussersten Noth zuzuschreiben, daß man Menschen fraß. Daß es in den ältesten Zeiten schon menschenfressende Völker gab, ist nicht nur durch das Zeugnis alter Schriftsteller bestättiget, sondern auch durch das Beyspiel neuerer Nationen, welche diese abscheuliche Gewohnheit haben. Die Geschichte liefert viele Beyspiele selbst unter gesitteten Völkern, zu welchen Ausschweifungen der Hunger die Menschen bringen kan. Mütter haben ihre Kinder, und Schiffer ihre Kameraden verzehrt.

Die wenige Kenntniß, welche die ersten Menschen vom Feuer hatten, erlaubte ihnen nicht, die Speisen gehörig zuzubereiten. Sie begnügten sich, die Pflanzen

und Wurzeln in ihren Händen, oder zwischen zwey Kieselsteinen zu zerdrücken; fast eben so machten sie es mit den Fischen und dem Fleische, wenn sie dergleichen erhielten. Alte Schriftsteller, auch einige neuere, reden von Völkern, die ihre Speisen nicht anderst zu kochen wußten, als sie in die Sonnenstrahlen zu legen. Selbst, nachdem das Feuer bekannt war, fehlte es den Völkern an geschickten Mitteln, sich desselbigen auf eine schickliche Art zur Zubereitung der Speisen zu bedienen. Die Bewohner der Südsee-Inseln braten ihre Schweine noch immer so, daß sie glühende Steine in ihren Leib legen. Andere giessen Wasser in die Höhle eines Felsen oder grossen Steins, werfen glühende Steine hinein, und machen das Wasser dadurch siedend. Die Unbequemlichkeit und Beschwerlichkeit dieser Kunstgriffe machte, daß man leichtere Mittel suchte, und darauf dachte, das Wasser in bequemeren Geschirren siedend zu machen, als Felsen und grosse Steine sind. Es kam also darauf an, Geschirre ausfindig zu machen, welche die Wirkung des Feuers unmittelbar empfiengen, und solche dem Wasser mittheilen konnten. Zu dieser Erfindung konnte man nicht anders, als nach verschiedenen Versuchen gelangen, wie folgende Beyspiele zeigen. Die Wilden in der Frobishers Strasse bedienen sich einer Art von Kessel aus frischen Fischhäuten. In den westlichen Inseln von Schottland brauchten die Einwohner zu gleichem Endzweck die Felle der frischgeschlachteten Thiere. Die Ostiaken bereiten noch jetzt ihre Speisen in Kesseln von Baumrinden, und in Siam kocht das geringe Volk den Reis in Kokosnüssen, und der Reis kocht, indem der Kokos brennt; er kocht aber noch gar, ehe der Kokos ganz verbrennet. Die Insulaner von Amboina und Ternate bedienen sich eben dazu eines ausgehölten Bambusrohrs. Aber diese Gefässe mußte man alle Augenblicke erneuern. Die Noth, die Mutter des Fleisses, erfand irdene Gefässe, das Kochen zu

erleichtern. Die Handgriffe einer wilden Nation geben ein Beyspiel, wie man darauf gekommen seyn mag, bequeme und dauerhafte Gefässe zu verfertigen. Die Bewohner einer südlichen Gegend von Amerika setzten ihre Speisen in Stücken von ausgehöltem Holze an das Feuer; aber da das Feuer diese Art von Gefässen bald verzehrt haben würde, so bekleideten sie dieselben mit Thon, und dieser Ueberzug bewahrte sie, und gab den Speisen Zeit zum Kochen. Dieß mußte leicht auf die Töpferkunst führen; da man einmal aus der Erfahrung wußte, daß gewisse Erden dem Feuer widerstehen, so war es natürlich, die hölzernen Geschirre abzuschaffen, welche zugleich Anleitung gegeben hatten, die Erde in eine Form zu bringen; eine Kunst, die, wie Plato sagt, leicht erfunden werden mußte, weil man kein Metall nöthig hat, um irdene Gefässe zu bearbeiten. Freylich hat man zuerst nicht gewußt, sie gehörig zu brennen und zu glasiren; die ersten dieser Gefässe waren, wie der Wilden ihre, von Leimen oder Thon, an der Sonne getrocknet, oder am Feuer gebrannt. Ein Zufall mochte die Erfindung der Glasur veranlasset haben.

Die Erfindung und Einführung der Künste in verschiedenen Weltgegenden mußte nach und nach den Mühseligkeiten der ersten Menschen ein Ende machen. Ihre Vereinigung, und vor allen die Einführung der Gesetze haben diese glückliche Veränderung hervorgebracht. Die vereinigten Familien haben die Künste zur Vollkommenheit gebracht; aber niemals würden die Menschen grosse Gesellschaften haben ausmachen können, wenn sie nicht sichere Mittel gefunden hätten, zu dem Unterhalt einer grossen Menge Anstalten zu machen, welche sich an einem Orte niederliessen, welches nur durch die Erfindung des Ackerbaus geschehen konnte.

Alle Völker schreiben dieses ihren ersten Beherrschern zu; Osiris soll die Gewohnheit der Menschen,

einander zu fressen, abgeschaft und sie angewiesen haben, das Land zu bauen. Auch die chinesischen Jahrbücher erzählen, daß Gui-Hoang, einer der ersten Beherrscher, den Ackerbau erfunden, und dadurch die vorher zerstreut und wild herumirrenden Menschen vereiniget habe.

Der Unterhalt war das wichtigste, womit man sich bey entstehenden Gesellschaften beschäftigte; aber diese Versuche waren, nach Verschiedenheit des Klima und des Charakters der verschiedenen Völker, mehr oder weniger vollkommen. In einigen Gegenden wurde die Jagd und der Fischfang zur Vollkommenheit gebracht; vornehmlich war die Jagd bey einem grossen Theile der ältesten Völker die hauptsächlichste Beschäftigung; und dieß sowohl wegen des Unterhalts, als auch aus Nothwendigkeit, sich gegen die Angriffe wilder Thiere zu vertheidigen. Auch noch jezt gibt es eine Menge Völker, die sich bloß mit der Jagd und dem Fischfange beschäftigen.

Man bemerkte aber bald, daß unter der unzähligen Menge von Thieren Arten sind, die in Gesellschaft leben, und auch von Natur weniger wild, als die übrigen wären. Daher suchte man sie zahm zu machen, sie in Gärten einzuschliessen und sich vermehren zu lassen, um beständig eine Menge derselbigen zu seinem Gebrauche zu haben. Viele Völker lebten in den ersten Zeiten, und auch in den folgenden, von den Heerden. Wie viele grosse Völker leben noch jezt davon? Die Heerden verschaffen ihnen alles nöthige.

Die Erde bringt eine Menge Pflanzen und Früchte hervor, welche auch ohne Pflege den Menschen eine kräftige und angenehme Nahrung gewähren. Man las die besten aus, und vorzüglich diejenigen, welche man lange aufheben kan. Man lernte nachher, ihren Wachsthum zu befördern, und selbst ihre Anzahl und ihre Eigen-

genschaften durch die Wartung zu vermehren. Und dieser Entdeckung hat man die grosse Menge der Künste und Wissenschaften zu verdanken, die wir noch jezt haben. So lange die Völker bloß die Jagd, den Fischfang und die Sorgfalt für ihre Heerden kannten, so lange machten sie in den Künsten einen schlechten Fortgang; denn diese Lebensart nöthigte sie, beständig ihren Ort zu verändern. Diejenigen Völker, welche keinen Ackerbau treiben, haben nur mittelmässige Kenntnisse in den Künsten und Wissenschaften.

Vom Ackerbau.

Der Getreidebau erfordert so viele Sorgfalt und Vorsicht, und hänget von so vielen Kenntnissen ab, daß man sich nicht wundern darf, daß eine so zusammengesetzte Kunst lange Zeit einem grossen Theile der Menschen unbekannt geblieben ist. Man konnte sogar fragen: wie die ältesten Völker zur Erfindung des Korns und der übrigen Getreidarten gelangt sind. Darf man wohl annehmen, daß gewisse Grasarten, welche man in allen Ländern antrift, den Grund und das Wesen aller der verschiedenen Getreidearten erhalte, von denen wir uns hauptsächlich nähren? Kann man wohl behaupten, daß die Pflege die Eigenschaften dieser Grasarten entwickle und vervollkommne, und daß endlich eine wiederholte Arbeit sie dahin bringen könne, daß sie Roggen, Weizen, Gerste, Haber u. s. w. werden? Man weiß zwar, daß Früchte durch Kultur veredelt werden können; aber die Operation, welche diese Früchte veredelt, das Propfen, kan nicht bey dem Grase vorgenommen werden. Das Getreide ist also wahrscheinlich so erschaffen, wie es noch gegenwärtig ist. Auch die Alten reden von Ländern, wo das Korn natürlich wächst.

Schon vom Noah sagt Moses, daß er nach dem Ablaufe der Ueberschwemmung die Erde gebauet habe.

Durch die Zerstreuung der Familien vergassen sehr viele, welche verwilderten, die Kunst des Ackerbaus; aber von den Familien, welche in den Ebenen von Sinear blieben, wurde er fortgetrieben. Und bey diesen Familien scheint er sich auch erhalten zu haben, da sie einen Boden hatten, der leicht zu bearbeiten und fruchtbar war. Die Geschichte sagt uns, daß die Einwohner von Mesopotamien, Egypten und vielleicht auch von China, sich von den ältesten Zeiten an auf den Ackerbau gelegt haben. Bey den Babyloniern war der Ackerbau so alt, daß er auf die ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte hinauf stieg. Auch die Tradition der Phönicier setzt den Ackerbau in die ersten Zeiten, und die Egypter legen die Ehre dieser Erfindung der Isis und dem Osiris bey. Abraham und Jacob suchten bey einer Hungersnoth ihre Zuflucht in Egypten. Die Chineser wollen allen Völkern das Alter des Ackerbaus streitig machen, und schreiben seine Erfindung dem Chin-nong, dem Nachfolger des Fohi zu. Zu den Griechen war der Ackerbau aus Egypten, und zu den Römern aus Afrika und Griechenland gekommen.

Zu dem Ackerbaue sind Werkzeuge und Geräthschaften nöthig. Die ersten Ackerleute baueten die Erde bloß durch die Stärke ihrer Arme, und mit Werkzeugen, welche sehr unvollkommen waren. So hatten die Einwohner von Peru, als man ihr Land entdeckte, weder Pflug, noch Lastthiere. Sie bedienten sich gewisser schneidender Schaufeln, und wenn die Erde locker genug war, so machten sie Löcher mit einem Stocke und säeten ihr Getreide darein. Die Wilden in Louisiana bearbeiten ihre Felder mit hölzernen Instrumenten, die wie eine Haue aussehen, andere mit Schaufeln, und wieder andere mit hölzernen Hacken. Die alten Einwohner der kanarischen Inseln gruben die Erde mit Ochsenhörnern um. Diese ungeschickten Handgriffe hatten vermuthlich nur in solchen Ländern statt, wo durch ausartende Rohheit

die ältern Kenntnisse ganz in Vergessenheit gekommen waren. In andern Gegenden bediente man sich bequemerer Werkzeuge.

Viele Völker kannten schon in den ersten Jahrhunderten nach der Zerstreuung solche Maschinen, die mit leichterer Mühe und besserer Wirkung die Erde auflockerten, besonders den Pflug. Die Verehrung, welche von den Egyptern den heiligen Stieren, Apis und Mnevis erwiesen worden ist, zeigt von dem hohen Alterthum dieses Ackerwerkzeuges. So wie dem Osiris die Erfindung des Ackerbaus zugeschrieben wird, so eignet man ihm auch die Erfindung des Pflugs zu. Aus den Schriften Mosis erhellet, daß der Gebrauch des Pflugs schon zu den Zeiten Josephs in Egypten eingeführt war. Auch zu den Zeiten Hiobs hat man in Arabien mit Ochsen gepflüget. Der erste Pflug war sehr einfach; er bestand aus einem langen Holz, welches auf eine solche Art gebogen war, daß ein Theil in die Erde eindrang, und an dem andern die Ochsen angespannt waren. Er hatte keine Räder sondern nur eine Handhabe, damit ihn der Regierer des Pfluges lenken konnte. Solche Pflüge haben noch jezt die Einwohner von la Conception in Chili, deren Pflüge aus einem krummen Baumast, der von zween Ochsen gezogen wird, bestehen. Nachher machte man den Pflug aus zwey Stücken; einem langen, woran man die Ochsen spannte, und einem kurzen, das statt der Pflugschaar diente. Vermuthlich war in den ersten Zeiten dieses auch die Gestalt des egyptischen Pflugs. Die Beschreibung desselben findet man bey dem Hesiodus, und man kan vermuthen, daß die Egypter, weil sie die Gricchen im Ackerbau unterwiesen, ihnen auch zugleich ihren Pflug mitgetheilt haben, der noch in einigen Gegenden des obern Egypten im Gebrauch ist. Die Einwohner von Italien haben lange keinen andern gekannt, und so sind

fast auch diejenigen beschaffen, die man in dem mittägigen Frankreich und überhaupt in allen warmen Ländern gebraucht. Und dieser alte Pflug war ganz von Holz, ohne alles Eisen. Ein Beweis, daß die Erfindung des Pflugs in solchen Ländern gemacht worden ist, die einen lockern und leicht zu bearbeitenden Boden haben.

Die Alten bedienten sich bey dem Ackerbau fast blos der Ochsen, und die Griechen sagten, daß Bacchus zuerst die Ochsen aus Indien nach Europa gebracht habe. Da Moses den Israeliten verbietet einen Ochsen und Esel zusammen an den Pflug zu spannen, so scheint es, daß man in den ältesten Zeiten auch die Esel zum Pflügen gebraucht habe. Auch die Egge ist ein altes Ackerwerkzeug, weil derselbigen in dem Buche Hiob gedacht wird, und die Chineser haben sogar den Namen desjegen aufbehalten, der die Egge erfunden haben soll.

In den ersten Zeiten, da man die Erde bauete, mußte die Fruchtbarkeit derselben sehr groß seyn; aber diese Fruchtbarkeit konnte weder allgemein, noch von langer Dauer seyn; da sich die Erde durch Hervorbringen der Früchte erschöpft. Man mußte also auf Mittel denken, sie wieder zu beleben, und ihr wieder die Salze zu verschaffen, die sie zur Hervorbringung des Getreides nöthig hat. Die Alten hatten verschiedene Mittel, die Erde zu düngen; sie gebrauchten den Mist, die Asche von gewissen Pflanzen, die Salze u. s. w. Italien legt die Erfindung des Dunges dem Saturn bey, welches so viel heißt, daß die Tradition bey diesen Völkern die Kunst zu düngen in die entferntesten Zeiten hinaussetze.

Weil die Egypter einen von Natur unfruchtbaren Erdstrich bewohnten, so suchten sie durch Kunst und Mühe denselbigen zu verbessern, und brachten es auch dadurch so weit, daß schon Abraham zur Zeit einer Hungersnoth daselbst Brod und Zuflucht suchte. Dieses Volk wußte

beson-

besonders durch Kunst den Nil zu benutzen. Osiris soll, nach dem Diodor, an den Ufern dieses Stroms starke Dämme angelegt und Schleißen gebaut haben, um die Felder zu wässern. Um diese Zeit soll auch der See Möris zu gleichem Gebrauch angelegt worden seyn. Obgleich diese Nachrichten nicht bewiesen sind, so läßt uns doch eine Stelle Mosis nicht an der Wässerung der Felder durch Kanäle zweifeln; denn er sagt 5 Mos. 2, 10. 15 Vers ausdrücklich: daß man in Egypten, wenn die Felder angesäet sind, Wasser in Kanälen auf sie hinleite, wie man in Gärten zu thun pflegt.

Auch die Erndte mag in den ältesten Zeiten, wegen Mangel schicklicher Werkzeuge, sehr kunstlos gewesen seyn; vermuthlich hat man die Aehren ausgerauft, wie es noch jezt bey manchen Nationen gebräuchlich ist. Doch steigt die Sichel schon bis in das entfernte Alterthum hinauf. Wer kennt nicht die Sense des Saturns? Die gewöhnlichste Art, die Körner von den Aehren abzusondern, war, daß man die Erde fest schlug, darauf die Garben ausbreitete, und sie durch darüber hin und her gehende Ochsen austreten ließ. So war es zu Moses Zeiten in Asien und Egypten, auch bey den Griechen und andern Völkern. Man bediente sich auch dicker Bretter, welche durch Nägel oder spitzige Kieselsteine ungleich gemacht waren, und über die Garben gezogen wurden, wie es noch in der Türkey geschieht. Man zerrieb die Aehren auch durch eine Art von Schlitten, welches in Palästina gebräuchlich war, und in Italien und Gascogne noch gebräuchlich ist. In China läßt man eine Rolle von unpolirtem Marmor über die Aehren laufen. Nach dem Dreschen wurde vermuthlich zuerst das Korn mit dem Stroh zu wiederholtenmalen in die Höhe geworfen, und zwar vermittest einer sogenannten Wurfschaufel. Diese Art, die Körner von der Spreu zu sondern,

ist noch in Italien und in allen warmen Ländern in Gebrauch.

Sich Brod zu verschaffen, war der Hauptendzweck des Ackerbaues; aber die Kunst es zuzubereiten, war anfangs sehr unvollkommen, und viele Völker wußten in den ersten Zeiten aus dem Getreide kein Mehl, und aus Mehle kein Brod zu bereiten. Man darf sich auch gar nicht darüber verwundern; denn die Stuffen, welche zwischen der Getreidpflanze und ihrer Verwandlung in Brod sich befinden, sind gar vielerley. Und doch müssen die Völker, welche sich aller Beschwerlichkeiten, welche der Getreidebau erfordert, unterzogen haben, schon vorausgewußt haben, daß diese Pflanze dem Menschen die nahrhafteste und gesundeste Speise gewähre; indem vermuthlich einige Familien nach der Zerstreuung der Noachiten Begriffe von den nüzlichsten Künsten erhalten haben. Wie aber die übrigen Familien auf die Kunst, Brod zu machen, gekommen sind, darüber sind die Meinungen der alten Schriftsteller sehr verschieden. Man aß zuerst, sagen einige die Körner so, wie sie die Natur hervorbringt, und nach dem Philosophen Posidonius war diese Erfahrung, mit Zurathziehung der Natur, hinreichend, auf die Erfindung des Brods zu kommen. Man nahm wahr, sagte er, daß die Körner zuerst von den Zähnen zermalmt würden, und daß ihre Substanz hierauf mit dem Speichel angefeuchtet, und in diesem Zustande wieder vereinigt in den Magen hinuntergeschlucket würde, wo sie den Grad des Kochens erhielten, durch welchen sie in Nahrung verwandelt werden. Nach diesem Muster bereitete man das Getreide zu, um in Nahrung verwandelt zu werden. Man ahmte der Wirkung der Zähne nach, indem man die Körner zwischen zwey Steinen zermalmte; man vermischte hierauf das Mehl mit Wasser, knetete diese Mischung und machte ei-

nen Teig daraus, den man anfangs unter einer heissen Asche buck, bis man nach und nach die Oefen erfand.

Da Pflanzen, Kräuter und Wurzeln eine Zeitlang die vornemste Nahrung der ältesten Bewohner der Erde gewesen sind, und sie diese wahrscheinlich, wie noch viele neuere Völker, rösteten oder kochten, so haben vielleicht anfangs viele Völker das Getreide auf eben diese Art zubereitet. Zu den Zeiten Herodots war dieses noch bey einigen Völkern in Indien gewöhnlich. Nachdem aber die Völker eine bessere Kultur bekamen, und man sah, daß es nicht möglich sey, das Getreide im Ganzen und mit seiner Hülse bedeckt zu essen, so versuchte man verschiedene Mittel es zuzubereiten. In den ersten Zeiten war es allgemein eingeführter Gebrauch, das Getreide über dem Feuer zu röstcn. Die Wilden thun es noch jezt. Wir haben gesagt, daß man anfänglich das Getreide so aß, wie es aus den Händen der Natur kam. Unter den Getreidearten war die Gerste die erste, womit sich die Menschen nährten. Da aber die Körner der Gerste in einem gewissen Balg eingehüllt sind, der sich nur durch den Mühlstein absondern lässet, Mühlen aber noch nicht vorhanden waren, so bediente man sich dazu des Feuers, wodurch noch überdieses die Gerste einen nicht unangenehmen Geschmack bekommt. Die Reisenden in Aethiopien nehmen gewöhnlich keinen andern Vorrath mit, als gebrannte Gerste. Die Wirkung des Feuers auf das Getreide, erleichterte auch nachher, da man es in Mörsern zu stossen anfieng, das Zermalmen desselbigen.

Das Einfeuchten und Kochen im Wasser war ebenfalls eine der ältesten Zubereitungen des Getreides. Dieß war auch die erste Art, wie die Griechen und Römer ihr Getreide zurichteten, welches ihnen damals zur täglichen Kost diente. Man findet Spuren von diesem alten Verfahren

fahren bey den Kalmucken an den Ufern des Irtis. Sie lassen die Gerste einige Zeit im Wasser weichen, und drücken sie nachmals, um die Haut loszumachen, worauf sie dieselbe in Kesseln ans Feuer setzen. Man nahm aber bald darauf wahr, daß das Getreide unter seiner Haut eine Substanz einschlösse, das eine Entwickelung erwarte. Man zermalmte es also, zuerst mit einem Stempel in einem Mörser, die von Holz oder Stein gewesen sind. Auf diese Art verwandelten die Griechen und Römer, und fast alle alten Völker lange Zeit hindurch das Getreid in Mehl.

Bevor man aber das Getreide gehörig anwenden konnte, mußte man die Kunst erfunden haben, das Mehl von der Kleie abzusondern. Zuerst ließ man das Mehl durch einige aus kleinen geflochtenen Zweigen gemachte Siebe, oder durch Weidenkörbe laufen, und in der Folge wurden diese Maschinen verbessert. In Egypten machte man die Siebe von den Fäden der Papierpflanze, auch von den zartesten Binsen, welche auch die Griechen zu Sieben gebrauchten. Die alten Bewohner Spaniens machten sie von Zwirn, und die Gallier waren die ersten, welche sie aus Pferdehaaren machten. Das Mehl wurde hierauf zuerst mit Wasser angemacht, und so genossen, wie es noch die Bergschotten thun. Hierauf kochte man diese vermischte Masse, so daß ein Brey daraus wurde, welches die vornehmste Kost der alten Völker war, und sich lange erhielt. Sie war bey den Griechen, Römern, Persern und Karthaginiensern im Gebrauche.

Dieß alles war leicht zu erfinden; aber nicht so die Kunst, das Mehl in Brod zu verwandeln; denn dazu mußten viele Versuche gemacht worden seyn. Und doch ist diese Erfindung sehr alt. Schon Sara setzte den Engeln Kuchen vor. Sie bestanden aber bloß aus Mehl und Wasser und vielleicht Salz; sie waren ganz platt

und

und konnten leicht mit den Händen zerbrochen werden. Man scheint den Teig weder eher geknetet noch gebacken zu haben, als wenn man ihn brauchte; eine Gewohnheit, die noch in vielen Ländern Statt findet. Zum Backen diente oft nur der Feuerheerd. Man legte ein Stück ausgebreiteten Teig darauf, und bedeckte ihn mit heisser Asche, bis er gebacken war. Auf diese Art hat Sara das Brod gebacken, welches sie den Engeln vorsetzte, und eben so machen es noch verschiedene amerikanische Völker. Sie wickeln ihren Teig in Blätter, welche sie anfänglich mit heisser Asche, und hierauf mit glühenden Kohlen bedecken. Man konnte sich dazu auch ausgehöhlter und erhitzter Steine bedienen. Das Brod der Araber sind in solchen Steinen gebackene Kuchen.

Indessen ist die Erfindung der Oefen sehr alt; denn Moses gedenkt ihrer schon zu Abrahams Zeiten. Einige Schriftsteller schreiben sie dem Annus, einem ganz unbekannten Egypter zu. Die Oefen waren aber bey ihrer ersten Erfindung von den unsrigen ganz verschieden. Sie waren eine Art von Tortenpfannen aus Leimen oder Thon, welche von einem Orte zum andern gebracht werden konnten. Noch jezt gleichen die Oefen der Türken einer umgestürzten Glocke. Man erhitzt sie durch darein gemachtes Feuer; hierauf legt man den Teig in Form kleiner Kuchen oben darauf. Uebrigens sind alle die bisher angeführten Arten Brod zu bachen, noch im Morgenlande vorhanden. Die Erfindung des Sauerteigs ist vermuthlich dem Zufall zuzuschreiben. Vielleicht hat man sie der häuslichen Sorgfalt einer Person zu verdanken, welche ein Ueberbleibsel von altem Teige benutzen wollte und ihn mit neuen vermischte. Man erstaunte vermuthlich, als man sahe, daß etwas saurer Teig, der einen abscheulichen Geschmack hatte, das Brod lockerer, schmackhafter und verdaulicher machte. Wann der Sauerteig zuerst aufgekommen, ist nicht bekannt; doch muß er

schon

schon vor den Zeiten Mosis bekannt gewesen seyn; denn er verbot den Jsraeliten, bey dem Osterlamm gesäuertes Brod zu essen.

Die Getreidekörner wurden anfangs, wie gesagt worden ist, zerstossen, wodurch das Mehl aber nicht fein wurde. Man sahe dann weiter ein, daß gewisse Steine dazu dienlich seyn könnten. Es gibt jezt noch ganz rohe Völker, welche ihr Getreide vermittelst zweyer Steine mahlen, davon der eine unbeweglich ist, und der andere mit der Hand in Bewegung gesetzt wird, fast so wie die Mahler ihre Farben reiben. Wahrscheinlich hat man es im Alterthume eben so gemacht. Weil aber dieses eine ermüdende Arbeit war, so erfand man eine leichtere und bequemere Art — den Mühlstein und die Mühle. Die Zeit der Erfindung der Mühlen ist, so wie andere alte Erfindungen unbekannt. Moses spricht wohl von Mühlsteinen und Mühlen, indem er unter andern verbietet, den obern oder untern Mühlstein zum Pfande zu nehmen, und im II. Buch, 2, 4. 5. sagt er von den Erstgebohrnen der Egypter, daß sie sterben sollen bis auf die Magd, die den Mühlstein in der Mühle herumdrehet. Aber daraus läßt sich nicht erklären, wie die Einrichtung der Mühlen beschaffen gewesen sey. Sie waren nur Handmühlen.

Vom Getränke.

Alle Geschichtschreiber setzen den Weinbau und die Kunst, Wein zu machen, in die ältesten Zeiten. Noah bauete und trank Wein. Die Egypter sagten von ihrem Osiris, daß er die Kunst, Wein zu machen, erfunden habe. Melchisedech, ein Zeitgenosse Abrahams opferte Brod und Wein. Die Eigenschaften des Weinstocks und die Kunst, Wein zu machen, konnten den Menschen bald bekannt werden, da es Länder gibt, welche den Weinstock ohne künstlichen Anbau hervorbringen. Man mag

wohl

wohl anfangs die Beeren nur mit den Händen zerdrückt haben; aber bald wurde die Kelter erfunden; doch ist es nicht bekannt, wie diese Maschinen beschaffen waren.

Der Wein erforderte Gefässe, um ihn sicher aufbewahren zu können. Man bediente sich wahrscheinlich dazu der Kürbisse, welche ausgehöhlt und getrocknet wurden. Die Egypter brauchten sie dazu, und nicht nur amerikanische Völker, sondern auch Insulaner der Südsee bewahren die Flüssigkeiten in Flaschenkürbissen auf. Auch das Bambusrohr ist zu diesem Gebrauche geschickt. Die Hörner der Thiere waren ebenfalls eine der ersten Gefässe, in welche man nicht nur flüssige Materien füllte, sondern auch daraus trank. Das heilige Oel der Stiftshütte wurde in einem Horn aufbewahrt. Galenus bemerkt, daß man zu Rom Oel, Wein, Honig und Essig in Gefässen von Horn ausgemessen hat. Cäsar sagt, daß die Bewohner des hercynischen Waldes sich zu Trinkgefässen der Hörner des Auerochsens bedienen. Plinius sagt dieses von allen nordischen Völkern, und die griechischen Dichter lassen ihre Helden immer aus Hörnern trinken. Inzwischen dauerte es doch nicht lange, biß man irdene Gefässe zum Trinken und zur Aufbewahrung der Flüssigkeiten erfand. Man bereitete auch die Thierhäute so, daß man Wein darinnen aufbehalten konnte, und daß der Gebrauch der Schläuche sehr alt ist, erhellet daraus, daß Abraham der Hagar einen Schlauch voll Wasser mitgab.

Nach dem Wein scheint das Bier eines der ältesten Getränke gewesen zu seyn. Bier, das aber von dem unsrigen verschieden war, wurde in Egypten, auch in Griechenland und einem Theile von Italien getrunken. Die alten Gallier und Deutschen kannten es schon in den ältesten Zeiten. Nach einer egyptischen Sage hat Osiris zum Besten der Völker, die keinen Weinbau hatten, ein

Getränke von Gerste und Wasser erfunden, welches durch Geruch und Kraft dem Weine ähnlich war. So natürlich die Erfindung des Weins war, so schwer ist die Erfindung des Biers, weil die Zubereitung des selbigen künstlich und zusammengesetzt ist, da die Gerste keimen und gedörrt werden, das Bier selbst aber gähren muß. Vielleicht war aber das sogenannte Bier der Alten nicht so künstlich zubereitet, wie das unsrige.

Die Geschichte der Menschen lehret, daß sie sich allezeit Mühe gegeben haben, Getränke zu bekommen, die nicht nur angenehmer und stärkender als das Wasser wären, sondern auch die Seele in eine Art von Begeisterung versetzten. So gar bey den rohesten Völkern findet man Getränke, welche trunken machen. So redet Virgil (Georg. 3, 379.) von einem aus den Beeren des Arlesbaums gemachten Trank, der, wie der Wein, lustig machet. — Viele alte Völker hatten die Gewohnheit, das Blut der geschlachteten Thiere zu trinken; ein Getränke, das noch bey den Kalmucken und andern tartarischen Völkern gebräuchlich ist. So wie aber die Völker gesitteter wurden, so bekamen sie einen Abscheu vor dem Trinken des Blutes. Sie setzten daher einige künstliche Getränke, die man blos durfte gähren lassen, an ihre Stelle.

Die Völker haben immer ihr Getränke von solchen Dingen zusammengesetzt, welche ihnen zur Speise dienten. Das Honig war von Alters her bekannt, obgleich die ersten Menschen nur wildes Honig hatten. Aus diesen bereiteten sie sich nun ein Getränke. Plutarch sagt, daß die Menschen, ehe sie den Wein kannten, ein aus Wasser und Honig bestehendes Getränke hatten, das sie Hydromel (Meeth) nanten. Sehr viele andere alte Schriftsteller bezeugen, daß der Gebrauch dieses Getränkes sehr ausgebreitet war. Noch heut zu Tage bereiten die Abessinier, Polen und Russen, welche viel Honig, aber

aber keine Weinberge haben, daraus einen Trank, indem sie ihn im Wasser auflösen, welches sie ein wenig kochen, und hernach an der Sonne gähren lassen. — Die Tartarn ziehen von der sauer gewordenen Pferdemilch eine Art von Brantewein ab, und einige der rohesten amerikanischen Völkerschaften wissen aus gewissen verfaulten Wurzeln, welche in Wasser eingeweicht werden, ein sehr starkes Getränke zu machen. Der gewöhnlichste Trank der amerikanischen Wilden ist Chika, der so zubereitet wird. Man weicht in einem Troge 20 bis 30 Scheffel indianisches Korn ein, so lange bis es anfängt sauer zu werden. Darauf kauen die Weiber Kräuter oder Körner vom indianischen Korn, speyen es in Kürbisse, und schütten diese Mischung vom indianischen Korn und Speichel in den Trog, wo sie statt einer Hefe dienet und eine kleine Gährung verursachet. Hierauf wird das Klare abgezogen und das Getränk hat den Geschmack eines dünnen säuerlichen Biers, das den Kopf stark einnimmt.

Oel.

Die Griechen schrieben der Minerva die Entstehung des Oelbaums zu, und zeigten dadurch den grossen Werth desselbigen an. Schon Jakob goß Oel auf den Stein, welchen er zu Bethel errichtete. Obgleich viele Pflanzen ein Oel liefern, so hat doch der Oelbaum den Vorzug vor allen andern; und doch ist es so leicht nicht, aus der Frucht dieses Baumes das Oel zu ziehen. Man muß die Oliven zu einem Teig machen, diesen Teig in grosse Binsenkörbe werfen und mit siedendem Wasser begiessen, endlich alles zusammenpressen, und das auf dem Wasser schwimmende Oel mit Löffeln abnehmen. Aber es war doch der Oelbaum in den ältesten Zeiten bekannt, und war einer der ersten der von den Menschen gepflegt wurde, welches um so viel wahrscheinlicher ist, da seine

Wartung wenig Mühe erfordert. Freilich mag man damals die Maschinen nicht gehabt haben, die man jetzt hat; denn man stieß die Oliven in Mörsern. Uebrigens war das Oel und der Oelbau bey den Alten in grossen Ansehen; daher es durch Gesetze den Olivenlesern verboten war, die Oelbäume zu schlagen, oder Zweige abzubrechen. Die alten Völker machten aber auch mehr Gebrauch davon, als wir.

Sich in der Finsterniß Licht zu verschaffen, war allen Menschen ein Bedürfniß. Zuerst kannte man vermuthlich kein anderes künstliches Licht, als das, welches das Feuer gibt. Bey den Griechen in den heroischen Zeiten brachte man es in der Nacht in grossen Kohlpfannen in die Zimmer; wollte man es von einem Orte zum andern bringen, so spaltete man Holz in die Länge und zündete sie an. So machen es noch jetzt viele Völker, und selbst in Deutschland auf dem Lande ist es nicht ungewöhnlich. Da aber arbeitsame, thätige Völker die Unbequemlichkeit dieses Verfahrens fühlten, so suchten sie eine bequemere Art der Erleuchtung. Durch einen Zufall vermuthlich nahm man wahr, daß in Oel getauchte und angezündete Körper Licht verbreiteten und langsam sich verzehrten. Daher verfertigte man Lampen, die schon vor Moses in Egypten bekannt gewesen seyn mußten, da er bey seiner Gesetzgebung einen grossen Gebrauch von denselbigen gemacht hat.

Vom Gartenbau.

Unter den unzähligen Pflanzen und Bäumen sind viele, die ohne eine künstliche Pflege den Menschen eine gute Kost verschaffen. Um sie vor Beschädigung zu schützen, hat man sie vielleicht ziemlich früh verpflanzt und in gewisse Oerter eingeschlossen. Und dieß war der Ursprung der Gärten, die man in den ältesten Zeiten gekannt

kannt hat. Der Feigenbaum war einer der ersten Bäume, der besonders gewartet wurde. Alte Schriftsteller reden von der Frucht desselbigen mit besonderer Achtung. Auch der Anbau des Mandelbaums ist sehr alt; denn Jakob gab seinen Söhnen unter andern Geschenken für den Joseph auch Mandeln mit. Die Pflege dieser Bäume ist sehr leicht; man darf sie nur vom wilden Holze reinigen, beschneiden und düngen. Dieß war der Anfang der Gartenkunst. Man sagt, daß man durch einen Ziegenbock auf das Beschneiden des Weinstocks gekommen wäre, indem man bemerkte, daß, wenn dieses Thier den Weinstock abgefressen hatte, er das folgende Jahr mehr Früchte trug. So erzählt auch Akosta, daß vor Alters die zu einer ungeheuern Grösse gewachsenen Rosenstöcke keine Rosen hervorbrachten, daß aber, da zufälliger Weise das Feuer einen Rosenstock so verzehrte, daß nur einige Zweige übrig blieben, diese im folgenden Jahre mit einer grossen Menge Rosen bedeckt waren. Auf diese Art lernten die Indianer, das überflüssige Holz der Rosenstöcke hinwegnehmen. Nach dem Theophrast haben auch die Griechen Feuer an die Rosenbüsche gelegt, um sie tragbarer zu machen.

Aber die Kunst, die Früchte zu veredlen, hängt von einer schweren Operation, von den Pfropfen, ab. Welches ist aber der Zufall, der dieses Geheimniß entdeckt hat? Plinius der ältere spricht zwar davon, aber auf keine zuverlässige Art. Ein Bauer, sagt er, habe sein Haus mit einem Zaun umgeben wollen, und wäre auf den Einfall gerathen, Epheuzweige in die Erde zu legen, um dem Zaun eine grössere Dauer zu verschaffen. Die Pfähle, welche er noch grün gepflanzt hatte, fiengen an, wieder Zweige zu treiben, woraus man schloß, daß sie sich eben so gut von den Epheuzweigen ernährt hätten, als wenn sie in die Erde gepflanzt worden wären. Es ist aber schwer zu glauben, daß man dadurch

auf die Pfropfkunst gerathen ist. Lukretius führt eine glücklichere, aber auch auf einen Zufall gegründete Vermuthung an. Da man vielerley Pflanzen und Bäume in eine Umzäunung zusammensetzte, so könnte vielleicht das Pfropfen dadurch entstanden seyn, daß man zwey Aeste von verschiedenen fruchtbaren Bäumen zusammen gewachsen sah, wie es durch einen Zufall öfters geschieht. Durch den Wind oder einen andern Zufall konnten Aeste von zween verschiedenen fruchtbaren Bäumen so aneinander gerieben werden, daß ihre Rinde sich abschälte, und sie sich hierauf vereinigten; weil die abgeriebene Rinde Gelegenheit gab, daß sich der Saft wechselsweise in die Saftröhren dieser Bäume zog, und durch diesen Zufall trugen sie bessere Früchte, als vorher. Man schrieb dieses bey einer genauern Untersuchung der Vereinigung der Zweige zu, und ahmte auch in diesem Stücke der Natur und dem Zufalle nach. Wahrscheinlich ist aber die Erfindung des Pfropfens den Jahrhunderten, auf die wir uns in diesem ersten Theile einschränken, nicht zuzuschreiben.

Von der Aufbewahrung der Lebensmittel.

So bald die Gesellschaften kultivirt wurden, so bald machte man auch Anstalten, in fruchtbaren Jahren Vorräthe zu sammeln, um einem künftigen Mangel vorzubeugen. Von dieser Vorsicht wissen die Wilden nichts; sie verzehren, was sie gewinnen, und haben keine Kornböden und Vorrathshäuser, daher sie oft in die Gefahr des Verhungerns gerathen. Gesittete Völker sind aber darauf bedacht, das überflüßige Getreide in öffentlichen Vorrathshäusern aufzubewahren. Schon zur Zeit des Josephs hatten die Egypter öffentliche Getreidemagazine. Aus eben dieser Ursache suchte man durch Einsalzen das Fleisch zu erhalten. Die Egypter scheinen schon in den ältesten Zeiten die Eigenschaft des Salzes, daß es die

Körper

Körper vor der Fäulnis bewahre, gekannt zu haben, und benutzten es auch. Zur Zeit des Moeris gab es eine unzähliche Menge Arbeiter, deren einzige Beschäftigung es war, die Fische einzusalzen, welche man in dem Kanal, der auf Befehl dieses Fürsten angelegt worden war, fieng. Von den Egyptern lernten vermuthlich die Israeliten die Kunst das Fleisch einzusalzen, eine Kunst, deren sich die Israeliten in der Wüsten bedienten.

Von der Kleidung.

Die Witterung machte die Bedeckung des Leibes nothwendig, ob es gleich einige Gegenden gibt, wo diese Vorsicht beynahe unnütz ist; es haben aber doch alle Völker, einige völlig Wilde ausgenommen, vor Alters und noch jetzt die Gewohnheit, sich zu bekleiden, welche Kleidungen nach dem Verhältniß ihrer Kultur und ihres Nationalcharakters mehr oder weniger zierlich sind. Man bemerkt auch, daß die Künste, welche sich mit der Kleidung beschäftigen, in den Ländern entsprungen sind, wo die gemässigte Luft am wenigsten eine Bedeckung des Körpers erforderte, so daß also nicht blos die Noth, sondern eine andere Ursache den Menschen darauf gebracht hat, sich mit Kleidern zu bedecken.

Die Kleidung der ersten Menschen beweiset, daß sie in dem Stande der Unwissenheit entstanden ist. Es zeiget sich keine Kunst und kein Fleiß bey der Anwendung des Stoffes, den man dazu gebrauchte. Man bediente sich dessen so, wie ihn die Natur darbot, und wählte diejenigen, welche am wenigsten Zubereitung erforderten. Viele alte Völker bedeckten sich in den ältesten Zeiten mit Baumrinden, andere mit Blättern, Kräutern und schlecht in einander geflochtenen Binsen, wie man es noch bey mehrern Völkern findet. Inzwischen scheinen Thierfelle die gemeinste Materie gewesen zu seyn, welche

man zur Kleidung anwendet; man kannte aber damals die Kunst noch nicht, das Leder durch gewisse Zubereitungen geschmeidig zu machen, so wie noch jetzt viele Nationen die Kunst, Felle zu beizen und zu gerben, nicht kennen. Und doch mußten diese Felle, wenn sie austrockneten, hart werden und sich zusammenziehen, welches ihren Gebrauch unbequem und unangenehm machte. Man suchte also Mittel ausfindig zu machen, den Fellen eine Geschmeidigkeit zu geben. Die ersten Kunstgriffe waren wahrscheinlich sehr einfach. Die Chineser sagen, Schin-fang, einer ihrer ältesten Beherrscher, habe die Menschen gelehrt, die Haare der Thierfelle mit hölzernen Walzen abzustreifen. Die Wilden in Nordamerika weichen die Felle, aus welchen sie sich Kleider machen wollen, ziemlich lang in Wasser ein; hierauf schaben sie dieselbigen, und reiben sie mit ihren Händen, bis sie weich sind. Um sie noch geschmeidiger zu machen, reiben sie dieselbigen mit Fett, wodurch sie sehr weich werden. Die Isländer schaben das Fell, wann es noch warm ist, machen darauf dasselbige naß, spannen es aus, und lassen es vom Winde trocknen. Dergleichen Felle müssen aber immer mit einer öligten Fischleber beschmiert werden, um sie geschmeidig zu erhalten. Die Grönländer verfahren schon künstlicher, indem sie Urin und Fett dazu nehmen, und mit Steinen stark schlagen.

Thierfelle bedecken den Menschen nicht bequem; sie mußten daher zusammengesetzt werden. Da man aber den Zwirn lange nicht kannte, so mußte man ihn durch andere Mittel ersetzen. Noch nähen die Grönländer ihre Kleider mit den Gedärmen der Fische und Seehunde zusammen, welche an der Luft getrocknet und sehr dünne geschnitten werden. Die Eskimaux, Samojeden und nordamerikanischen Wilden bedienen sich der Sehnen der Thiere. Dieß geschah vormuthlich auch vor Alters.

Spizige

Spizige Beine, Fischgräte und Dornen vertraten die Stelle der Ahlen und Nadeln. Die ersten Erfindungen wurden mit der Zeit vollkommener. Man bestimmte die Wolle der Thiere zu Kleidern, welches schon sehr frühe geschah, da wir aus den Mosaischen Schriften wissen, daß zur Zeit der Patriarchen die Völker von Mesopotamien und Palästina ihre Schaafe geschoren haben. Die ersten Zeuge scheinen eine Art von Filz gewesen zu seyn, indem man kleine Schübel Wolle oder Haare durch eine klebrige Materie mit einander verband.

Eine Erfindung leitet auf die andere. Man erfand die Kunst, vermittelst der Spindel die verschiedenen Büschel Haare zu vereinigen, und einen Faden daraus zu machen. Die Egypter wollen von der Isis die Kunst zu spinnen gelernt haben, so wie die Chineser von der Gemahlin des Kaisers Yao. Die Tradition aller Völker schreibt die Erfindung dieser Kunst dem weiblichen Geschlechte zu. — Die Lydier der Arachne, die Griechen der Minerva, die Peruaner der Gemahlin des Mancocapak. Das griechische und römische Alterthum legt auch die Erfindung der Nadel, die Kunst, die Seide gewisser Würmer zu spinnen u. s. w. den Frauen bey.

Von dem Gebrauche des gesponnenen Garns läßt sich nichts gewisses sagen. Wahrscheinlich hat man vielerley Versuche und Arbeiten gemacht, bis man endlich nach und nach das Gewebe mit Zettel und Einschlag erfunden hat. Vielleicht ist man auf die erste Idee von dem Gewebe mit Zettel und Eintrag durch die Betrachtung der innern Haut gewisser Bäume gekommen. Nehmen ja die Einwohner vieler Südseeinseln die innere Rinde eines gewissen Baumes, nach einigen damit gemachten Zubereitungen, zu ihren gewöhnlichen Kleidern! Es gibt Bäume, deren innere Haut oder Bast einem gewirkten Zeug sehr gleich kommt, wann die Fasern queer eine

über der andern liegen, und sich beynahe in rechten Winkeln durchschneiden.

Die einfachen und wenigen Werkzeuge, deren man sich noch in Indien, Afrika und Amerika bedient, können zum Beyspiele dienen, wie man in den ältesten Zeiten in Verfertigung der Gewebe zu Werke gegangen ist. Die Arbeiter in den gedachten Ländern verfertigen die feinsten und schönsten Zeuge, obgleich ein Schiffchen und etliche Stücken Holz ihre einzigen Werkzeuge sind. So viel ist richtig, daß die Kunst zu weben sehr alt ist. Moses sagt, daß Abimelech der Sara einen Schleyer geschenkt habe, und Jakob hatte seinem Sohn Joseph einen gewebten Rock mit Streifen von vielerley Farben gegeben Pharao aber hatte ihm einen Rock von der feinsten Baumwolle anlegen lassen. Auch bey dem Hiob ist vom Schiffchen der Weber die Rede. Es wurden aber ehedem die Zeuge auf dem Stuhle von oben herab gearbeitet, wie auch Homer und Virgil (Il. I. v. 31. Georg. I. v. 294.) bezeugen. Dieß mußte so seyn, weil die Fäden des Zettels von oben nach unten senkrecht gespannt waren, wie es noch jetzt bey der Hautelisse geschieht, doch mit dem Unterschied, daß der Zettel nicht unten an einer Walze angemacht war, wie in den Tapetenmanufakturen, sondern man befestigte ihn vermittelst eines Stückes Holzes, an dem ein schweres Gewicht hieng. Weil diese Art zu weben unbequem und ermüdend war, so führten die Egypter die Gewohnheit ein, auf dem Stuhle sitzend zu arbeiten. Es ist bekannt, daß vor Alters das Spinnen, Zetteln, Weben und Färben von den Frauen verrichtet wurde.

Die Wolle und Haare der Thiere waren der erste Stoff, dessen man sich zum Weben bediente. Es gibt aber auch Pflanzen, z. B. die Baumwollenstaude, die Flachs- und Hanfpflanze, welche dazu gebraucht werden können.

können. Die Baumwolle wurde wahrscheinlich zuerst verarbeitet. Der Saame dieser Staude ist in eine sehr feine und zarte Wolle eingewickelt, die der Schaafwolle sehr ähnlich ist, und daher wenig Zubereitung erfordert. Der Rock, womit Pharao den Joseph bekleiden ließ, war von Baumwolle. Die meisten Uebersetzer übersetzen den Ausdruck, dessen sich Moses bedienet (Schesch) durch das Wort Byssus. Einige verstehen darunter eine Art goldgelber Seide, die man in quastenförmiger Gestalt an gewissen grossen Schnecken (Pinnis marinis) hängen sieht. Andere glauben, daß Byssus ein sehr weisser Flachs gewesen, den Egypten hervorbrachte; wieder andere wollen Baumwolle darunter verstehen, und diese Meinung scheint um so wahrscheinlicher, da sich die Beschreibung, welche Pollux von dem Byssus macht, nur blos auf die Baumwolle anwenden läßt: denn dieser Schriftsteller sagt ausdrücklich, daß diese Materie aus einer Art von Nuß komme, welche in Egypten wachse, man öfne sie und spinne die herausgenommene Substanz, um Kleidungen daraus zu machen. Philostratus sagt beynahe eben dieses; und die von ihnen angegebenen Kennzeichen passen vollkommen auf die Baumwolle.

Die Bearbeitung des Flachses, Hanfes und anderer faserigten Pflanzen zu Kleidern war weit schwerer, als die der Baumwolle. Um die Fasern von der sie umhüllenden Rinde los zu machen, muß man sie rösten, d. i. die Pflanzen in Wasser einweichen, sie nachmals brechen, und endlich sie durch die Spitzen einer Hechel ziehen, um sie spinnen zu können. Und doch ist diese Erfindung sehr alt; die Egypter schrieben sie der Isis zu. Auch hat der Gesetzgeber der Israeliten ihnen verboten, Kleider von Wolle und Flachs gewirket zu tragen.

Die Tücher bekommen ihre Festigkeit hauptsächlich durch das Walken; aber diese Kunst ist nicht eher,

als nach den Zeiten des trojanischen Kriegs in Europa bekannt worden, ob sie gleich schon lange vorher in Asien und Egypten bekannt gewesen seyn mag — aber noch unvollkommen, wie das Walken der Isländer. Diese rollen die Tücher, wenn sie dieselben mit warmen Urin benetzet haben, und treten sie darauf einen ganzen Tag lang mit Füssen. Auch Mützen und Handschuhe bearbeiten sie so, aber nur mit den Händen, und beyde Arbeiten erfordern viele Zeit.

Von der Kunst zu färben.

Die Kleider würden eine nicht angenehme und ermüdend einförmige Farbe gehabt haben, wenn ihnen nicht die Kunst durch Mannichfaltigkeit der Farben zu Hülfe gekommen wäre. Zerquetschte Pflanzen und Früchte, die Wirkung des Regens auf gewisse Erdarten und Mineralien mußten auf die Idee von Färben führen. Es war aber schwierig, die Farben gehörig anzuwenden, zu mischen, sie auf die Stoffe zu bringen und ihnen Festigkeit und Schönheit zu geben. Man braucht dazu Wasser, Salze, Kalk, Laugen, Gährung u. s. w. Man kann heiß und kalt färben; dort läßt man die Farbmaterialien mit dem Garn oder mit den Stoffen sieden; hier werden die Farben nur in kalten Flüssigkeiten aufgelöset. Welche von beyden Arten die älteste sey, ist unbekannt. Die Färbekunst im Allgemeinen ist sehr alt. Moses läßt einem neugebohrnen Kinde einen scharlachfarben Faden um den Arm binden, und im Buche Hiob ist die Rede von den lebhaften und schönen Farben der Stoffe, die aus dem Morgenlande gebracht werden.

Den Zeugen können auf eine doppelte Art verschiedene Farben gegeben werden. Man kan vermittelst der Nähnadeln auf einem einfärbigen Grunde Fäden von verschiedenen Farben anbringen, oder man kan verschie-

dene

dene Farben zu dem Stoff und Einschlag der Zeuge nehmen. Die erstere Erfindung schrieben die Alten den Phrygiern, die letztere den Babyloniern zu. Die Vollkommenheit, welche diese Kunst schon zu Mosis Zeiten gehabt hat, läßt einen alten Ursprung vermuthen, und sowohl die Kunst zu sticken, als die Kunst vielfarbige Zeuge zu wirken, gehört gewiß in unsere erste Epoche. — Da das Reinigen beschmutzter Zeuge und Kleider mehr als bloßes Wasser erfordert, die Alten von der Seife aber nichts wußten, so gebrauchten sie statt derselben verschiedene Mittel. Hiob spricht von den Waschen seines Kleides in einer Grube mit der Pflanze Bor oder Borith. Daraus läßt sich schließen, daß man damals die Zeuge, um sie zu reinigen, in eine Grube mit Wasser zu werfen pflegte, das mit einer Aschenart geschwängert war. Homer schildert uns die Nausikaa und ihre Gespielinnen, wie sie ihre Kleider, um sie zu waschen, in einer Grube mit Füssen treten. Vermuthlich ist Hiobs Pflanze Bor oder Borith nicht anders als die Soude, eine salzigte Pflanze, die in Syrien, Egypten und Arabien sehr gemein ist. Man verbrennt sie, und läßt Wasser über die Asche laufen, wodurch ein sehr starkes Laugensalz ausgezogen wird. Die Griechen und Römer ersetzten sich die Seife durch verschiedene Erden und Pflanzenarten, so wie die Wilden in Amerika aus gewissen Früchten eine Art von Seifenwasser machen. In Persien bedient man sich der Bolus- und Mergelerden.

Von der Baukunst.

Die Unannehmlichkeit der Witterung und die Gefahr vor wilden Thieren nöthigten die Menschen bald, sich sichere Wohnplätze zu suchen, und die Baukunst war sicher eine der ersten Künste, welche die Menschen ausübten. Die Nothwendigkeit hat sie gebohren, und die Bequemlichkeit und der Ueberfluß hat sie immer größer gezo-

gezogen. Der Plan, den die Noachiten machten und zum Theil ausführten, in der Ebene von Sinear eine Stadt und einen hohen Thurm zu bauen, beweiset, daß die neuen Bewohner der Erde mit der Baukunst nicht ganz unbekannt gewesen sind; durch ihre Zerstreuung aber hat sich bey den meisten diese Kenntniß wieder verlohren. Das nomadische Leben der meisten Familien, der Mangel der Erfahrung und der nothwendigen Werkzeuge brachte sie dahin, daß sie in Hölen und Klüften wohnten.

So wie sie aber wieder auf die erste Stufe der Kultur traten, so mußte ihnen ein solcher Aufenthalt traurig und ungesund vorkommen, und in ihnen der Wunsch nach bequemern Wohnungen entstehen. Die ersten Wohnungen richteten sich nach den Lokalumständen. Schilf und Rohr, Baumzweige, Rinden und Thon waren die ersten Baumaterialien. Die ersten Häuser in Egypten und Palästina waren von Schilf und Rohr geflochten, wie man noch dergleichen Häuser in Peru findet. Die Häuser der ersten Griechen waren von Leimen, weil man die Kunst Ziegelsteine daraus zu brennen, nicht kannte. Es gab sogar ehedem, und es gibt noch Völker, die aus Mangel an Materialien und Kultur, von den Häuten der Seehunde und den Knochen großer Fische sich Hütten bauten.

Wo Holz war, da machte man frühzeitig Gebrauch zum Bauen davon. Man fieng damit an, Aeste in einander zu flechten; diese Art von Hürden überschüttete man mit Erde, und unterstützte sie mit einigen Stangen. Diese ersten Hütten waren rund und endigten sich in eine Kegelspitze. Der Heerd war mitten im Hause, und ein in der Spitze des Dachs angebrachtes Loch verschafte dem Rauch einen Ausgang. Diese Wohnungen bekamen das Licht nur durch die Thüre, wie man es noch bey neuen Völkern findet. Man konnte auch die ersten

Häuser aus Baumstämmen machen, die in das Gevierte übereinander gelegt wurden, dergleichen man noch in deutschen, polnischen und rußischen Dörfern findet. Die Errichtung solcher Hütten erforderte weder große Zubereitungen, noch große Erfahrungen. Vielleicht hat man anfangs die Bäume eben so gefällt, wie es die Wilden machen, d. i. durch Feuer. Sie brennen sie nach und nach mit kleinen Bränden, die sie sorgfältig unterhalten, aus. Nach und nach erfand man Werkzeuge, das Holz zu hauen, und die ersten derselben waren von harten Steinen, wie man sie noch bey so vielen Völkern in Amerika und auf den Südseeinseln antrift. Darauf folgten Werkzeuge von Metall, wovon man aber anfangs nicht viele Gattungen hatte. Auch den Peruanern war nur die Axt und der Hobel bekannt, aber nicht die Säge, der Hammer und die Nägel. Endlich setzte man an die Stelle des Holzes Ziegelsteine, Sandsteine, Marmor u. s. w.

Man fieng mit den Ziegelsteinen zu bauen an, d. i. man machte viereckigte Stücken von Thon, die man darauf an der Sonne trocknete, oder in Oefen brennte, um ihnen Festigkeit und Dauer zu geben. Schon in dem höchsten Alterthum machte man in Egypten Gebrauch von den Ziegelsteinen; es ist aber unbekannt, wann man anfieng, Häuser aus gehauenen Steinen zu bauen, und wann man den Kalk und Mörtel erfand. Chaldäa, China, Egypten und Phönicien waren die ersten Länder, wo die Baukunst getrieben wurde; denn die Einwohner dieser Länder trieben den Ackerbau, und mußten also feste Wohnungen haben. Nimrod baute in Chaldäa drey Städte, wie sie Moses nennt, und einige Zeit hernach baute Assur Ninive.

Die Baukunst konnte zu keiner Vollkommenheit gelangen, bevor man nicht viele Künste erfunden hatte, die ihr

unent-

unentbehrlich waren; z. B. Maschinen, womit große Lasten gehoben und gefahren werden konnten. Man mußte Thiere zum Ziehen der Materialien zahm gemacht haben, und das Eisen auf mancherley Art bearbeiten können. Es ist zwar nicht unmöglich, auch ohne diese Hülfsmittel steinerne Gebäude aufzuführen, wie es das Beyspiel der Mexikaner und Peruaner beweiset, die von Gerüsten, Hebezeugen und andern Maschinen nichts wußten, aber dem ungeachtet Gebäude von ausserordentlicher Grösse aufführten. Ihre Art, die Steine zu behauen, bestand darin, daß sie dieselben mit harten Kieselsteinen schlugen. Allein diese Handgriffe sind langweilig und unbequem, und machten, daß die Gebäude von Steinen selten waren, daher in den meisten alten Städten die Häuser nur von Holz oder Ziegelsteinen waren. So wird noch häufig in der Türkey, in Persien und in Afrika gebauet.

Die Kunst, die Steine zu behauen, schrieben die Egypter dem Tosorthus, einem Nachfolger des Menes zu. Daß diese Kunst frühzeitig in Egypten erfunden wurde, ist in der natürlichen Beschaffenheit des Landes zu suchen. Egypten hatte von jeher einen solchen Mangel an Holz, daß man die Oefen mit Stroh oder Stopeln heizte. Man wurde also genöthiget, sich der Steine und des Marmors zum Bauen zu bedienen. Da aus dem Nil eine Menge Kanäle durch das ganze Land gezogen waren; so wurde dadurch die Fracht erleichtert. Auch die Wägen waren schon in den ersten Zeiten in diesem Lande bekannt, wie aus Josephs Geschichte erhellet.

Ganz natürlich mußten die ersten Produkte der Baukunst ziemlich unförmlich seyn, zumal da sie anfangs nur die Nothwendigkeit zum Gegenstand hatten. So wie die Menschen aber kultivirter wurden, so fieng man auch an, die Gebäude zu verzieren. Man setzte Säulen von

Stein

Stein oder Marmor an die Stelle der Pfähle, welche das Dach der Hütte unterstützten. Eben so gieng es mit den übrigen architektonischen Zierrathen. Die meisten sind nichts anders als die Vorstellung der Stücken Holz.

Schon in dieser Epoche kannte man in einigen Gegenden das Zeichnen und Bildschnitzen, aber freilich noch in ihrer Rohheit. Moses hat bey Errichtung der Stiftshütte Säulen mit Füssen und Knäufen angebracht, welche Art der Verzierung Moses wahrscheinlich von den Egyptern gelernt hat.

Von der Erfindung und der Bearbeitung der Metalle.

Ein Zufall hat wahrscheinlich die Metalle erfunden; der Noth aber und dem Fleiße der ackerbauenden Völker hat man die Kunst zu verdanken, die Metalle zu bearbeiten, und zu verschiedenen Werkzeugen zu bilden. Die Kenntniß und der Gebrauch der Metalle machte erst den Ackerbau und fast alle mechanische Künste vollkommener. Die Metalle waren nach dem Moses schon vor der noachitischen Ueberschwemmung, ihre Kenntniß aber gieng bey dieser grossen Zerrüttung verlohren. Die alten Schriftsteller sagen einmüthig, daß eine Zeit gewesen, da die Menschen den Gebrauch der Metalle nicht kannten. Man kennt verschiedene Völker, bey welchen Steine, Kiesel, Knochen, Hörner, Fischgräten, Muscheln und Dörner zu allem Gebrauch dienten, wozu gesittete Völker jezt die Metalle gebrauchen, wie es bey den Wilden noch geschieht.

Wenige Jahrhunderte nach der sogenannten Sündfluth war in Egypten und Palästina der Gebrauch der Metalle eingeführt. Die Egypter schrieben diese Erfindung ihren ersten Königen, und die Phönicier ihren alten Helden zu. Schon zur Zeit Abrahams waren die

Metalle

Metalle in Egypten und in vielen asiatischen Ländern gemein. Wahrscheinlich wußte man anfangs aber nur gewisse Arten der Metalle zu bearbeiten, als Gold, Silber und Kupfer. Das so nothwendige Eisen war lange Zeit unbekannt.

Die Entdeckung der Metalle mag wenig Nachdenken gekostet haben. Mehrere zufällige Umstände lieferten den Menschen die Metalle in die Hände. Verwüstungen, welche durch grosse Regengüsse und Ueberschwemmungen veranlasset wurden, können zu ihrer Entdeckung viel beygetragen haben. In vielen Ländern findet man nach starken Regengüssen fast in allen Bächen Metalle. Von Gebürgen stürzende Flüsse setzen oft in dem Sande der Thäler viele Goldkörner ab. Daher reden die Alten von so vielen Flüssen, welche Gold und andere Metalle mit sich führen.

Was die Minern anbetrift, so können sie viele Zufälle den Menschen entdeckt haben. Der Blitz konnte Stücken von Felsen abschlagen, deren Glanz die darinn verborgenen Metalle sichbar machte. Wenn zuweilen durch Sturmwinde Bäume mit der Wurzel ausgerissen wurden, so kamen dadurch Metalle und Mineralien zum Vorschein. Die berühmte Miner zu Potosi wurde folgendermassen entdeckt: Ein Indianer, welcher auf einen mit Bäumen bewachsenen Hügel steigen wollte, hielt sich an dem Zweige eines aus einer Felsenspalte gewachsenen Baumes an; der Zweig rieß, und der Indianer sah sogleich in dem Loche etwas glänzen, welches er für ein Stück Silber hielt. Oft machen auch Ströme, wenn sie durch ihren ungestümmen Lauf das Erdreich mit sich fortreissen, die Erzadern sichtbar. Die Goldminen des alten Spaniens wurden nach dem Bericht des Justinus durch das Ackern an den Tag gebracht. Auch die Natur gibt viele äusserliche Merkmale, woran die Minern zu erkennen

kennen sind. Man kan aus der Farbe des Erdreichs schliessen, ob es Mineralien enthalte. Dergleichen Erdreich ist gewöhnlich ungleich, steil und unfruchtbar. Oft wächst darauf kein Kraut.

Wenn aber auch gleich die Metalle leicht entdeckt werden konnten, so war doch die Kunst, sie zu bearbeiten, viel schwerer. Die Metalle können nicht anders als durch das Feuer zu unserm Gebrauche geschickt gemacht werden; ehe man sie schmieden kann, muß man sie schmelzen und reinigen, d. i. die metallischen Theile von den fremdartigen absondern, und jene hierauf wieder vereinigen. Vielleicht haben feuerspeiende Berge einige Begriffe von der Metallurgie gegeben. Die aus diesen natürlichen Oefen geflossenen Mineralien haben vielleicht Veranlassung zu Versuchen, die Metalle durch Feuer zu arbeiten, gegeben. Dieß wird auch dadurch wahrscheinlich, daß Fabel und Geschichte diejenigen, welchen die Erfindung der Metallurgie beygelegt wird, zu Einwohnern solcher Länder macht, in welchen es berühmte Vulkane gegeben hat. — Inzwischen schreiben alte Schriftsteller fast durchgehends diese Entdeckung der Entzündung solcher Wälder zu, die auf einem mineralischen Erdreiche standen. Man erzählt, daß ein spanischer Schiffscapitain an einer unbewohnten Insel an das Land stieg, wo er den Schiffsofen ausbessern, und einige Schichten von der Erde der Insel legen ließ, um den Heerd zu machen. Als nach einiger Zeit das Schiff nach Akapulko kam, gerieth man in keine geringe Verwunderung, da man in dem Aschenloche des Ofens ein Stück Gold fand, welches durch das starke Feuer aus der Erde war ausgeschmolzen worden. So konnte eine ähnliche Begebenheit auch auf die ersten Begriffe der Metallurgie gebracht haben. Man mochte zufälliger Weise Erden oder Steine, die Metall in sich hielten, in ein starkes Feuer gebracht haben; worauf man eine flüßige Materie da-

von flieſſen ſah, welche verſchiedene Geſtalten annahm, und beym Abkühlen hart wurde. Dieß machte aufmerkſam, und indem man den Verſuch wiederholte, ſo gelangte man endlich ſtufenweiſe auf die Kunſt, die Metalle zu ſchmelzen.

In den älteſten Zeiten war das Schmelzen der Metalle leichter als jetzt, da man die Metalle häufig auf der Oberfläche der Erde, wenigſtens in einer geringen Tiefe, fand. Metalle, die durch vorhergegangene Feuersbrünſte an das Tageslicht gekommen ſind, waren nicht mit fremden Körpern vermiſcht und alſo leichter zu ſchmelzen und zu reinigen, als die Erzte, welche aus dem Schooſe der Erde herauf gebracht werden. Die Alten reden nicht nur von Ländern, wo man gediegenes Gold fand, ſondern man findet auch noch in einigen Gegenden von Afrika Jungferngöld, das ſo rein iſt, daß man es blos durchs Feuer in die edelſten Goldſtangen verwandelt. In Peru trift man oft gediegene Goldklumpen von acht bis zehn Mark an, und Unzen ſchwere Stücken in Menge, welche nicht geſchmolzen und gereiniget werden dürfen. Auch das Waſchgold war den Alten nicht unbekannt, und daſſelbige iſt allezeit von einer beſondern innerlichen Güte, daß es wenig Zubereitung erfordert; und in einigen Flüſſen findet man es ſo rein, daß es ſich, wie es aus den Flüſſen kommt, mit dem Hammer bearbeiten und ſchlagen läßt.

Eben ſo leicht wurde den älteſten Menſchen das Schmelzen des Silbers und des Kupfers; denn auch dieſe wurden von der Natur gereiniget, und von fremden Körpern abgeſondert angetroffen. Man entdeckte ſehr häufig Fäden von feinem Silber, oft wie ein Knäuel zuſammengewickelt, gleich ausgebrannten ſilbernen Borten. In Peru findet man Stücken Jungfernſilber von 60 ja ſogar 120 Mark. Dieſes Silber läßt

ſich

sich schlagen und hat keine andere Zubereitung nöthig. So ist es auch mit dem Kupfer. Die Alten nennen Länder, wo es ganz rein gefunden wurde, wie es noch in Louisiana und Kanada geschieht. In den Minen von Roußillon findet man Blätter von reinem Kupfer, welche sich sehr leicht rollen und dehnen lassen; sie sind im Sande ausgebreitet oder an die Steine geklebt. An der Hudsonsbay ist eine so ergiebige und reine Kupfermine, daß die Einwohner, ohne das Metall ins Feuer zu bringen, dasselbige blos zwischen zwey Steinen schlagen, und ihre Geräthschaften daraus verfertigen.

So wie die Völker gesitteter wurden und sich vermehrten, hatte man mehr Metalle nöthig. Nach dem Zeugniß Mosis und der weltlichen Geschichte kann man nicht zweifeln, daß ihr Gebrauch um die Mitte unserer ersten Epoche in Asien und Egypten sehr gemein gewesen ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser Ueberfluß blos von der Gütigkeit der Natur hergekommen ist; sondern man muß bereits angefangen haben, nach Metallen in die Erde zu graben. Da man nun auf weniger reine Erze stieß, so mußte man sie scheiden lernen. Dazu gehört aber mehr, als blos das Schmelzen. Man muß das Erz nicht nur zerstossen und waschen, sondern man muß es auch mit gewissen Erden und Salzen in einer gewissen Menge vermischen. Daher mußte man oft eben den Zufällen ausgesetzt seyn, welche die ersten Einwohner von Peru erfuhren, als sie Silbermarkasit schmelzen wollten. Sie setzten das Erz bloß in das Feuer; aber anstatt zu schmelzen und zu fliessen, sahen sie es verdampfen und in Rauch verfliegen, bis sie auf die Gedanken kamen, eine gewisse Quantität Bley mit dem Silber zu verbinden.

Man weiß zwar das Verfahren der Alten, das Erz zu schmelzen und zu reinigen nicht; doch beschreibt

Agatharchides und Diodor die Art, wie die Egypter das Berggold bearbeitet haben. Sie stiessen zuerst das Erz bis zur Grösse eines Hirsekorns, zermalmten es hierauf mit dem Mühlstein zu einem feinen Pulver, breiteten dasselbige auf abhängig liegende Bretter und begossen es zu wiederholtenmalen mit Wasser, um das gröbste wegzubringen. Hierauf wurde das Uebriggebliebene zwischen den Händen gerieben und mit kleinen Schwämmen getrocknet, bis der Goldstaub ganz rein war; dann wurde es in irdenen Gefässen mit Blei, Salz, etwas Zinn und Gerstenmehl vermischt, die Gefässe dicht mit Leimen verstrichen, und fünf Tage lang in ein Schmelzfeuer gestellt, wodurch ein vollkommen reines Gold mit wenigem Abgang gewonnen wurde. Ueberhaupt scheint es nicht, daß die Alten Queckſilber gebraucht haben, um Gold und Silber zu reinigen; sie gebrauchten nur das Bleibad.

Die Kenntniß, Metalle zu schmelzen, steigt in das höchste Alterthum hinauf. Hiob redet von der Art, das Gold durch das Feuer zu bewähren. Das viele Gold und Silber, welches schon in den ersten Jahrhunderten bey vielen Völkern vorhanden war, läßt uns schliessen, daß die Kunst, Gold und Silber zu schmelzen, und aus den Minen zu hohlen, sehr frühzeitig in vielen Ländern bekannt gewesen seyn müsse. Die 400 Seckel Silber, welche Abraham den Kindern Heth für den Kauf eines Grabes gab und das Silber, welches Jacob seinen Söhnen mitgab, in Egypten Getreide zu kaufen, beweisen unstreitig das Alterthum der Metalle in dem Handel.

Vielleicht gab es anfangs keine andere Art, die Metalle zu verarbeiten, als sie in Formen zu giessen. Strabo nennt Völker, welche sich nur des gegossenen Kupfers bedienten, und die Kunst, es zu schmieden, nicht kannten, und es gibt noch jetzt dergleichen. Andere

Völker

Völker werden aber bald gesucht haben, die Metalle zu einem bessern Gebrauch zu bearbeiten, da man bemerkte, daß die Metalle im Feuer weich und biegsam würden, daher man sie in diesem Zustande schlug und ihnen dadurch allerley Formen gab. Steine waren wahrscheinlich die ersten Werkzeuge, die man zu dieser Arbeit brauchte. Hierauf bediente man sich der Metalle selbst zur Bearbeitung der Metalle. Diese Werkzeuge waren aber anfangs plump; doch setzen die alten Schriftsteller die Erfindung des Hammers, des Amboses und der Zange in die entferntesten Zeiten.

Man findet den Gebrauch der Waffen von Metall wenige Jahre nach der Sündfluth in Palästina, indem Moses sagt, daß Abraham sein Messer gezogen, um den Isaak zu opfern; diese Erzväter haben auch ihre Schafe geschoren. In dem Buche Hiob ist auch von den Orten, wo die Metalle erzeugt werden, und von der Art sie zu bearbeiten sehr deutlich die Rede. Die Metallurgie würde zu Mosis Zeiten nicht so bekannt gewesen seyn, wenn nicht die ersten Entdeckungen schon ziemlich alt gewesen wären. Da man Gold, Silber und Kupfer ihrer Natur nach zuerst bearbeitete, so wurden diese Metalle vermuthlich zu vielen Dingen gebraucht, wozu sie jetzt nicht mehr gebraucht werden. Nach einer alten egyptischen Sage soll man zu den Zeiten des Osiris aus Gold und Silber Waffen verfertiget haben. Die Entdeckung von Amerika bestättiget diese alte Sage; denn die Spanier sahen mit Erstaunen, daß die Mexicaner und Peruaner Gold und Silber zu allen Arten von Geräthschaften brauchten. Aber die Erfindung des Eisens und seines Gebrauchs hat dem menschlichen Geschlechte den meisten Nutzen gebracht; nur geschah sie späte, da dieses Metall nicht nur in seinem natürlichen Zustande schwer zu erkennen, sondern auch am schwersten zu be-

arbeiten ist. Glückliche Zufälle haben auch hier die Kenntnisse, welche den ersten Menschen fehlten, ersetzen müssen.

Die oben genannten amerikanischen Völker, welche lange Zeit die Kunst verstanden haben, Gold, Silber und Kupfer zu bearbeiten, hatten keinen Begriff vom Eisen, ob man es gleich häufig bey ihnen findet. Steine vertraten dessen Stelle. Man bewahret in vielen Kabineten dergleichen Steine, welche man insgemein Donnerkeile nennet, und die Gestalt von Aexten, Pflugschaaren, Hämmern und Keilen hatten. Sie bestehen aus einer harten Substanz, die unsern Flintensteinen gleichet, und haben fast alle ein Loch an dem Orte, wo der Stiel am besten angebracht werden kann. Diese steinernen Werkzeuge waren seit undenklichen Zeiten her in Amerika in Gebrauch, und da man sie auch in Asien und Europa zerstreut findet, so muß auch in diesen Ländern eine Zeit gewesen seyn, wo man sich in Ermangelung der eisernen Werkzeuge derselben bediente.

Vor Alters wurde zu allem Gebrauche, wozu man sich jetzt des Eisens bedient, das Kupfer genommen. Werkzeuge zum Ackerbau und andern mechanischen Künsten waren von Kupfer. Aus den homerischen Gedichten erhellet, daß dieses Metall zu Waffen und andern Geräthschaften verarbeitet wurde. Dieß geschah auch viele Jahrhunderte hindurch bey den Römern. Fast bey allen Opfern bedienten sich die Priester des Erzes. Auch bey den Egyptern waren die Waffen gewöhnlich von Erz, und zu den Zeiten des Agatharchides fand man in alten Bergwerken kupferne Meisel und Hämmer. Als die Philister sich des Simsons bemächtiget hatten, legten sie ihn in eherne Ketten. Nach dem Herodot waren bey den Massageten die Beile, Picken, Köcher, Streitäxte und das Pferdegeschirr von diesem Metalle. In den

nord-

nordlichen Ländern findet man häufig in den alten Gräbern kupferne Waffen, Ringe u. d. g. Noch jetzt sind in Japan alle Werkzeuge, die man in andern Ländern von Eisen macht, von Kupfer oder Erz. Dieß kommt daher, weil man dieses Metall leicht aus den Bergwerken erthält, in grossen Stücken findet, leicht in Guß bringt und weil es nach Gold und Silber das geschmeidigste unter allen Metallen ist. Bey allen diesen Vorzügen aber ist es weich, und wird sehr leicht stumpf; daher mußte man die Kunst erfinden, dasselbige zu härten, welches die Alten meistens durch das Löschen zu bewerkstelligen suchten, wie die alten Schriftsteller versichern, und die Versuche, welche Kunstverständige mit alten griechischen und römischen Alterthümern von Kupfer angestellt haben, bestättigen.

Wenn ich übrigens behaupte, daß das Kupfer anfangs die Stelle des Eisens vertreten habe, so will ich nicht behaupten, daß das Eisen in dieser Epoche ganz unbekannt gewesen sey. Es sind viele alte Schriftsteller, welche sagen, daß einige Völker ziemlich frühzeitig das Eisen zu bearbeiten gewußt haben. Die Phönicier rechnen unter ihre ältesten Heroen zween Brüder, die sie für die Erfinder des Eisens und der Kunst, es zu bearbeiten, ausgeben. Bey dem Aeschylus rühmt sich Prometheus, die Menschen die Bearbeitung aller Metalle gelehrt zu haben. Einige Schriftsteller schreiben die Erfindung und den Gebrauch des Eisens, den Chalyben, die an dem Ufer des Pontus Euxinus zwischen Kolchis und Paphlagonien wohnten, und wegen ihrer Geschicklichkeit in Eisen zu arbeiten, sehr berühmt waren, zu. So wie Moses von diesem Metalle redet, so muß es seit langer Zeit in Egypten und Palästina bekannt gewesen seyn, indem er öfters von seiner Härte redet. Wenn man aber auch zugiebt, daß einige Völker in den ältesten Zeiten die Kunst verstanden haben, in Eisen zu ar-

beiten, so muß man doch zu gleicher Zeit zugeben, daß dessen Gebrauch weder sehr gemein, noch ausgebreitet gewesen ist. Weder zu der Stiftshütte Mosis, noch zu dem Tempel Salomons wurde Eisen genommen.

Die Künste, von welchen wir bisher geredet haben, hat die Noth erfunden; andere aber sind Töchter der Ruhe und des Ueberflusses, ob sie gleich ebenfalls frühe gebohren worden sind.

Von dem Ursprung des Zeichnens, der Hohlgravirung, der halberhabenen Arbeit, der Goldschmidsarbeit und Bildhauerey.

Von der Erfindungsepoche und den ersten Fortschritten dieser Künste läßt sich sonst nichts mit Gewißheit sagen, als daß sie sehr alt sind. Der Mensch ist zum Nachahmen geschaffen; auch die rohesten Nationen, die Bewohner des Nutkasundes und der ganzen westlichen Küste von Nordamerika, haben doch eine rohe Idee von der Zeichenkunst, das ist, Gegenstände der Natur, obgleich ungeschickt, nachzuahmen. Der Schatten, welchen jeder Körper wirft, hat die erste Idee zum Zeichnen gegeben. Wenn einer den Umriß eines Schatten umzog, so war, wenn der Schatten verschwunden war, eine Aehnlichkeit mit dem Körper da, der den Schatten gemacht hatte. Man machte hierauf auch Versuche, die Gegenstände, ohne Hülfe des Schattens, abzuzeichnen, und nach und nach gewöhnte man die Hand, sich durch das Auge leiten zu lassen, und die Verhältnisse zu befolgen, welche ihm das Gesicht angab. Diese ungestalteten Zeichnungen bestanden blos in den Umrissen der Gegenstände. Hierauf versuchte man auch die innern Theile auszudrücken, z. B. die Augen, die Nase, den Mund u. s. w.

Zuerst zeichnete man vermuthlich mit Kohlen, Kreide und dergleichen auf Holz oder Stein, nachher versuchte man vermittelst spitziger Steine oder schneidender Instrumente auf festere Körper Figuren einzukratzen. Die Gestalt, welche weiche Körper annahmen, wenn man sie in harte Körper drücket, mochte bald zur Formkunst Anlaß gegeben haben, und der Anblick der groben Entwürfe der Bildhauerkunst, welche die Natur so häufig darstellet, mag die Idee in Holz und Stein zu hauen gegeben haben. Dieses konnten die Menschen eher, als sie die Metalle zu bearbeiten wußten. Amerikanische Völker an dem Amazonenfluß, und in Nutkasund machen eine rohe Bildhauerarbeit, ob sie gleich keine Metalle haben.

Nach den Zeichnungen auf glatte Flächen entstand vielleicht die Kunst zu formen, wozu die Natur selbst den Unterricht gab. Man formte anfangs mit Thon, Gyps u. d. g. Um aber diesen Werken mehr Dauerhaftigkeit zu geben, gebrauchte man Metalle dazu. Elieser schenkte der Rebekka Gefässe von Gold und Silber, auch Ohrengehänge. Joseph bediente sich eines silbernen Bechers; und auch die ältesten Profanschriftsteller bezeugen, daß die Kunst, in Gold und Silber zu arbeiten, seit den ältesten Zeiten in Asien und Egypten eingeführt gewesen ist. — Die halberhabene Arbeit hat übrigens eine vollkommene Aehnlichkeit mit den Gegenständen, wie sie uns erscheinen. Die ersten Versuche in der Bildhauerey mögen Vorstellungen von Thon gewesen seyn. Die Nothwendigkeit, sich Gefässe zu verschaffen, lehrte die ersten Menschen, den Thon mit den Händen zu bearbeiten. Sie bedienten sich desselben natürlicher Weise, die Gegenstände vorzustellen, welche sie nachahmen wollten. Man braucht wenig Instrumente zur Verfertigung solcher Kunstwerke, und die Simplicität dieser Arbeit ist es, welche den berühmten Bildhauer Praxiteles zu sagen veranlaßte: daß die Kunst, in Thon zu

formen die Mutter sey, welche die Kunst Figuren von Marmor und Erz zu machen, gebohren habe. Anfänglich waren bey allen bekannten Völkern die Statuen der Götter aus Thon gebildet.

Der Götzendienst hat gewiß vieles zum Wachsthum der Bildhauerkunst beygetragen; denn obgleich anfangs ungestaltete Figuren das Sinnbild der Götter waren, so haben sich doch bald kultivirtere Völker mit grösserer Kunst gearbeitete Bilder von ihren Göttern gemacht. Die Teraphim, welche Rahel ihrem Vater entwandte, waren nach der Meinung der meisten Ausleger kleine Götzenbilder von menschlicher Gestalt, nach andern Fetische. Bey Moses verbietet Gott seinem Volke, geschnitzte Bilder zu haben, oder sich Götter von Gold und Silber zu machen; er befiehlt ihm auch, alle Götzenbilder der Kananiten zu zerstören. Dieß bestättiget die uralte Gewohnheit dieser Völker, geschnitzte und gehauene Bilder zu haben. Freilich war die Bildhauerkunst zuerst sehr unvollkommen, und man kann sich aus demjenigen eine Vorstellung davon machen, was die Alten von den ersten Proben der griechischen Bildhauerkunst machen, welche man von den Egyptern gelernt hatte. Ihre ersten Statuen waren ungestaltete Massen, die unabgesonderte Füsse hatten. Noch lange hernach wurden Bildsäulen mit gerade herunterhängenden Armen, ohne eine schickliche Stellung und Proportion der Theile verfertiget.

Was Diodor von den grossen Werken der Bildhauerkunst, welche die Semiramis soll haben verfertigen lassen, erzählt, ist verdächtig; man erkennt leicht darin das Uebertriebene und Fabelhafte. Eine von den Seiten des Berges Bagistan, sagt er, war ein steiler Felsen von 17 Stadien in senkrechter Höhe, und voller Ungleichheiten; diesen ließ Semiramis gleich machen, und hierauf ihr Bildniß, von 100 Mann Leibwache begleitet,

gleitet, darein hauen. Es erzählt zwar auch der P. Martini, daß in China ein zu einer Statue gehauener Berg wäre, und zwar von solcher Grösse, daß man die Nase und Augen auf einige Meilen in der Ferne unterscheiden könne; allein es ist vermuthlich das eine so wahr, als das andere, oder es ist ein blosses Spiel der Natur, dem die Einbildungskraft zu Hülfe kommt.

Von der Malerey kan jetzt nicht geredet werden, weil diese Kunst in der Bedeutung, wie wir sie jetzt haben, in dieser ersten Epoche noch nicht existirt hat; man schmierte bloß mit den Farben etwas hin, wie es noch die Wilden zu machen pflegen.

Von der Erfindung der Schrift und ihrer Vervollkommung bis auf das Jahr 1690 vor Christi Geburt.

Es ist der menschlichen Natur gemäß, Mittel ausfindig zu machen, das Andenken der Begebenheiten und Entdeckungen, welche der Nachwelt nützlich sind, zu erhalten; aber die Schrift, d. i. die Kunst, die Rede zu mahlen, und vor die Augen zu legen, ist sehr spät bekannt worden. Die mündliche Ueberlieferung, mit einigen rohen Denkmalen unterstützt, war das erste Mittel, das Angedenken wichtiger Dinge auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen. In den ältesten Zeiten pflegt man ein Stück Holz in die Erde zu setzen, einen Altar oder einen Steinhaufen aufzurichten, Feste anzuordnen und bey Gelegenheit merkwürdiger Begebenheiten Arten von Gesängen zu verfertigen. Man gab gemeiniglich den Orten, wo sich etwas wichtiges zutrug, einen Namen der sich auf diese Begebenheit und ihre Umstände bezog. Die Patriarchen bauten da, wo ihnen Gott erschien, Altäre, errichteten Steinhaufen zum Gedächtniß der vornehmsten Begebenheiten ihres Lebens, und gaben manchen

chen Orten Namen zum Andenken der dort vorgefallenen Begebenheiten. Das Fragment des Sanchuniatons sagt ebenfalls, daß unbehauene Pfähle und Steine die ersten Denkmäler der Phönicier gewesen sind. In der Gegend von Gades sahe man vorzeiten Steinhaufen, welche Denkmäler von dem Zuge des Herkules in Spanien gewesen seyn sollen. Die alten nordischen Völker erhielten das Andenken gewisser Begebenheiten durch Steine von ausserordentlicher Grösse, wie es noch die amerikanischen Wilden machen. Durch Feste suchte man nicht allein die Götter zu ehren, sondern auch das Angedenken merkwürdiger Begebenheiten zu erneuern, wie unter andern auch aus den Kalendern alter Völker erhellet.

Man suchte auch durch andere Mittel diesen Endzweck zu erreichen. Die Chineser vor dem Fohi, d. i. in dem entferntesten Alterthum, hatten Schnüre, woran eine gewisse Anzahl Knoten waren, welche durch ihre Entfernung voneinander, und durch ihre verschiedene Zusammensetzung nicht nur die Ideen, die man erhalten wollte, erneuerten, sondern auch dazu dienten, andern Gedanken mitzutheilen. Dies war auch die Art zu schreiben bey den Peruanern. Schnüre von verschiedenen Farben, mit einer grössern oder kleinern Anzahl Knoten, und auf eine verschiedene Art zusammengesetzt, dienten statt der Staatsakten, um den Zustand der öffentlichen Einkünfte, das Verzeichnis der Auflagen, die astronomischen Beobachtungen u. d. g. darzustellen. Bey andern Völkern vertraten gewisse Stücken Holz, die auf verschiedene Art eingeschnitten sind, die Stelle des Schreibens. Die sogenannten Kerbhölzer geben noch jetzt ein getreues Bild von diesem Gebrauche.

Am allergemeinsten wurde das Angedenken der Begebenheiten und Thaten durch Lieder und Gesänge erhalten. Man findet diesen Gebrauch in den ältesten Zeiten

bey

bey allen Nationen der alten und neuen Welt, bey den Egyptern, Phöniziern, Arabern, Chineser, Galliern, Griechen, Mexikanern und Peruanern eingeführt. Auch die rohesten Völker haben ihre historischen Gesänge; von den alten nordischen Völkern ist es allgemein bekannt.

In den ersten Zeiten, da die Gesellschaften noch nicht zahlreich, wenige Künste erfunden waren, und die Bedürfnisse sich noch nicht vermehret hatten, und folglich die Ideen und Sprachen wenig reich gewesen, konnten die gedachten Gebräuche hinreichen. So wie sich aber die Kultur und die Kenntnisse nebst den Gegenständen, womit man sich beschäftigte, vermehrten, so mußte man sich zur Bestättigung dessen, was vorgegangen war, bequemerer und gewisserer Mittel bedienen, als die obgedachten waren. Man erfand nach und nach verschiedene Zeichen, welche die Rede vorstellen und die Gedanken ausdrücken sollten. Diesen vielfachen Versuchen hat man die eigentliche Schreibkunst zu verdanken, deren Erfindungsepoche nicht genau bestimmt werden kann. Nach unserer Meinung möchte folgendes das Wahrscheinlichste seyn.

Der Mensch kan seine Gedanken durch deutliche Töne andern mittheilen; aber diese Töne erstrecken sich nicht über den Augenblick und Ort, wo sie hervorgebracht worden sind. Um unsere Gedanken fortzupflanzen, mußte man Mittel erfinden, den Tönen eine Dauer und Grösse zu geben; und dazu mußte man Figuren und Zeichen erfinden, welche die Worte vorstellten und erhielten. Um sich eine deutliche Idee zu machen, wie man auf die Erfindung der Schrift gekommen ist, muß man dieser Kunst in ihren verschiedenen Epochen nachgehen, wobey man gar leicht mehrere Epochen unterscheiden kann.

Der erste Versuch der Schreibekunst, wenn man sie so nennen darf, war die Abbildung körperlicher Gegenstände. Z. B. um zu erkennen zu geben, daß ein Mensch den andern umgebracht habe, zeichnete man eine menschliche Figur, welche auf der Erde ausgestreckt lag, und neben ihr eine andere stehend und bewafnet. Um anzuzeigen, daß jemand zu Wasser in ein Land gekommen, bildete man einen Menschen in einem Kahn sitzend ab. Diese uneigentlich sogenannte Schrift war die erste, davon die Egypter Gebrauch machten. Sie fiengen mit Zeichnen an, und vielleicht haben es die Phönicier auch so gemacht. Einige Gelehrte schließen aus der Gestalt der chinesischen Schrift, daß man auch bey den Chinesern zuerst die Gedanken durch das natürliche Bild der Gegenstände, die einer Vorstellung fähig sind, ausgedrückt habe. Auch bey den Griechen heißt ein und eben dasselbige Wort (γραφειν) Malen und Schreiben. Die Art, wie die Bewohner der mexikanischen Seeküste dem Montezuma von der Landung der Spanier Nachricht gaben, war diese, daß sie ihm ein grosses Stück Leinwand schickten, worauf sie alles, was sie gesehen, gezeichnet und gemahlt hatten.

Aber wie schwierig und unbequem ist nicht diese Gewohnheit? Wie viel Zeit und Raum brauchte man nicht, die geringste Sache zu beschreiben? Man suchte also die Zeichen einfacher zu machen, und man bildete nur die vornehmsten Züge eines Menschen, Pferdes und Baumes. In den Werken des Horapollo findet man noch einige Spuren von diesen abgekürzten Gemälden. Dieser Schriftsteller sagt, daß die Egypter, um einen Walker anzuzeigen, vor Alters zwey Menschenfüsse im Wasser mahlten, und um das Feuer zu bezeichnen, einen Rauch zeichneten, welcher in die Höhe stieg. Diese Art, die Gemälde abzukürzen, war der zweyte Grad

der

der Vollkommenheit, den die erste grobe Art, Gedanken und Worte bildlich darzustellen, erhalten hat.

Da man aber nach und nach viel und über verschiedene Gegenstände schreiben mußte, so war die blosse Vorstellung der Gegenstände nicht hinreichend, den größten Theil der mitzutheilenden Ideen auszudrücken und verständlich zu machen. Man mußte daher die alte Art zu verbessern suchen. Man fieng an, einige Zeichen und Züge auszudenken, sie zu den Zeichnungen hinzuzusetzen, und sich ihrer zur Bezeichnung der Leidenschaften, Handlungen u. s. w. zu bedienen. Diese Zeichen waren verschieden gebildet, und auch verschieden gesetzt, je nachdem sie etwas verschiedenes bedeuten sollten. Sie hatten inzwischen keine Verwandtschaft mit den Tönen und Worten. Einige sinnreiche Nationen erfanden nachher gewisse Methoden, welche zwar künstlicher, aber doch noch sehr unbequem waren. Die berühmteste unter allen ist die Hieroglyphenschrift, welche man für eine Erfindung der Egypter hält. Nach dieser Art zu schreiben war eine einzige Figur das Bild von vielen Ideen. Zwey Hände, davon die eine einen Schild, die andere einen Bogen hielt, bezeichneten eine Schlacht. Durch dieses Mittel wurde die Kunst zu schreiben, welche ursprünglich nichts als eine blosse Malerey war, Malerey und Sinnbild zugleich, weil die Figuren, deren man sich bediente, mehr bedeuteten, als die blosse Vorstellung der Dinge.

Diese neue Art zu schreiben wurde vollkommener, und man bediente sich ihrer auf verschiedene Art. Alle Völker, deren Wachsthum in den Künsten wir noch kennen, Egypter, Phönizier, Chineser und Mexikaner haben sie gehabt; und obgleich die Art bey verschiedenen Völkern verschieden war, so haben doch alle Arten

einen

einen gemeinschaftlichen Grund, indem sie von dem ursprünglichen Gebrauch, die Gegenstände der Gedanken zu mahlen, abstammen. Sogar die Scythen, Indianer, Aethiopier, Etrusker, die Wilden in Afrika und Amerika bedienten sich einer Art, mit Gemälden und Hieroglyphen zu schreiben. Man erkennt aus dieser Uebereinstimmung die Stimme der Natur, welche einförmig durch die ungeschickten Begriffe der Menschen redet.

Nach der Erfindung und Vervollkommnung der hieroglyphischen Schrift war es noch übrig, Charaktere zu erfinden, welche die Worte ohne Aehnlichkeit mit den Sachen vorstellten. Erfinderische Köpfe bemerkten die Unbequemlichkeiten einer Schrift, welche aus Zeichen zusammengesetzt war, die immer eine zweydeutige Idee unbestimmt vorstellten. Sie bemerkten, daß der Artikulationen, welche durch den Schall der Stimme gebildet werden, eine ziemlich geringe Anzahl ist, und suchten diese kleine Anzahl Zeichen vorzustellen. Sie nahmen sich also vor, die Rede zu mahlen, und ihre Wirkung den Augen durch Zeichen vorzulegen, welche nur eine einzige und unmittelbare Verwandschaft mit den Lauten hatten, welche vorgebracht wurden, und keine andere Ideen vorstellten. Dazu erfanden sie gewisse Zeichen, deren Eigenschaft war, Worte und nicht Sachen auszudrücken, welche einzeln nichts bedeuteten und keinen Verstand geben konnten, als wenn man sie zusammensetzte.

Die Erfinder dieser neuen Art zu schreiben hatten also bemerkt, daß die Worte nur von einer gewissen Art von Tönen zusammengesetzt sind, und stellten daher einen jeden dieser verschiedenen Laute durch ein verschiedenes Zeichen vor. Bey dieser Art zu schreiben, welche man Sylbenschrift nennen kann, braucht man zu einer jeden Sylbe, woraus ein Wort besteht, nur ein einziges Zeichen.

Man

Man drückt weder Selbstlauter noch Mitlauter aus. Man hat z. B. acht Buchstaben nöthig, um das Wort anzeigen auszudrücken; in der Sylbenschrift werden nur drey Charaktere erfordert. Und dieß war der erste Schritt, den man that, die Worte auf eine andere Art, als durch Gemälde auszudrücken. Vermuthlich haben diejenigen asiatischen Völker, welche die Alten Assyrer oder Syrer nennen, von dieser Sylbenschrift Gebrauch gemacht. Man erkennt Spuren davon in einer alten Tradition, die zwar den Syrern die Erfindung der Schrift beilegt, aber doch sagt, daß die Phönizier die alten Charaktere geändert und einfacher gemacht haben. Doch gab es nur wenige Völker, bey welchen die Sylbenschrift üblich war. Sie hat sich gegenwärtig nur bey den Aethiopiern und einigen Völkern in Indien erhalten. Sie ist aber auch sehr unvollkommen; denn die Menge der Zeichen, woraus dergleichen Alphabete nothwendig bestehen mußten, veranlaßten grosse Verwirrung, das Gedächtniß wurde dadurch ermüdet, und die so verschiedenen Schriftzeichen wurden oft verwechselt.

Daher erdachte man die Schrift, durch welche einzelne Buchstaben ausgedrückt werden, und das Verdienst dieser Erfindung besteht in dem Einfachen. Durch eine kleine Anzahl von Zeichen, die verschieden wiederholt und zusammengesetzt werden, können alle Ideen und Worte eben so leicht, als richtig ausgedrückt werden. Und dieß ist die fast allgemein angenommene Buchstabenschrift. Es ist aber nicht leicht zu erklären, wie man von den Hieroglyphen und der Sylbenschrift auf diese Schriftart gekommen ist, weil die Hieroglyphen und die Sylbenschrift keine Aehnlichkeit mit den Buchstaben des Alphabets haben. Man kann muthmassen, daß die abgekürzten Zeichen der hieroglyphischen Schrift, von der oben geredet worden, auf die noch mehr verkürzte Art der alphabetischen Buchstaben geführt habe, welche durch

ihre Zusammensetzungen alle Artikulationen der Stimme auf eine einfache und leichte Art vorstellen. Scheinen ja auch die Buchstaben einiger alten Völker sowohl der Gestalt, als dem Namen nach, von den hieroglyphischen Zeichen entlehnt zu seyn! Man erkennet noch in dem äthiopischen Alphabet und in den grossen Buchstaben der Armenier deutliche Merkmale von der alten hieroglyphischen Schrift.

Es läßt sich unmöglich genau die Epoche bestimmen, in welcher die alphabetischen Charaktere erfunden worden sind. Schon zu Hiobs Zeiten müssen sie in Arabien bekannt gewesen seyn, da er Kap. 19, 23 von Schreiben redet. Wie Moses von dem Gebrauche der Schrift redet, so scheint die Erfindung derselben zu seiner Zeit nicht völlig neu gewesen zu seyn. Auch in Egypten muß sie von einem hohen Alter gewesen seyn. Plato sagt, daß Thaut der erste gewesen sey, der die Buchstaben in Selbstlauter und Mitlauter eingetheilt hat. Dem mag seyn, wie es will, so ist gewiß die Erfindung der Buchstabenschrift die bewunderungswürdigste Erfindung des menschlichen Verstandes. Schade also, daß sich der Name des Erfinders in den Tiefen des entfernten Alterthums verlohren hat, und noch bis jetzt den eifrigsten Untersuchungen, ihn zu entdecken, entgangen ist! So viel ist sicher, daß diese Erfindung unter solchen Völkern gemacht worden ist, welche zuerst in einer guten gesellschaftlichen Ordnung lebten; denn diese hatten bald zu unzähligen Geschäften Schriftzeichen nöthig.

Verschiedene alte Völker haben um die Ehre, die alphabetische Schrift erfunden zu haben, gestritten; aber darunter sind nur 2, welche einen Anspruch darauf machen können — die Assyrer und Egypter; wovon aber blos die Charaktere der Chineser auszunehmen sind, welche noch immer Hieroglyphen sind. Welchem von den

beiden

beiden genannten Völkern aber die Erfindung der alphabetischen Schrift zukomme, ist nicht zu entscheiden; man sieht blos, daß die Charaktere dieser Schrift einander ziemlich ähnlich waren, und von der rechten zur linken Hand geschrieben wurden.

Eine andere Frage ist diese: ob wohl alle Alphabete von einem einzigen herkommen, zumal da die Ordnung, wie verschiedene Völker ihre Buchstaben setzen, verschieden ist? Einige Völker setzten vor Zeiten und noch jetzt ihre Buchstaben senkrecht von oben nach unten; andere stellen sie horizontal; aber mit einem merklichen Unterschied; die meisten folgen der natürlichen Bewegung des Arms von der linken zur rechten; andere haben die entgegengesetzte Art vorgezogen, ob sie gleich beschwerlich ist, indem die Hand und das Werkzeug, dessen man sich bedient, einen Theil der zu bildenden Buchstaben verdecket. Diesen Einwurf zu beantworten, ist leicht. Wie sehr scheinen nicht die samaritanischen und lateinischen Buchstaben von einander verschieden zu seyn? Und doch haben die Römer ihre Buchstaben von den Griechen, die Griechen von den Phöniziern erhalten; und fast alle Gelehrten halten die phönizischen und samaritanischen für einerley. Auch die Benennung und Stellung der Buchstaben in den Alphabeten so verschiedener Völker zeugen von einem gemeinschaftlichen Ursprung. Freilich hat die Zeit nach und nach in die Schrift eines jeden Volkes viele Aenderungen gebracht.

Von der Anzahl der Charaktere der ersten Alphabete hat man nur unvollkommene Nachrichten. Plutarch sagt, daß die Egypter 25 Buchstaben gehabt hätten, ohne zu bestimmen, ob sie gleich anfangs so viele gehabt haben. Als Kadmus das Alphabet der Phönizier nach Griechenland brachte, bestand es nur aus 16 Charakteren; vermuthlich hatte es mit dem ersten Alphabet der

Egypter eben diese Beschaffenheit. Ueberhaupt war die alphabetische Schrift in dieser ersten Epoche, ausser Egypten und einigen Ländern in Asien, noch wenig bekannt.

Steine und Felsen waren die ersten Materien, worauf man schrieb. Daher entstand bey allen alten Völkern der Gebrauch das, was man dem Andenken der Nachkommenschaft aufbewahren wollte, auf Säulen zu schreiben. Die alten Schriftsteller reden von den Säulen, welche Osiris, Bacchus, Sesostris und Herkules errichtet haben, um das Gedächtniß ihrer Züge zu erhalten. Demosthenes sagt, daß noch zu seiner Zeit auf Kreta ein Gesetz des Theseus auf einer steinernen Säule eingegraben vorhanden gewesen. Sogar die Geschichte der nordlichen Völker redet von Säulen, auf welchen denkwürdige Begebenheiten eingegraben waren. Auf diese Art haben alle alten Völker ihre Gesetze, ihre wichtigen Begebenheiten und Entdeckungen zu erhalten gesucht. — Man schrieb auch auf Ziegel, wie die Babylonier ihre ersten astronomischen Beobachtungen, und auf steinerne Tafeln, wie Moses seine Gesetze. An die Stelle derselbigen setzte man hierauf solche Metalle, in welche sich leicht graben ließ. Man schrieb aber hierauf auch auf Baumblätter, auf die innere Rinde gewisser Bäume und Pflanzen, auf Thierhäute, auf hölzerne und mit Wachs überzogene Täfelchen, wie es noch jetzt in manchen Ländern geschieht. Wenn Hiob Kap. 31, 35 von dem Schreiben eines Buches redet, so läßt sich aus dem gebrauchten Ausdrucke schließen, daß es sich falten oder rollen ließ, es mochte nun aus sehr dünnen Metall, oder aus Thierhäuten oder aus innern Baumrinden bestanden seyn; und da er, wenn er vom Schreiben redet, nur eines eisernen Griffels gedenkt, so scheint zu seiner Zeit dieser das einzige Instrument, womit man die Buchstaben zeichnete, gewesen zu seyn. Nachher zeichnete

man

man sie durch Auftragung gefärbter Flüßigkeiten zuerst mit dem Pinsel, wie es noch die Chineser thun, nachmals mit geschnittenen Rohren. Von den Federn, der Dinte und dem Papier wußte das Alterthum nichts.

Da aber alle diese Arten zu schreiben langsam und mühsam waren, so mußte dadurch die Vervollkommung der Schreibekunst sehr aufgehalten werden, und daher war das Schreiben nicht bey allen den Gelegenheiten, wobey wir uns desselben bedienen, gewöhnlich. Aber dadurch wurde auch die schnellere Verbreitung der Künste und Wissenschaften gehemmet, da man ohne Hülfe der Schrift ein Volk sehr schwer unterweisen und aufklären kan. Sobald aber der Gebrauch der Schrift erleichtert und allgemeiner wurde, so hat sich auch Kultur, nebst den Künsten und Wissenschaften mit schnellen Schritten verbreitet.

Drittes Buch.

Von den Wissenschaften.

Künste und Wissenschaften hatten einerley Ursprung. Die Kenntnisse, welche mit der Zeit sich zu Wissenschaften erhoben, waren zuerst bloße Handgriffe ohne Grundsatz und Methode. Die Lebensart der ersten Völker erlaubte ihnen nicht, sich große Einsichten zu erwerben, weil sie für die dringendsten Bedürfniße mühsam sorgen mußten. Erst dann konnten sie ihre Kenntnisse erweitern, wenn sich die Gesellschaften vergrössert hatten, und gesitteter wurden. Die Noth wurde die Lehrerin vorzüglicher Köpfe, und die ältesten Sagen schreiben die Erfindung der Wissenschaften, so wie der Künste, den Göttern zu. Man kan nicht sagen, auf welchen Stufen die ältesten Menschen nach und nach zu den abstracktesten Wissenschaften emporgestiegen sind, weil die Nachrichten der alten Schriftsteller darüber mangelhaft

sind, und uns bloß die Namen vermeinter Erfinder der Wissenschaften nennen. Die nothwendigsten Wissenschaften sind wahrscheinlich auch die ersten gewesen, und unter diese Klasse kan man mit Recht die Arzneykunde, Rechenkunst, Astronomie und Geometrie rechnen. Die Liebe zum Leben, die Unentbehrlichkeit, die Angelegenheiten der Gesellschaft zu ordnen, die Nothwendigkeit, die Arbeiten des Feldbaus zur gehörigen Zeit zu verrichten, und die Abtheilung des Landes zur Sicherung des Eigenthums u. s. w. veranlaßten den Ursprung der gedachten Wissenschaften.

Von der Arzneykunde überhaupt.

Ein allgemeiner Naturtrieb lehret die Menschen für die Erhaltung ihres Lebens zu sorgen, und körperliche Schmerzen zu lindern. Aber durch welche Mittel die ersten Menschen dazu gelangten, ist uns nicht bekannt; denn wir haben von der Erfindung der Arzneykunde nur fabelhafte Sagen übrig. Erfahrung war vermuthlich die Mutter dieser Wissenschaft. Die ersten Menschen nährten sich größtentheils von Pflanzen, Wurzeln und Früchten, unter welchen einige waren, welche in ihrem Körper eine merkliche Veränderung hervorbrachten. Dieß veranlaßte sie, ihre Kräfte besonders zu untersuchen, und wiederholte Wahrnehmungen entdeckten ihre verschiedenen Eigenschaften. Auf diese Wahrnehmungen wurden nun die Grundsätze der Arzneykunst gebaut, die aber anfänglich nichts weniger, als eine Wissenschaft war.

Die natürliche Arzneykunst war lange vor den Aerzten von Profession bekannt. Wer an sich oder an andern Erfahrungen gemacht hatte, theilte sie seinem kranken Freund oder Nachbarn mit, wenn er von einem ähnlichen körperlichen Uebel befallen zu seyn schien. Dadurch

durch entstund nach und nach ein System der natürlichen Arzneykunst. Die Babylonier, Egypter und andere Völker hatten den Gebrauch, die Kranken öffentlich auszusetzen, damit ihnen Vorübergehende, welche mit ähnlichen Krankheiten behaftet gewesen waren, einen Rath ertheilen möchten, und es durfte niemand vorübergehen, ohne sich nach ihrer Krankheit zu erkundigen. Die Assyrer, Egypter und Phönizier wurden für die ersten gehalten, welche die Arzneykünste zu einer besondern Wissenschaft gemacht haben.

Noch ist zu bemerken, daß die Heilung innerlicher Krankheiten in den ersten Zeiten nicht bekannt gewesen ist. Der wenige Gebrauch, den man damals von der Arzneykunst machte, und der Glaube, daß Krankheiten Wirkungen des Zorns der Götter wären, verursachte, daß man sich in Krankheiten an die Götter oder ihre Priester wandte. Der berühmte römische Arzt, Celsus, sagt, daß man alle innerlichen Krankheiten den Göttern zugeschrieben, und von ihnen allein die Genesung zu erhalten gesucht habe.

Von der Wundarzneykunst.

Diese war der erste Theil der Medicin, der unentbehrlich war, und von den ersten Zeiten an getrieben wurde. Man mußte Mittel haben, die bey Streitigkeiten Verwundeten zu heilen. Die natürlichen Mittel, welche man aus der Erfahrung kannte, waren aber nicht wirksam, wenn eine Wunde geheilt, ein zerbrochener Knochen wieder hergestellt werden sollte, indem diese Uebel eine besondere Erfahrung und Handgriffe erforderten, die sich nur durch Uebung erwerben lassen. Daher mußten sich einige Personen besonders darauf legen.

Man weiß nicht, auf was für eine Art zuerst die Wunden behandelt worden sind. Durch Verbände such-

te man natürlich zuerst das Blut zu stillen, und die verletzten Theile vor der Luft zu bewahren. Nach und nach gebrauchte man dabey die Säfte von Wurzeln und Kräutern; vielleicht auch Oele und Harze. Die Operationen waren sehr unvollkommen, so wie auch die Instrumente, welche wenigstens nicht von Eisen waren, sondern wahrscheinlich aus schneidenden Steinen, spitzigen Beinen und Fischgräten bestunden. In Egypten bediente man sich beym Einbalsamiren eines scharfen Steins aus Aethiopien, um die Leichname zu öfnen, und auch bey der Beschneidung wurden Steine gebraucht, wie es noch bey einigen Wilden gewöhnlich ist.

Die Geburtshülfe war eine der ersten Operationen, welche die Aufmerksamkeit der ersten Menschen auf sich ziehen mußte. Anfangs halfen sich die Frauen selbst, wie noch immer bey den Wilden. Da aber nicht alle Entbindungen glücklich sind, so sahe man sich zuweilen genöthiget, der Natur zu Hülfe zu kommen. Frauen standen in solchen Umständen den Frauen bey; Mütter ihren Töchtern. Endlich sahe man ein, wie nützlich eine ordentliche und geübte Hülfe in solchen Umständen sey. Schon zu Mosis Zeiten gab es in Egypten Hebammen.

Zergliederungskunst.

Wundarzneykunst und Arzneykunde beruht auf der Anatomie, indem man ohne sie die Ursachen und den Sitz vieler Krankheiten nicht erkennen kann. Obgleich die Anatomie der ersten Jahrhunderte mit der unsrigen nicht in Vergleichung gesetzt werden kann, so konnten doch auch die ältesten Menschen einige Kenntnisse von dem innern Bau ihres Körpers haben. Das Schlachten und Zerlegen der Thiere konnte ihnen das erste Licht aufstecken. Auch aus den Wunden und Beinbrüchen lernten sie den menschlichen Körper etwas kennen. Die-

se Kentnisse bestanden lange Zeit in einigen groben Begriffen.

Die Vorliebe gegen die Egypter hat ihnen die Erfindung fast aller Künste beygelegt, unter andern auch die der Wundarzneykunst und Anatomie. Weil bey ihnen das Einbalsamiren der menschlichen Körper gewöhnlich war, so schloß man daraus, daß sie sich dadurch eine grosse Kenntniß von dem innerlichen Bau des menschlichen Körpers erworben hätten. Und doch ist diese Meinung ungegründet; denn die Einbalsamirung war nicht so beschaffen, daß sie die anatomischen Kentnisse sehr hätte befördern können, weil man nicht den Kopf der Leichname öfnete, sondern das Gehirn vermittelst gewisser Werkzeuge durch die Nasenlöcher herauszog. Auch die Eröfnung des Rumpfes geschah mit grosser Vorsicht. Ein Gerichtsdiener bezeichnete an der linken Seite des Leichnams die Stelle, wo mit einem schneidenden Stein die Eröfnung geschehen mußte. Sobald die Oefnung gemacht war, so entfloh der, welcher sie gemacht hatte, weil man ihn als einen verruchten Menschen mit Steinen verfolgte. Was konnte also die Anatomie dabey gewinnen? Es scheint auch die Oefnung nicht beträchtlich gewesen zu seyn, weil der, welcher das Eingeweide herausnahm, nur mit der Hand durch den Schnitt hineinfuhr. Es wurden alle Eingeweide und Gedärme, Herz und Nieren ausgenommen, heraus gethan und in den Nil geworfen. Bey ärmeren Personen wurde das Eingeweide gar nicht herausgenommen, sondern aromatische Säfte nur durch den Mastdarm eingesprützt, durch deren Schärfe, wie Herodot sagt, die Gedärme verzehrt worden sind. Es sagt zwar Plinius, daß die egyptischen Könige befohlen hätten, die Leichname sorgfältig zu zerschneiden, aber dieses waren die spätern Ptolemäer, die zu Alexandria eine berühmte medicinische Schule errichtet haben.

Botanik.

Schon frühe kannte man verschiedene Kräfte der Pflanzen, und sie waren die ältesten Arzneymittel bey äusserlichen und innerlichen Krankheiten. Aus Vorliebe wird den Egyptern auch die Erfindung der Kräuterkunde zugeschrieben. Schon zu den Zeiten Jakobs kannte man die Eigenschaften gewisser Pflanzen; denn Rahel forderte Mandragoren, als ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit, und wenn Moses sagt, daß Joseph seinen Vater habe einbalsamiren lassen, so muß man eine Kenntniß von gewissen aromatischen Kräutern gehabt haben. Von den ausserhalb Egypten gestorbenen Stammvätern des jüdischen Volkes sagt Moses blos, daß sie begraben worden wären, daher scheint die Kunst des Balsamirens den Egyptern eigenthümlich gewesen zu seyn, und der Grund davon war die Staatsklugheit und die Religion. Sie hatten eine, wiewohl falsche Idee von der Unsterblichkeit der Seele, die in die Lehre von der Seelenwanderung ausartete, und glaubten, daß die vom Körper getrennte Seele in ein Thier übergienge, und nach einer langen Wanderung in einen menschlichen Körper zurückkehre; sie glaubten auch, daß die Seele so lange in dem Körper bliebe, als er nicht verwese, und aus dieser Ursache suchten sie durch Einbalsamiren der Verwesung zuvorzukommen. Und dieß verstanden sie auch auf eine meisterhafte Art; denn sie konnten die Körper nicht bloß auf einige Jahre, sondern fast auf mehrere Jahrtausende unverweset erhalten, wie die noch vorhandenen Mumien beweisen.

Pharmacie.

Sehr viele Arzneymittel müssen durch Kunst bereitet werden; man theilt sie daher in einfache und zusammengesetzte ein. Jene verschaft die Natur, diese die Kunst, und sie werden aus den drey Reichen der Natur genom-

genommen. Aber es gehört Erfahrung, und zwar Erfahrung sehr vieler Jahre dazu, um mediciniſche Zubereitungen, die man der Chemie zu verdanken hat, zu erfinden; in unſere gegenwärtige Epoche gehören ſie gewiß nicht. Die erſten Arzneymittel beſtanden faſt nur allein aus Pflanzen, Rinden und Wurzeln, welche man zerquetſchte, abkochte oder auspreßte.

Mathematik.

Die Mathematik iſt ſehr alt; denn ſie wurde den erſten Geſellſchaften bald unentbehrlich. Wenige Künſte können ohne Mechanik beſtehen, und Ackerbau und Schiffahrt hängen von der Beobachtung des Himmels ab. Aber ohne Rechenkunſt und Geometrie kann weder Aſtronomie noch Mechanik beſtehen. Die Grundſätze der Mathematik ſind überdieß einfach und ſinnlich; doch ſcheint die Rechenkunſt vor der Aſtronomie, Geometrie und Mechanik hergegangen zu ſeyn.

Rechenkunſt.

Späte wurde zwar die Theorie der Rechenkunſt erfunden; aber ihre Praxis iſt ſehr alt. Sobald das Eigenthumsrecht da war, ſo mußte man zählen, meſſen und wägen können. Diejenigen Staaten, welche zuerſt blühend wurden, und ſich auf Handlung und Schiffahrt legten, mußten auch den meiſten Gebrauch von Rechnen machen. Die Staatsbedienten, welche die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben zu beſorgen hatten, mußten auf Mittel denken, ihre täglichen Operationen abzukürzen und zu vervollkommnen. Die Geſchichte legt auch die Erfindung der Rechenkunſt den Egyptern und Phöniziern bey. In Egypten ſoll auch Pythagoras ſeine Theorie über die Natur und Eigenſchaften der Zahlen gelernt haben. Den Phöniziern, als dem älteſten handelnden Volke, war die Rechenkunſt unentbehrlich. Zu dieſen

gedach-

gedachten Völkern kann man auch die Babylonier setzen. Ueberhaupt giebt es keine gesittete Nation, welche nicht von der Rechenkunst Gebrauch gemacht hätte. Hingegen sind die neuentdeckten wilden Völker sehr schlechte Rechner. Wenn gewisse amerikanische Nationen eine grosse Menge anzeigen wollen, so nehmen sie entweder einen Hand voll Sand, oder eine Handvoll ihrer Haare. Condamine fand, daß die Yameos nicht weiter, als bis auf drey zählen können.

Die heutige Rechenkunst ist aber von der ältesten sehr verschieden; und nur durch eine genaue Zergliederung kann man auf ihre ersten Operationen zurückkommen. Diese ganze Wissenschaft ist auf zwey sehr einfache Operationen gegründet, auf das Addiren und Subtrahiren, indem die Multiplikation nichts ist, als eine Addition von gleichen Zahlen, und die Zusammensetzung der Potenzen in der mehr oder weniger wiederholten Multiplikation einer Zahl durch sich selbst besteht, die Division und Extraktion der Wurzel ein gleiches Verhältniß mit der Subtraktion haben. Bey der Addition und Subtraktion wird die Numeration vorausgesetzt, welche die erste Quelle ist, die der Arithmetik den Stoff zur Ausübung aller ihrer Operationen gibt; denn Numeriren heißt nichts anders, als sich eine Idee von den verschiedenen Zusammensetzungen der Einheiten zu machen, und einer jeden dieser Zusammensetzungen einen Namen zu geben. Dieß ist der erste Schritt in der Zahlenwissenschaft.

Ein jeder Gegenstand stellt die Idee der Einheit dar, und jede Mehrheit von Einheiten die Idee einer Zahl. Es kann keine so dummen Völker gegeben haben, welche nicht den Unterschied der Einheit und der Vielheit gefühlt haben, und Worte, diese Ideen auszudrücken, gehabt haben sollten. Aus der praktischen Numeration

nahm also die Arithmetik wahrscheinlich ihren Ursprung. Praktische Numeration heißt die Kunst, die Zahl mehrerer Gegenstände zu bestimmen; z. B. zu berechnen, aus wie viel Stücken eine Heerde besteht, wie viel Bäume auf einem Felde stehen. Sobald nun ein dergleichen Haufe eine gewisse Menge von Einheiten enthält, so kann man die ganze Summe nicht mehr auf einem Blick übersehen. Um aber eine bestimmte Idee von dieser Vielheit zu bekommen, muß man, nachdem ein Objekt nach dem andern untersucht worden, den Verstand und das Gedächtniß zu Hülfe nehmen. Da diese Seelenkräfte aber bey den meisten Menschen so unvollkommen sind, daß man ihnen zu Hülfe kommen mußte, so nahm man seine Zuflucht zu äusserlichen in die Sinne fallenden Zeichen. Obgleich aber die Einführung solcher Zeichen willkührlich ist, so sind doch einige natürlich und bequemer als die andern.

Die Natur hat uns mit einer Art von arithmetischen Werkzeug versehen, und das sind die Finger. Wahrscheinlich waren diese das erste Mittel, dessen sich die Menschen zum Numeriren bedient haben. Homer läßt den Proteus die Seekälber, welche er trieb, an seinen Fingern nach fünfen zählen, (πεμπαζειν): Dieß ist die Art, wie amerikanische Völker noch jetzt zählen. Die Uebereinstimmung aller gesitteten Völker, nach zehn, nach zehnmalzehn oder hundert, nach zehnmal hundert oder tausend, u. s. w. zu zählen, so daß das Numeriren immer von zehn wieder anfängt, ist ein augenscheinlicher Beweiß für diese Meinung. Man hat auch wirklich keinen andern Grund, warum die Zahl zehn zur Gränze der Numeration hätte gemacht werden sollen, wenn es nicht der ursprüngliche Gebrauch ist, an den Fingern zu zählen, deren zehn sind. Sehr wahrscheinlich ist es also, daß die ersten Menschen an ihren Fingern alles, was nicht über diese Zahl stieg, werden

gezäh-

gezählet haben. Wenn es über diese Zahl gieng, so mußten sie bemerken, wie oft sie die Decimalnumeration wieder anzufangen genöthiget waren. Sie thaten dieses vermuthlich mit kleinen Kieselsteinen; daher das griechische Wort ψηφιζειν von ψηφος ein Kieselstein, und das lateinische Calculus.

Dieses führte nothwendig auf das Addiren. Es kam nur darauf an, die Zeichen der Zahlen so zu einander zu bringen, daß man auf einmal ihre Einheiten, Zehner und Hunderter übersehen konnte. Man brauchte nur ferner diese Zeichen auf eines zu reduciren, und dazu wurde nichts erfordert, als zuerst die Einheiten, dann die Zehner, ferner die Hunderter u. s. w. besonders zu summiren, und von einer jeden dieser Summen das Zeichen zu machen. Wahrscheinlich hat man anfangs die Multiplikation durch das Addiren verrichtet. Wollte man z. B. 12 durch 4 multipliciren, so machte man viermal das Zeichen von 12, und reducirte diese Zeichen auf ein einziges. Aber diese Art der Multiplikation ist sehr verwirrt und langweilig, sobald man große Zahlen mit einander multipliciren mußte. Geübtere Rechner wurden aber bald gewahr, daß man diesen Proceß abkürzen könne, wenn man, im Fall man 15 mit 13 multipliciren sollte, nur dreymal das Zeichen 15 setzte, und einmal das Zeichen von 150, d. i. das Zeichen des Produkts von 15 durch 10, und nachher die Summe dieser Zeichen nehmen. Dieses ist wahrscheinlich der erste Schritt des menschlichen Verstandes zu der eigentlichen sogenannten Multiplikation gewesen.

Hieher gehört noch die Anmerkung, daß man anfangs wohl keine besondern Worte gehabt habe, um Zahlen auszudrücken, welche mehr als 10 Einheiten enthielten. Wollte man z. B. 127 aussprechen, so sagte man: ein Zehner von Zehnern, zwey Zehner und sie-

ben, oder vielmehr: sieben, zwey Zehner und ein Zehner von Zehnern; denn es ist ausgemacht, daß man vor Alters die Zahlen auf eine der unsern ganz entgegengesetzte Art aussprach. Man fieng allezeit mit Nennung der Einheiten an und gieng zu den Zehnern und von diesen zu den Hunderten fort, wie man in den hebräischen Texte des alten Testamentes und in dem Herodot findet, indem es auch natürlicher ist, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fortzuschreiten.

Es ist nicht zu zweifeln, daß schon bald diese Theile der Rechenkunst, von denen bisher die Rede war, bekannt gewesen sind. Der Gebrauch des Gewichts und der Wage steigt in die ältesten Zeiten hinauf. Abraham kaufte das Feld, auf dem Sara begraben wurde, für 400 Seckel Silbers.

Aber wie waren die ersten arithmetischen Charaktere beschaffen? Die alten Schriftsteller geben uns wenig Erläuterung darüber, wie die Egypter rechneten. Blos Herodot sagt, daß sie sich kleiner Steine, wie die Griechen, bedient haben, doch mit dem Unterschiede, daß diese die Steinchen von der linken gegen die rechte, jene aber von der rechten gegen die linke legten, welches eine natürliche Folge von der Art war, wie diese Völker ihre Buchstaben setzen. Sonst sagt aber Herodot nichts darüber. Wir wollen also einige Muthmassungen wagen, welche sich auf einige Reste alter Denkmäler dieses Volkes gründen. Auf den Obelisken findet man viele besondere Figuren, welche unter den Namen der Hieroglyphen bekannt sind. Diodor, Strabo und Tacitus bezeugen, daß die Fürsten, welche diese Obelisken errichten liessen, das Gewicht des Goldes und Silbers, die Anzahl der Bewafneten und Pferde, die Menge von Korn und Helfenbein, die jedes ihnen unterworfene Volk zählen mußte, darauf bemerken ließen. Gegen die Spitze

der

der meisten Obelisken bemerkt man neue perpendikulâre Linien, mit einigen darüber befindlichen horizontalen Linien. Diese 9 Linien hielt Bianchini für Zahlzeichen. Von 1 bis 9 hat es keine Schwierigkeit, daß, wenn man z. B. unter eine von den gedachten 9 Perpendikularlinien eine Kugel setzet, die Tribute anzuzeigen, welche in Gold bezahlet wurden, dieses nicht eine Anzahl Pfunde, nach dem Range, welchen diese Perpendikularlinie von der rechten nach der linken zu zählen hat, bedeuten können. Gesetzt, daß die Kugel unter der 5ten Linie stünde, so bedeutete dieses 5 Pfund Gold. Was die Zahlen betrift, welche über 9 gehen, so konnten sie durch Horizontallinien, welche über den perpendikulâren liegen, angezeigt werden. Diese Horizontallinien bestimmten wahrscheinlich die Perpendikularlinien, daß sie Zehner, Hunderter, Tausender u. s. w. statt der Einheiten bedeuten, je nachdem eine, zwey, drey u. s. w. queer über ihnen stunden. Dieß scheint auch der Ursprung der Zahlencharaktere bey den Griechen und Römern zu seyn. Die Einheiten in den ersten Operationen wurden durch blosse perpendikular gezogene Linien ausgedrückt. Diese Figuren gliechen dem lateinischen Buchstaben I. Es haben aber nicht allein die Egypter sich aus Mangel der alphabetischen Buchstaben Mittel erdacht, um die Resultate ihrer arithmetischen Operationen zu erhalten; sondern auch die Peruaner hatten ihre Quipos, oder Schnüre von verschiedenen Farben und Knoten, welche die Stelle der Bücher und Register bey ihren Auflagen und Repartitionen vertraten.

Ueberhaupt aber ist in dieser ersten Epoche dir Arithmetik über die sogenannten vier Species hinausgegangen; denn die Menschen strengen sich selber weiter an, als sie von der Noth dazu gezwungen wurden.

Astronomie.

Der Ursprung der Astronomie, wenn man darunter die ersten Beobachtungen der Bewegung der Gestirne versteht, verliert sich in den ältesten Zeiten. Was aber von diesen Kenntnissen die Noachiten aus der grossen Ueberschwemmung gerettet haben, war doch für den größten Theil ihrer Nachkommen von keinem grossen Nutzen. Aber die Noth lehrte bald die neuen Bewohner der Erde, den Lauf der Gestirne zu beobachten. Bey dem Ackerbau müssen die Abwechslungen der Jahrszeiten, und bey der Schiffarth müssen die Bewegungen der Sterne beobachtet werden. Es kann auch keine bürgerliche Gesellschaft ohne eine gewisse Bestimmung der Dauer und Eintheilung der Zeit bestehen.

In Egypten und in vielen Gegenden von Asien ist die Luft fast das ganze Jahr hindurch rein und klar, daher konnte man auch den Himmel und die Bewegungen der Gestirne ungehindert beobachten. Daher sind auch die Babylonier und Egypter unter allen alten Völkern diejenigen, welche sich zuerst mit Fleiß auf die Beobachtung der Gestirne gelegt haben. Babylon lag unter einem immer heitern Himmel, in einer unermeßlichen Ebene. Die Einwohner dieser Ebenen waren theils Hirten, theils Ackerleute, die den größten Theil des Tages und der Nacht auf dem Felde zubrachten, und daher immer auf die verschiedenen Bewegungen der Gestirne aufmerksam gemacht wurden. Kentniß der Gestirne war auch den Chaldäern vorzüglich nöthig, weil man in diesen Gegenden unermeßliche Sandebenen antrift, auf welchen die Bahn von dem Winde gar oft verweht und unkenntlich gemacht wird. Man muß also seinen Weg nach den Sternen einrichten, vornemlich da man wegen der Hitze nur in der Nacht reiset. Ueberdieß legte das ganze Alterthum den Chaldäern die Erfindung der lächerlichen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Sterndeuterkunst bey; aber ohne eine Kenntniß des Sternenlaufs und seiner Aspekten hätten sie den Planeten nicht stellen können, und dieser träumerischen Kunst hat die Astronomie ihr grösstes Wachsthum zu verdanken.

Daher zählte man die Chaldäer unter die ältesten Beobachter des Himmels, und schrieb dem Belus, einem der ältesten Beherrscher von Babylon, die Erfindung der ersten astronomischen Lehren zu. Wir haben aber von den alten Entdeckungen nichts mehr übrig. Nur eine unverbürgte Sage erzählt, Kallisthenes, ein Begleiter des Alexanders auf seinem Feldzuge in Asien, habe dem Aristoteles eine Reihe von astronomischen Beobachtungen übersandt, welche eine Zeit von 1907 Jahren in sich gefaßt haben sollen, und nach welcher Rechnung sich die ersten Beobachtungen der Chaldäer von dem Jahr 115 nach der Sündfluth herschrieben. Aber diese Erzählung verdient keinen Glauben, weil sie von allzuspäten Schriftstellern kommt. Man darf für ausgemacht annehmen, daß man von dem Zustande der Astronomie bey diesen Völkern vor der Regierung des Nabonassars, der im J. 747 vor Christi Geburt den Thron bestieg, keine Nachricht hat.

Was von den Ursachen gesagt worden ist, welche die astronomischen Kenntnisse bey den Babyloniern befördert haben, lässet sich auch auf die Egypter anwenden. Das Alter ihres Staates, ihre Beschäftigung mit dem Ackerbau, die immer reine Luft und ihre Neigung zur Stendeuterey beförderte auch bey ihnen die Beobachtung der Gestirne. Wir wissen auch von ihren astronomischen Entdeckungen etwas mehr, als von den Kenntnissen der Chaldäer. Das ganze Alterthum schreibt es ihnen zu, daß sie zuerst ihrem Jahr eine gewisse Form gegeben haben. Nach dem Herodot hatten sie es in 12 Monate eingetheilt. Ob es bloß ein lunarisches Jahr von 354 Tagen,

Tagen, oder gleich anfangs ein Jahr von 360 Tagen war, läßt sich nicht entscheiden. Nur dieses weiß man, daß das letztere schon in den ältesten Zeiten bey den Egyptern gebräuchlich war.

Man kann die Anordnung der kleinen Periode von 7 Tagen, die wir Woche nennen, als den ersten Schritt ansehen, den die Menschen thaten, um sich ein Zeitmaas zu verschaffen. Sie war seit undenklichen Zeiten fast bey allen Völkern gebräuchlich und gleichförmig. Die Hebräer, Assyrer, Egypter, Indianer, Araber, auch die Römer, Gallier und andere alte Völker hatten Wochen von 7 Tagen. Woher kommt aber wohl diese Uebereinstimmung? Vielleicht aus der alten Tradition von dem Zeitraum, in welchem die Welt geschaffen worden seyn soll.

Dieses Zeitmaas hatte aber zu wenig Uebereinstimmung mit den Feldarbeiten, als daß man nicht ein bequemeres hätte erfinden sollen. Und da man bald wahrgenommen hatte, daß die Veränderungen des Mondscheins in beynahe 4 Wochen regelmässig geschahen, so gab dieses sehr natürlich dem Monate seinen Ursprung. Es bestand daher anfänglich das Jahr bey den meisten Völkern nur aus einem Monate, der lunarisch war, und da es die ersten Menschen so genau nicht nahmen, so setzten sie den Monat auf 30 Tage. Die verschiedenen Erdprodukte gaben aber Veranlassung, längere Perioden zu machen. Man bediente sich anfangs des Unterschieds der Jahrszeiten, die man ebenfalls Jahre nannte. Daher reden alte Schriftsteller von Jahren, die aus 3, 4 und 6 Monaten bestanden. Endlich erfand man ein längeres Zeitmaas, das unsrem Jahre ähnlicher ist. Man konnte bald gewahr werden, daß 12 Umläufe des Mondes die nemlichen Zeiten und Witterung zurückbrachten, und so war es leicht, das Jahr in 12 beynahe gleiche

Theile zu theilen; daher war das Jahr anfangs lunarisch von 354 Tagen bey den ältesten Völkern, und sie bedienten sich desselbigen länger oder kürzer, nachdem sie früher oder später gesitteter wurden. Die Tartarn, Araber und andere Hirtenvölker haben noch jetzt das Mondjahr. Die obengedachte Bestimmung des Monats auf 30 Tage war nur provisorisch, und dauerte nur so lange bis man das Jahr auf 12 Umläufe des Mondes setzte, und alsdann mußte man den alten Anschlag des lunarischen Monats berichtigen. Zuerst zählte man den Anfang des Monats nur von dem Tag an, da der Mond erschien, und wenn damals einige Monate 30 Tage hatten, so hatten andere nur 28, welche Art, die Monate des lunarischen Jahres zu ordnen, noch in vielen Ländern üblich ist.

Da aber die Länge des Mondjahrs von dem wahren Sonnenjahre so sehr verschieden ist, daß in weniger als 17 solchen Jahren die Ordnung völlig umgekehrt ist, so mußte man zu einer weitern Verbesserung schreiten. Die Annäherung und Entfernung der Sonne, die bald kurzen, bald langen Tage u. s. w. mußten sehr bald die Menschen aufmerksam machen. Da ferner die Veränderung der verschiedenen Größen der Mittagsschatten sehr bemerkbar ist, so mußte auch dieses bald beobachtet werden. Ingleichen mußte man gewahr werden, daß die Sonne den Punkt ihres Auf- und Niedergangs an dem Horizont merklich verändere. Durch dieses alles fand man, daß der Umlauf der Sonne in einem Jahre viel länger sey, als der zwölfmalige des Mondes. Es gab verschiedene Mittel, den jährlichen Umlauf der Sonne zu finden: ihre Rückkehr zu den nemlichen Sternen; die Untersuchung der Ungleichheit des Schattens in jeder Jahrszeit u. s w.

Sobald man anfieng, den scheinbaren Lauf der Fixsterne zu beobachten, so wurde man gewahr, daß die

Sonne

Sonne eine eigene Bewegung habe, die derjenigen entgegen ist, in welcher sich täglich die Sterne umzudrehen scheinen. Nun suchte man einen festen Punkt am Himmel, womit man die Bewegung der Sonne vergleichen und dadurch die Bahn bestimmen konnte, die sie durchlief. Man mußte die Sterne bemerken, welche sie in jedem Monat auf der Seite ihres Untergangs unsichtbar machte, und auch diejenigen, die sich nach und nach aus ihren Stralen zogen, und sich vor ihrem Aufgange sehen ließen. Indem man also alle die Sterne kennen lernte, unter welchen die Sonne in der Zeit weggegangen war, da sie sich von einem ersten Stern, den man nach Belieben wählte, entfernte, bis dahin, da sie wieder zu demselben zurückkam, so konnte man die Gränzen ihrer jährlichen Bahn bestimmen. Bey den Egyptern, Chinesern und Peruanern scheint auch die Gewohnheit üblich gewesen zu seyn, aus der Beobachtung der Mittagsschatten die Dauer des Sonnenjahres zu bestimmen. Der Sonnenzeiger war das erste astronomische Instrument, das diese Völker erfanden. Die Natur selbst hat dieses Maas die Menschen gelehret, indem die Berge Gebäude und Bäume natürliche Sonnenzeiger sind.

Auch die verschiedenen Punkte, in welchen zu verschiedenen Zeiten die Sonne auf- und untergeht, konnten zur Bestimmung des Sonnenjahres leiten. Zur Zeit des Aequinoktiums konnte man einen Baum, einen Felsen, einen Hügel bemerken, hinter welchem man an einem gewissen Tage, in einem gewissen Monat, die Sonne gerade stehen sahe. An den folgenden Tagen sahe man sie an einem andern Orte auf- und untergehen. Nach 6 Monaten sah' man sie wieder an diesen Punkt kommen, und zu Ende von 12 Monaten war sie noch einmal dahin zurückgekommen. Diese Art, das Jahr zu bestimmen, ist ziemlich genau und einfach.

Es mögen aber diese Beobachtungen gewesen seyn, wie sie wollen, so waren sie doch aus Mangel an astronomischen Instrumenten lange Zeit unvollkommen. Vermuthlich suchte man anfänglich nur den lunarischen Monat mit dem Sonnenmonat übereinstimmend zu machen, und setzte 6 Tage zu den 12 Monaten hinzu, wodurch ein Jahr von 360 Tagen entstand. Da diese Verbesserung aber noch unzulänglich war, so hat man vielleicht von Zeit zu Zeit eine gewisse Anzahl Tage zugegeben oder weggelassen, je nachdem es nöthig war. Man nahm auch in den spätern Zeiten mehr als einmal zu diesen Mitteln seine Zuflucht.

Die Kunst, die kleinen Zeitpunkte zu wissen, zu messen und zu berechnen, die in einem Tage verfließen, war ebenfalls eine wichtige Entdeckung. Die unerfahrnen Völker, welche die Zeit nicht künstlich zu messen wissen, suchten natürliche Mittel, welche ihre Stelle vertreten konnten. Die Isländer richteten sich nach der Ebbe und Fluth. Die ältesten Instrumente die kleineren Theile der Zeit zu messen, sind die Wasser- und Sonnenuhren. Die Egypter setzten diese Erfindung in die ältesten Zeiten, und sagten, Merkur habe bemerkt, daß der Cynocephalus zwölfmal des Tages in gleichen Distanzen harne, und suchte eine Maschine zu verfertigen, welche eben diese Wirkung that. Wenn man von dieser Erzählung das Fabelhafte hinwegnimmt, so lehret sie, daß die Egypter ursprünglich durch das Ausfliessen des Wassers die Kunst gesucht haben, die Zeit zu messen. Auch die chinesischen Astronomen berechneten durch Wasseruhren die Zwischenheiten, welche während des Durchgangs eines Sterns durch den Mittagcirkel, dem Unter- oder Aufgange der Sonne, und der Länge der Tage, verflosen. Ungeachtet aber diese Wasseruhren sehr alt sind, so ist es doch nicht gewiß, ob ihre Erfindung in unsere erste Epoche gehören. Moses macht es in seinen

Schrif-

Schriften überhaupt zweifelhaft, ob man zu seinen Zeiten schon den Tag in Stunden oder gleiche Theile einzutheilen gewußt habe, da er die verschiedenen Zeiten des Tages auf eine unbestimmte und ungewisse Art ausdrückt.

Was die Rechnung der Zeit überhaupt anbetrift, so versuchten die ältesten Völker dabey allerley Mittel. Herodot erzählt, Darius habe in seinem Feldzuge gegen die Scythen den Joniern die Bewachung der über die Donau geschlagenen Brücke anvertraut und bey seinem Abmarsche 60 Knoten in eine Schnur gemacht, welche er ihren Oberhäuptern übergab, mit dem Befehl: daß sie alle Tage einen von diesen Knoten aufmachen sollten, und daß sie, wenn sie alle aufgelöset wären, und er bis dahin nicht zurückgekehrt seyn würde, in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Ein Beweis, daß man noch zu den Zeiten des Darius in der Zeitrechnung sehr unerfahren gewesen ist. In den ersten Zeiten der römischen Republik, da die Schreibkunst kaum bekannt war, schlug man alle Jahre einen Nagel in die Thürpfosten eines Tempels, und rechnete nach der Zahl dieser Nägel die Zahl der Jahre zusammen.

Vom Ursprung der Sternbilder und des Thierkreises.

Da die bemerkbare Verschiedenheit der am Himmel unordentlich zerstreuten Fixsterne nur in mehr oder weniger zahlreichen Haufen von Sternen, in ihrem grösserem oder minderem Schimmer, und überhaupt in der respektiven Lage der einen gegen die andern besteht, so bezeichnete man einen jeden dieser Haufen durch besondere Benennungen, und gab selbst einigen einzelnen Sternen besondere Namen. Der Ursprung dieser Sternbilder gehört in unsere erste Epoche; denn es werden im Buche Hiob drey Sternbilder genannt, ob gleich in

den ersten Zeiten nicht alle Sterne waren unter gewisse Bilder gebracht worden. Viele unter ihnen zeichnen sich besonders aus, und diese suchte man am ersten auch durch eigene Namen auszuzeichnen. Da in den zuerst bewohnten Ländern die Sternbilder zunächst an dem Pole immer sichtbar sind, so haben sie auch vermuthlich vor andern die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und unter dieselben gehört besonders der große Bär. Der Glanz der 7 Sterne, welche den sogenannten Heerwagen ausmachen, und ihre Stellung gegen einander fällt sehr in die Augen. Die Amerikaner wußten ihn schon vor der Ankunft der Europäer zu unterscheiden. Der Bootes oder Arkturus ist fast der erste Stern, den man nach dem Untergang der Sonne erblickt. Vermuthlich hat daher nach dem grossen Bären der Bootes, wovon der Arkturus ein Stück ist, auch sehr früh einen besondern Namen bekommen. Eben dieses gilt auch von den Orion, und dem Sirius, oder dem Maule des grossen Hundes. Von dem Orion sagt schon Aratus, daß der, welcher ihn nicht auf dem ersten Blick erkennt, niemals ein Sternbild kennen lernen würde.

Die Bilder des Thierkreises sind zwar weniger kenntbar; doch können einige von ihnen die Aufmerksamkeit der ersten Beobachter auf sich gezogen haben, besonders das Bild des Stiers, auf dessen Kopfe die Hyaden in Gestalt eines V, und die 6 Plejaden auf seiner Schulter stehen, welche sehr leicht in die Augen fallen. Die Plejaden sind auch den Grönländern und den Amerikanern bekannt, und daher ist wahrscheinlich der Stier das erste Zeichen des Thierkreises gewesen, das man in ein Bild brachte. Auch der Skorpion kann unter die ersten Zeichen, die man kannte, gerechnet werden, da er einen der kenntlichsten Sterne des Thierkreises in sich faßt. Dieses ist die Ursache, warum der grosse Bär, der Bootes, der Orion, der grosse Hund, die Hyaden, Plejaden

den und der Skorpion die einzigen Gestirne sind, von denen in den Büchern Mosis, im Homer und Hesiod geredet wird.

Es sind bereits die Gründe angegeben, welche die ältesten Völker bewogen haben, die Haufen Sterne zu bezeichnen, unter welchen die Sonne nach und nach jährlich hinzulaufen scheint. Man würde aber schwer dazu gelangt seyn, wenn die Sonne allein diesen Weg gienge; die an ihrer Seite laufenden Planeten mögen viel dazu beygetragen haben, die Richtung der Sonne vom Abend gegen Morgen bekannt zu machen. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die Entdeckung des Thierkreises bey den Egyptern sehr alt ist. Wir haben gezeigt, daß sie schon 1690 Jahr vor Chr. Geb. ein Jahr von 360 Tagen hatten, und daß dieses Jahr in 12 Monate, jedes von 30 Tagen, eingetheilt war. Ferner haben ihre Astronomen von den ältesten Zeiten an den Thierkreis in 12 gleiche Theile von 30 Graden eingetheilt, welche auf die 12 Zeichen vertheilt wurden. Das Verhältniß zwischen der Eintheilung dieses Zirkels in 12 Zeichen von 30 Graden und einer Jahresform von 12 Monaten zu 30 Tagen gibt zu erkennen, daß die Anordnung des einen und des andern auf einerley Zeit ziele.

Es wäre zu wünschen, daß die Alten uns einige sichere und zuverlässige Nachrichten überliefert hätten, wie die ersten Astronomen die Theilung des Thierkreises angefangen haben. Es führen wohl einige etwas darüber an; aber es ist nicht zuverlässig.

Von den Planeten.

Sobald die Menschen anfiengen, die Ordnung und den Lauf der Gestirne zu beobachten, so mußten sie gewahr werden, daß einige von ihnen eine besondere Bewegung hatten, während daß die übrigen Sterne im-

mer einerley Anblick darstellten. Sie sahen diese Sterne, welche man Planeten nannte, abwechselnd in verschiedenen Gegenden des Himmels stehen, und nach und nach durch verschiedene Gestirne gehen. Dieß leitete auf den Unterschied zwischen den Planeten und Fixsternen. Die Babylonier und Egypter sollen dieses zuerst bemerkt haben. Die Venus wurde vermuthlich, wegen ihres Glanzes und der Ungleichheit ihrer Bewegung, am ersten für einen Planeten erkannt. Auf sie folgte wahrscheinlich der Mars, dessen Glanz zwar geringer ist, als der Venus; aber doch sehr ausgezeichnet, wenn er der Erde am nächsten ist. Auch die Ungleichheit seiner Bewegungen bald vorwärts, bald rückwärts ist vorzüglich merkwürdig. Wegen seines Glanzes und seiner geschwinden Bewegung ist auch Merkurius bald als ein Irrstern erkannt worden; aber doch später als jene, da er der kleinste unter den Planeten, und fast immer von den Stralen der Sonne, von der er sich nie mehr als 28 Grade entfernt, bedeckt ist. Wenn ihn die Egypter und Babylonier doch sehr früh gekannt haben, so verursachte dieses nicht nur ihr immer heiterer Himmel, sondern auch die Lage ihrer Länder, denn je weniger schief der Kreis ist, desto leichter ist es, dieses Gestirn ausser den Sonnenstrahlen zu sehen. Da Jupiter, ob er gleich groß und glänzend ist, seinen Lauf fast nicht eher, als in 12 Jahren vollendet, so wurde er ohne Zweifel lange für einen Fixstern gehalten, und es waren viele Beobachtungen nöthig, um die Veränderungen seines Platzes gewahr zu werden. Dieß läßt sich noch mit grössern Rechte von dem Saturnus sagen, da er 2 Jahre und 6 Monate braucht, um nur ein Zeichen zu durchlaufen. Hat man ja erst in den neuesten Zeiten den äussersten Planeten, Uranus, entdeckt!

Geometrie.

Auch diese Wissenschaft hat, wie alle andere, ihre Kindheit gehabt. Man theilet sie insgemein in 3 Theile: die Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie. Die Longimetrie, der erste und einfachste Theil, betrachtet nichts als die Länge, und beschäftiget sich blos mit dem Maas gerader Linien. Sie ist so alt, als die Welt. Sobald man anfieng, Hütten oder Häuser von einiger Grösse zu bauen, so mußte man darauf sehen, daß die Stücken Holz die gehörige Länge und Höhe hatten. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die meisten Längenmaaßen, als Klafter, Fuß, Elle, Daumen oder Zoll, ein redendes Verhältniß mit der ordentlichen Länge des menschlichen Körpers, oder einigen von seinen Theilen hat.

Die Flächenmessung oder Planimetrie ist nicht so einfach, als die Longimetrie, da das Wesen der geraden Linien immer einerley bleibt; aber so verhält es sich mit den Flächen nicht, deren Messung der Gegenstand der Planimetrie ist. Sie hat ihren Ursprung vornemlich der Theilung der Ländereyen zu verdanken. Sobald politische Gesellschaften entstunden, so bald mußten die Gränzen des Erbtheils bestimmt werden. Daher bezeichnete man mit Marksteinen oder andern Zeichen den Theil der Erde, welcher das Eigenthum eines jeden Einwohners war. Da aber diese Zeichen nicht unwandelbar waren, so dachte man auf Mittel, sie wieder in ihre erste Lage zu bringen. Diese Untersuchung erzeugte wahrscheinlich die einfachsten und gröbsten Kunstgriffe der Planimetrie, die nach und nach vollkommener wurden, da die Ländereyen nach der Anzahl mehrerer Erben eingetheilt werden mußten. Die Geometrie, d. i. die Kunst, das Erdreich zu messen, bekam ihren Namen wahrscheinlich daher, weil von allen ihren Theilen die

Feld-

Feldmesserkunst, oder praktische Planimetrie die erste ist, welche eine künstliche Form erhielt; denn die Longimetrie ist gar zu einfach, als daß sie den Namen einer Kunst verdiente, und die Stereometrie zu zusammengesetzt, als daß sie vor der Planimetrie hätte getrieben werden können.

Es ist wahrscheinlich, daß man mit Ergründung der Theorie der geradlinigten Figuren angefangen hat, und vielleicht hat das Viereck zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es war auch zu allen Zeiten und bey allen Völkern das Viereck in der Planimetrie immer dasjenige, was in der Arithmetik die Einheit; denn ob man gleich bey dem Messen geradlinigter irregulärer Figuren genöthiget ist, sie in Dreyecke aufzulösen, so wird doch der Inhalt dieser Figuren auf Quadratruthen, Schuhe und Zolle reducirt. Die Eigenschaften des Vierecks führten gerade auf das Maaß der geraden Winkel, so wie diese das Messen des Rhombus und Rhomboiden erleichterten. Endlich lernte man die dreieckigten Flächen auszumessen, und dann wurde es leicht, die ungleichen Vierecke zu messen. Die Theorie der Winkel ist späte zur Vollkommenheit gekommen, da selbst die Definition des Euklides, zu dessen Zeiten die Geometrie sehr bearbeitet war, falsch befunden worden ist. Der Begriff von dem Winkel ist aber auch einer der abstraktesten, da es keine Figur, sondern nur das Verhältniß der Lage zwischen 2 Linien ist, das die Sinnen nur schwach rühret.

Die Stereometrie, oder das Messen dichter Körper ist zuletzt erfunden worden. Doch muß man schon bald einige Kenntnisse davon gehabt haben. Es ist oben gezeigt worden, daß die Erfindung der Wage sehr alt sey, und der Gebrauch dieser Maschine setzt einige Begriffe von dem Maas der dichten Körper voraus; und daher könnte man den Gebrauch der Wage als die erste Quelle

der

der Stereometrie ansehen. Das Gewicht der Körper steht in Verhältniß mit ihrer Massen, und wenn sie von einer Materie sind, so verhalten sich ihre Grössen, wie ihre Schweren. Man hat daher die Verhältnisse der Körper bestimmen müssen, um Gewichte zu machen, die 2, 3, oder 4mal so groß waren, als das was man zum gemeinschaftlichen Maas angenommen hatte.

Ohne Zweifel hatten schon in dieser ersten Epoche viele Völker einige Kentnisse der Anfangsgründe der Geometrie — die Egypter, Babylonier, Phönizier u. s. w. Die Planimetrie hat, wie schon gesagt worden ist, ihren Ursprung der Theilung der Felder zu danken; und daher war sie den Egyptern sehr bald nöthig. Jamblichus setzt die Gewohnheit die Felder zu messen in Egypten in die Zeit, wo die Götter regiert haben, d. i. in die ältesten Zeiten. Dieses Volk blieb aber nicht bey den Kunstgriffen stehen, welche die erste, dringende Noth erzeugt hatte. Das Messen der Felder wurde bey ihm die Wissenschaft der Verhältnisse von allerley Art, welche durch Linien ausgedrückt werden. Es nahm wahr, daß die Ueberschwemmung des Nils sich nicht weit genug verbreitete, um alle Felder zu wässern. Daher suchten sie Wasser auch auf diejenigen Felder zu bringen, die ohne eine solche Wässerung unfruchtbar geblieben wären. Das Graben der Kanäle aber erfordert eine zum wenigsten grobe Kunst, das Erdreich zu nivelliren.

Die alten Schriftsteller sagen: daß in keinem Lande das Feldmessen nöthiger gewesen sey, als in Egypten, wo die jährlichen Ergiessungen des Nils entweder die Gränzsteine wegrißen, oder verschlemmten, oder von dem einen Grundstück etwas wegnahmen, und es an das andere ansetzten, wodurch die Einwohner genöthiget wurden, ein Mittel zu erfinden, um nach dem Ablaufe des Wassers die alte Größe eines Grundstückes zu berichtigen. Es

ist

ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein so erfinderisches Volk nicht sollte Mittel gefunden haben, die Gränzen des Eigenthums auf eine solche Art zu bestimmen, daß sie den Ueberschwemmungen des Nils widerstehen konnten, welches viel leichter ist, als die gemeinsten Kunstgriffe des Feldmessens.

Mechanik.

Da Baukunst und Schiffahrt der Mechanik nicht entbehren können, so muß sie bald in Uebung gekommen seyn. Da die Wage sehr frühzeitig bekannt war, diese Maschine aber die ersten Gründe des Gleichgewichts erfordert, so muß man auch etwas von der Theorie der Mechanik gewußt haben. Wenn die ersten Menschen Holz fällten, so trugen sie in Ermangelung des Fuhrwerkes die Lasten auf ihren Schultern. Dabey mußten sie nun bemerken, daß Stücken Holz am bequemsten zu tragen wären, wenn sie im Gleichgewicht liegen. Dieß gab natürlich den Begriff einer gewöhnlichen Wage. Die Erfindung, Schaalen daran zu machen, ist wahrscheinlich von der Gewohnheit gekommen, an dem Ende eines Stockes Lasten anzuhängen, deren Umfang ohne solche Hülfe die Bewegung unserer Glieder verhindern würde. Vielleicht bestund die erste Wage nur aus einem in seiner Mitte aufgehenkten Wagebalken, an dessen einem Ende man das Gewicht, und an dem andern die Waare, die man wägen wollte, aufhieng. Auch der Gebrauch des Hebebaums war eine Erfindung, welche die Erfahrung sehr bald lehren mußte. Unter allen Fuhrwerken war die Schleife das älteste. Man verfiel darauf, sie auf Walzen zu setzen, deren Entdeckung die Natur selbst gezeigt hat. Nach und nach dachte man daran, daß, wenn die Walzen an die Schleifen fest gemacht wurden, aber doch so, daß sie sich herumdrehten, viele Zeit und Mühe erspart werden würde, und so kam man auf die

Erfindung der Räder. Die Schleife erhob sich nach und nach von der Erde, und wurde zu einem Fuhrwerke von zwey und vier Rädern. Der Gebrauch der Wägen ist bey einigen Völkern sehr alt; sie waren zu Jakobs Zeiten in Egypten sehr gemein. Doch waren die ersten Räder nicht aus Felgen und Speichen zusammengesetzt, sondern voll, wie es noch die Räder an den Fuhrwerken der Japaner sind. Bey dem ersten Gebrauche der mechanischen Werkzeuge wußte man aber noch nichts von einer Theorie der Mechanik. Es waren Versuche im Groben und ein blindes Verfahren.

Geographie.

Die ersten Kolonien, welche nach der Zerstreuung der Familien entstunden, irrten oft lange herum, bis sie einen anständigen Wohnplatz fanden. Die Länder, welche vor sich selbst den Menschen die nöthigsten Bedürfnisse reichten, wurden zuerst bewohnt. Aber oft trennt eine unfruchtbare Sandwüste die fruchtbarsten Länder von einander. Solche Gegenden mußten zuletzt bewohnt werden, und die ersten Bevölkerungen lange Zeit von einander abgesondert bleiben. Die Schwierigkeit, sich durch unwegsame Länder eine Strasse zu machen, verhinderte die ersten Menschen, sich weit von ihrem Wohnplatze zu entfernen. Sobald aber die Gesellschaften zahlreicher wurden, so mußte man aus verschiedenen Gründen Reisen unternehmen. Die Furcht, sich zu verirren, gab den ersten Menschen verschiedene Mittel an die Hand, ihre Wohnungen im Nothfalle wieder zu finden.

Man bemerkte anfänglich die Thäler, Hügel, Seen, Wälder, Felsen, Berge und alles, wodurch man eine Landschaft von der andern unterscheiden konnte; ferner mußten die ersten Reisenden einige Merkmale erfinden,

um nicht nur die Hindernisse zu bemerken, welche sich auf ihrer Strasse zeigten, sondern auch die Strasse selbst. Zu dem Ende errichteten sie von einer Weite zur andern Steinhaufen oder Pfäle, oder machten in den Wäldern Zeichen an der Rinde der Bäume, wie es noch jetzt die Wilden in Nordamerika thun. Man kann auch noch dazu einige Beobachtungen von dem Laufe der Sonne in Absicht der Richtung der Strassen fügen. Es wurde auch die Anzahl der Tage bemerkt, welche man auf der Reise zubrachte. Nichts ist in dem alten Testamente gewöhnlicher, als der Ausdruck: Diese Stadt ist von der andern Stadt so viele Tagreisen entfernt. Und dieß war das erste und viele Zeit hindurch das einzige Maas der Weite von verschiedenen Punkten unserer Erdkugel.

Die Erdkunde schränkte sich also zuerst auf eine höchst unvollkommene Kenntniß von der respektiven Entfernung und Lage einiger Gegenden ein. Als aber die zahlreicher gewordenen Völker eine Gemeinschaft mit einander errichteten, so mußten sie ihre ersten Entdeckungen verbessern und neue machen. Nun entstunden Strassen. Wie kann man aber in einem grossen Lande seinen Weg einrichten, ohne eine wenigstens grobe Kenntniß der Lage der Orte nach den vornehmsten Punkten des Horizonts? Die Beobachtung dieser Punkte war um so nöthiger, wenn man durch grosse Wüsteneyen reisen mußte, und es ist sogar schwer zu begreifen, wie diese Reisen öfters haben wiederholt werden können ohne Hülfe einer ungestalteten Zeichnung von der Lage der Länder, in die man reisen mußte. Die erste Reise an einen Ort war vermuthlich die Wirkung eines Zufalls, aber die folgende die Frucht der Ueberlegung. Die Nothwendigkeit des Handels beförderte die Kunst, auf einer dauerhaften Materie solche Zeichnungen zu graben, welche die Bemerkungen der Reisenden von der Strassen und den Weiten der Orte zu erhalten und den Augen

wieder darzustellen. Auch die Wilden in Amerika zeichnen eine Art von Landkarten auf Felle und Baumrinden, welche fleissig von den Oberhäuptern aufbewahret werden, um sich im Nothfall daraus einen Rath zu holen.

Aber sehr unvollkommen mußten diese ersten Karten seyn; ob man gleich unserer ersten Epoche das Daseyn derselbigen nicht wohl absprechen kann. Die historischen Sagen von den Reisen und Eroberungen des Osiris und Bacchus, von den Kriegszügen des Ninus und der Semiramis, setzen einige geographische Kenntniße voraus. Es war auch in den ersten Zeiten gewöhnlich, daß nach dem Tode eines Fürsten sein Reich unter seine Söhne vertheilt wurde, und solche Theilungen konnten nicht ohne Länderkunde geschehen.

Die Egypter, deren Nationalstolz sich so viele Erfindungen zueignete, legten ihrem Hermes viele Schriften bey, unter welchen sich auch, nach dem Klemens von Alexandria, geographische und chorographische von Egypten befunden haben sollen. Freilich ist diese Sage ein schlechter Beweis; doch es finden sich ja in den mosaischen Schriften Beweise für das Alterthum der geographischen Kenntnisse, wohin besonders dasjenige gerechnet werden kann, was von der Lage des Paradieses gesagt wird. Moses erzählt auch umständlich die Lage und die Namen der Länder und Ortschaften, welche die Stammväter des israelitischen Volkes durchwandert haben.

Ueber den Ursprung und den Wachsthum der Wissenschaften in Asien und Egypten.

Künste und Wissenschaften können nur in grossen und wohlbevölkerten Reichen gedeihen, und in diesen Staaten hat die Vollkommenheit der Künste und überhaupt des Feldbaues einer gewissen Anzahl Menschen eine nützliche und vortheilhafte Musse verschaft, wodurch

der von der Last der ersten Dürftigkeit befreite Geist sich aus dem engen Kreise losreiset, worinn ihn eben diese Dürftigkeit hält. Die Babylonier, Assyrer und Egypter haben die ersten und ältesten Staaten gebildet, daher wurden sie auch bald gesittet, und lernten Künste und Wissenschaften. Sie waren auch volkreich, genossen in den ersten Zeiten Ruhe und natürliche Vortheile. Daher sagt schon Aristoteles, daß die Wissenschaften in solchen Staaten gebohren worden sind, deren Einwohner eine grosse Musse genossen haben, und dieß giebt er auch als die Ursache von dem Fortgange der Egypter in den mathematischen Wissenschaften an. Dieß findet auch in Ansehung der Babylonier Statt, und die Chaldäer machten bey diesen Völkern einen abgesonderten Körper aus; auch war ihre Lebensart der Lebensart der egyptischen Priester ähnlich. Die Gesetze erklärten sie von allen übrigen Geschäften frey, welches zum Fortschreiten der menschlichen Kenntniße vieles beytragen mußte.

Obgleich aber die Phönicier kein grosses Land besassen, so hatten sie doch ein vorzügliches Nationaltalent, welches sie frühzeitig mit den Künsten und Wissenschaften bekannt machte. Ihr Hauptgeschäfte war die Seehandlung. Dieses aber nöthigte sie, sich auf solche Künste, die dazu unentbehrlich waren, zu legen. Von den Europäern läßt sich dieses in der ersten Epoche nicht sagen; denn Europa ist nicht so geschwind bevölkert, und viel später gesittet worden, als Asien. Künste und Wissenschaften wurden erst nach der Ankunft der aus Asien und Egypten gekommenen Kolonien bekannt.

Soviel muß man aber bemerken, daß der erste Wachsthum der Künste und Wissenschaften sehr langsam war, da vornemlich der Mangel der Schreibkunst dem Fortgange der menschlichen Kenntniße ein grosses Hinderniß in den Weg legte. Man kannte lange Zeit keine

andere

andere Schrift, als die Hieroglyphische, welche aber sehr mangelhaft ist, und nur sinnliche Gegenstände schicklich vorstellen kann. Auch die Mathematik konnte erst nach Erfindung der alphabetischen Schrift einen Fortgang gewinnen. Aber auch diese erste Erfindung war noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da die Schreibmaterialien sehr unbequem waren.

Viertes Buch.

Von der Handlung und Schiffarth.

Die Handlung ist beinahe so alt, als die Gesellschaften. Die Ungleichheit, womit die Natur in einem jeden Lande ihre Güter vertheilt hat, war die Veranlassung des ersten Handels. Zuerst war es ein Tauschhandlung, und ihr Gegenstand die zur Nothdurft des Menschen unentbehrlichsten Dinge. Der Jäger tauschte das Fleisch oder die Felle der erlegten Thiere gegen den Honig oder die Früchte seines Nachbarn um, und der Ackersmann einen Theil seines Getreides gegen Oel oder Wein. Dieser Tauschhandel findet noch Statt bey vielen Völkern auf der afrikanischen Küste, bey allen wilden Nationen in Amerika, und auf allen neu entdeckten Inseln der Südsee. Anfangs hatte man keine Regel, um den Preis der Waaren festzusetzen; das Schätzen machte ihren Werth und Preis, und man urtheilte nach dem Auge von der Menge, dem Gewicht und der Grösse der Waaren, die man gegeneinander umsetzen wollte. Und diese Art der Handlung hat sich bis jetzt in manchen Ländern erhalten. Gold ist die vornehmste Kaufmannswaare in Aethiopien, und der Handel damit wird nicht nach Maas oder Gewicht, sondern blos nach dem Gesichte getrieben.

So wie die Völker gesitteter wurden, haben sich auch die Gegenstände der Handlung vermehret. Die na-

türlichen Bedürfnisse hatten die nöthigsten Künste, diese aber die Künste der Pracht und des Ueberflusses erzeugt; folglich wurde der Handel grösser und ausgebreiteter, und man mußte Mittel suchen, den Werth der Waaren genauer zu bestimmen, als nach dem blossen Augenscheine. Es ist schon oben gezeigt worden, daß die Versuche in der Baukunst verschiedene Linienmaaße hervorgebracht haben, die sich größtentheils auf die Größe des menschlichen Körpers oder eines seiner Theile beziehen. Dadurch kam das Messen nach Klaftern und Ellen zeitig auf. Aber das Maaß der flüssigen Dinge zu finden war schwerer; Man sah' aber doch ein, daß, wenn man Gefäße machte, deren Weite durch eines von den schon angenommenen Linienmassen bestimmt würde, man sich Mittel verschaffen würde, die Menge und Theile der flüssigen Dinge und des Getreides in Anschlag zu bringen. Man mußte also die Kunst erfinden, die Metalle und andere Körper zu schätzen, welche man nicht leicht auf das Linienmaaß oder auf das Maas von flüssigen Dingen bringen konnte. Diese Entdeckung, d. i. die Erfindung des Gewichts und der Maaße mußte weit mehr Mühe kosten, als die Erfindung der obgedachten Maaße, da sich das Verhältniß zwischen dem Gewicht und der Masse des Körpers, der gewogen werden soll, nicht so leicht darstellt.

Durch die Erfindung der Maaße und Gewichte mußte die Handlung befördert, und einige Veränderung in der vorigen Art zu handeln veranlaßt werden. Der Tauschhandel ist unbequem, indem man in unzählichen Fällen keinen vollkommen gleichen Werth der Waaren festsetzen kann, und sich oft das, was der Verkäufer nöthig hatte, nicht bey dem Käufer fand. Ferner gibt es Waaren, die sich nicht theilen lassen, ohne ihren Werth zu verringern. Man führte also in dem Handel Waaren ein, die durch einen willkührlichen Werth, worüber man einig

geworden war, alle Arten von Waaren vorstellen konnte, und also zu einem gemeinschaftlichen Preis für alle Handelswaaren dienten. Die Wahl der Dinge, welche man dazu gebrauchte, war verschieden. In vielen Ländern bediente man sich, und bedient sich noch gewisser Stücken Holz, gewisser Muscheln, Salzkörner, Früchte u. s. w. zu gemeinschaftlichen Zeichen des Preises der Waaren. Wahrscheinlich war es in den ersten Zeiten eben so. Man sah' aber bald auch die Unvollkommenheit dieser Zeichen des Werths der Waaren ein, und sobald die Metalle entdeckt waren, bemerkte man, daß sie für die Handlung bequem wären. Sie sind hart, unzerbrechlich, und lassen sich doch in so viele Theile theilen, als man will, ohne etwas von ihrem Werth zu verlieren. Daher wurden sie bald durch einen einmüthigen Vertrag als vorstellende Zeichen des Werth aller handelbaren Waaren angenommen. Die Zeit, wann dieses zuerst geschehen ist, läßt sich nicht angeben. Vor der Reise Abrahams nach Egypten ist in den mosaischen Schriften weder von Gold noch Silber, als Reichthümern, die Rede; aber nach seiner Zurückkunft wird bemerket, daß er Gold und Silber zurückgebracht habe. Was Asien anbetrift, so gab Abimelech, der König zu Gerar in Palästina dem Abraham 1000 Silberlinge. Und nach dieser Epoche redet Moses oft von Bezahlungen im Gelde. Dieses beweißt, daß diese Art zu handeln sehr alt ist.

Zuerst bestimmte blos das Gewicht den Werth der Metalle. So hat Abraham die Summe, um die er eine Begräbnißhöle kaufte, vor dem ganzen Volke wägen lassen. So ist es noch jetzt in vielen Ländern. In China ist Gold und Silber nicht als Münze, sondern nur als eine Waare gangbar. Braucht man diese Metalle bey Zahlungen, so schneidet man sie in Stücken, und wiegt hernach jedes Stückchen, um von seinem Werthe ver-

sichert zu seyn. Weil aber das Wägen bey der weitern Verbreitung der Handlung beschwerlich wurde, so machte man auf jedes Stück Metall ein Zeichen oder Gepräge, welches die Feinheit und das Gewicht desselben anzeigte. Und dieß war der Ursprung der Münze. Nach dem Herodot waren die Lydier das erste Volk, das eine Münze hatte. Römische Schriftsteller setzen den Ursprung derselben in die Zeit, da Janus und Saturn in Latium regierten. Die Chineser wollen behaupten, daß schon unter der Regierung des Hoangti, d. i. fast 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung Kupfermünze zur Bequemlichkeit der Handlung geschlagen worden sey. Da Moses in der Geschichte der Patriarchen oft von Silberlingen, und also nicht vom Gewichte, sondern von der Menge der Stücken dieses Metalls redet, so scheint der Gebrauch der Münze auch in diesen Gegenden sehr alt gewesen zu seyn. Wenn er von dem Jakob sagt, daß er einen Acker für 100 Kesitah gekauft habe, so sind zwar die Ausleger über die Bedeutung dieses Wortes uneinig; doch glauben fast alle, daß von einer Münzsorte die Rede sey, und zwar nach der Meinung einiger von einer Münzsorte, die mit einem Lamme bezeichnet war. Diese Meinung wird dadurch nicht unwahrscheinlich, da die ersten Münzen mit Thierfiguren bezeichnet waren. Auf die alte Münze der Griechen und Römer war ein Ochs geprägt. So künstlich geprägt, wie die unsrigen, waren sie gewiß nicht. Vermuthlich waren sie nur grob bearbeitet, und das Gepräge nur mit einem Hammer darauf geschlagen.

Josephs Geschichte beweiset, daß sich schon damals die Handlung von einem Lande in das andere ausgebreitet hatte. Die Ismaeliter und Midianiter, welche den Joseph von seinen Brüdern kauften, waren aus dem Lande Galaad gekommen, und giengen nach Egypten, um dort ihre Waaren zu verkaufen; und es erhellet zugleich

aus

aus dieser Geschichte, daß schon damals der Sklavenhandel gebräuchlich war.

Der Handel zu Lande war es, womit man sich zuerst beschäftigte. Doch mußte man zuerst die Kunst erfunden haben, die Thiere zu zähmen, und sich ihrer zur Fortbringung der Waaren zu bedienen. Man mußte Strassen anlegen, und viele Schwierigkeiten, welche in manchen Gegenden die Natur in den Weg gelegt hatte, überwinden. Semiramis soll in ihrem ganzen grossen Reiche Strassen haben anlegen lassen, welches das älteste Beyspiel dieser Art ist, dessen die Geschichte gedenket. Auch Brücken waren zur Erleichterung der Handlung nöthig. Herodot sagt zwar, daß Menes, einer der ersten egyptischen Fürsten, eine Brücke über einen Arm des Nils habe bauen lassen, und Diodor schreibt die Erbauung der prächtigen Brücke über den Euphrat zu Babylon der Semiramis zu; aber diesen Nachrichten fehlt es bekanntermassen an historischer Beweiskraft. Von den Fuhrwerken scheint man in den ältesten Zeiten wenig Gebrauch gemacht zu haben, sondern bediente sich der Lastthiere zur Fortbringung der Waaren, besonders der Kameele auf langen Reisen. Vermuthlich reißte man so, wie man noch jetzt in den Morgenländern reiset, in Karavanen, wie die Ismaeliter und Midianiter, welche den Joseph gekauft haben, gereiset sind.

Eine der größten Schwierigkeiten für die ersten Reisenden war, Unterhalt und Herbergen zu finden. Wahrscheinlich führte man Zelten mit sich, wie es Abraham gethan hat, und wie es noch im Oriente gewöhnlich ist. Nachdem aber wegen der Verbreitung der Handlung die Reisen häufiger wurden, so mochten einige Personen auf die Gedanken gekommen seyn, ihre Häuser den Reisenden gegen eine Vergütung anzubieten, und so konnten Herbergen oder Gasthöfe entstanden seyn. Doch

hatte man noch lange die Gewohnheit, Nahrung für sich und das Vieh auf der Reise mit sich zu führen.

Wahrscheinlich sind an den Ufern der Flüsse die ersten Städte erbauet worden, und die Erfahrung hat bald gelehrt, von den Flüssen einen Nutzen zu ziehen. Sobald man Stücken Holz auf den Flüssen schwimmen sah, so konnte man leicht darauf kommen, eine gewisse Anzahl derselbigen mit einander zu vereinigen, und eine Fähre daraus zu machen. Und nachdem die Erfahrung gezeigt hatte, daß sich solche Maschinen auf dem Wasser erhielten, so war es auch leicht einzusehen, daß sie nach dem Verhältniß ihrer Größe mehr oder weniger schwere Lasten trügen. Endlich lehrte die Erfahrung auch die Kunst, diese Fahrzeuge zu lenken. Auf die Fähren folgten wahrscheinlich die durch das Feuer ausgehölten Baumstämme, wie man sie noch bey den Wilden findet. Diese aus einem einzigen Stamme gemachten Kähne waren unter dem Namen Monoxylos bekannt. Sanchuniaton sagt, daß Ausous, einer der ersten Helden in Phönicien, sich eines halb verbrannten Baums bemächtiget, die Zweige abgehauen, und zuerst die Kühnheit gehabt habe, sich auf das Meer zu wagen. Da es aber nicht in allen Gegenden so dicke Bäume gibt, so mußte man sie durch Kunst zu ersetzen suchen. Viele alte Völker bedienten sich solcher Kähne, die aus kleinen Stücken von biegsamen Holz zusammengesetzt und mit Thierhäuten belegt waren. Solche Boote sind noch auf dem rothen Meere und an der nordwestlichen Küste von Amerika gewöhnlich. Die Boote der Isländer sind mit Seehundfellen überzogen, und die Kähne einiger Amerikaner sind von Baumrinden. Nachdem die Erfahrung auf den Flüssen die ältesten Menschen kühne gemacht hatte, so wagten sie sich endlich auch auf das Meer.

Von

Von der Schiffahrt.

In vielen Gegenden liegen viele Inseln nicht weit von den Ufern des Meeres. Neugierde verleitete die Bewohner des festen Landes, sich dahin zu begeben, und die glücklich ausgefallenen ersten Versuche machten die Menschen immer herzhafter. Auch der Fischfang, mit dem sich die Menschen bald beschäftigten, trug etwas zur Erfindung und Vervollkommung der Schiffahrt bey. Wie die Menschen auch mit dem Meere bekannt geworden seyn mögen, so ist die Schiffahrt gewiß sehr alt. Nach Moses haben sich Japhets Enkel oder Nachkommen von dem festen Lande auf Inseln begeben, und schon sehr frühzeitig sind Kolonien aus Egypten nach Griechenland hinübergegangen.

Die Erfahrung hatte bald gelehrt, daß Schiffe, womit man sich auf das Meer begab, anderst beschaffen seyn mußten, als diejenigen, mit welchen man auf den Flüssen fuhr. Stangen und Ruder waren anfangs die einzigen Mittel, deren man sich zur Lenkung desselbigen bediente; aber der Begriff, ein Steuerruder an den Schiffen anzubringen, kam später. Nach der Meinung der Alten sollen die Flosfedern der Fische die Modelle zu den Rudern gegeben haben; andere glaubten die Schwänze der Vögel. Die Ruder und das Steuer sind an den Schiffen, was die Flosfedern und der Schwanz an den Fischen sind. Die Abwechslungen der Winde konnten den Gebrauch der Seegel frühzeitig lehren; aber die Erfindung der Kunst sie zusammenzusetzen und zu richten, war schwer, daher mag das Seegelwerk das letzte bey dem Schiffbau gewesen seyn. Noch viele wilde Völker bedienen sich nur der Ruder, und kennen die Seegel nicht, weil sie sich, so wie die ersten Schiffer, nicht weit von der Küste entfernten. Nach den egyptischen Sagen stiege der Gebrauch der Masten und Seegel bis in das

höchste Alterthum hinauf, und sie schreiben diese Erfindung der Isis zu. Aber das sind Fabeln.

Man mußte auch bald auf Mittel denken, die Schiffe auf dem Meere festzuhalten. Zuerst bediente man sich dazu schwerer Steine oder mit Sand gefüllter Körbe, die man an Stricke band und in das Meer ließ. Dieß war hinreichend, so lange die Schiffe noch sehr klein und leicht waren. Als aber die Schiffe grösser wurden, so hatte man auch andere Maschinen zu ihrer Festhaltung nöthig. Ueber die Erfindung der Anker sagt uns die alte Geschichte nichts gewisses. Die ersten waren sicher nicht von Eisen, sondern von Steinen oder auch von Holze. Diodor sagt, daß die Phönizier auf ihren ersten Reisen nach Spanien so viel Silber zusammengebracht haben, daß ihre Schiffe es nicht fassen konnten, und daß sie daher das Bley von ihren Ankern nahmen, und Silber an dessen Stelle setzten. Es hatten die Anker auch nur einen einzigen Hacken, denn erst Anacharsis soll den Anker mit zwey Blättern erfunden haben. Die Isländer bedienen sich noch immer statt des Ankers eines grossen Steines mit einem Loche, durch welches ein starkes Holz geschoben ist. In China, Japan, Siam und den Manillen hat man keine andere als hölzerne Anker, woran große Steine gehängt werden.

Ob man sich gleich anfangs nicht weit von dem Land entfernte, so wurden doch oft die ersten Schiffer durch plötzlich entstandene Stürme in die hohe See verschlagen. In dieser Verlegenheit mußten sie auf Mittel sinnen, die Küste wieder zu finden, und dieß Mittel fanden sie in der Beobachtung des Laufes der Sonne, des Mondes und der Gestirne. Die alten Schriftsteller legten die Ehre dieser Erfindung den Phöniziern bey, und der grosse Bär ist wahrscheinlich der erste Wegweiser gewesen, den sich diese alten Seefahrer wählten. Sein

Glanz

Glanz und die Ordnung der Sterne, aus welchen er besteht, ist in die Augen fallend, und da er nahe am Pole steht, so geht er in Ansehung der Orte, welche die Phönizier besuchten, fast nicht unter. Schon in dem Buche Hiobs wird des grossen Bären gedacht. Aber doch ist es immer unsicher, den Lauf eines Schiffes nach diesem Gestirne zu richten, weil sein Kopf nicht nahe genug bey dem Pol ist, und seine äussersten Theile über 40 Grade davon entfernt sind, welche weite Ausdehnung sehr verschiedene Aspekten, sowohl zu verschiedenen Stunden der Nacht in einer Jahrszeit, als zu einer Stunde in verschiedenen Jahrszeiten hervorbringt.

Es gehörte lange Zeit dazu, bis die Schiffahrt zu einer Art von Vollkommenheit gelangte; denn keine Kunst erfordert so viele Kentnisse und Nachdenken, als das Seewesen. Dennoch scheinen schon in dieser Epoche gewisse Völker einige Fortschritte in der Schiffahrt gehabt zu haben, welches man dem Eifer zuschreiben kann, von welchem diese Völker ihres Vortheils wegen für die Handlung beseelt waren.

Diejenigen Noachiten, die sich an der Küste von Palästina niederliesen, scheinen sich zuerst zur Handlung der Schiffahrt bedient zu haben. Diese Völker nennt Moses die Kananiter, welches Kaufleute bedeutet. Sie sind fast eben diejenigen, welche die Griechen Phönizier nannten. Ihre Hauptstadt war Sidon, welche lange Zeit die Herrschaft über die mittelländische See hatte, und Strabo bemerkt, daß Homer nur von Sidon rede. Nach der Zeit wurde sie von Tyrus, welches eine Pflanzstadt von ihr war, weit übertroffen. Diese Phönizier bewohnten ein unfruchtbares, und gar nicht weitläuftiges Land, durch welche stiefmütterliche Behandlung der Natur sie genöthiget wurden, sich auf Kunstfleiß und Handlung zu legen. In dieser Rücksicht waren sie auch unter

allen

allen Völkern des Alterthums am berühmtesten. Man hat ihnen die Erfindung von Maas und Gewicht, der Rechenkunst und der Schrift zugeschrieben, und sie auch für die Erfinder der Schiffahrt gehalten. Die Natur hatte an ihren Küsten verschiedene und bequeme Häfen gebildet, und da sie nahe am Libanon wohnten, so hatten sie auch gutes Bauholz, und weil ihnen ihre ersten Unternehmungen glückten, so verbreitete sich in wenigen Jahrhunderten ihre Handlung auf dem ganzen mittelländischen Meere. Schon zu Abrahams Zeiten wurden sie für ein mächtiges Volk gehalten, und ihrer Seehandlung wird schon in der letzten Rede des Jakobs an seine Söhne gedacht. Wie sie aber ihren Handel führten, und worinn ihre Handelswaaren in dieser ersten Epoche bestanden, ist unbekannt. Von allem diesen reden die alten Schriftsteller sehr unbestimmt; sie sagen bloß, daß die Phönizier zuerst den Vortheil erkannt haben, den man aus der Beobachtung der Gestirne bey der Schiffahrt ziehen könne.

Die Egypter konnten nicht frühzeitig die Schiffahrt treiben, weil sie in den ältesten Zeiten einen Abscheu vor dem Meere hatten, und diejenigen für ruchlos hielten, welche es wagten, sich darauf einzuschiffen. In ihrer alten Mythologie war das Meer das Bild des Typhons, des grossen Feindes des Osiris, und daher kam der Abscheu, den die egyptischen Priester gegen das Meer hatten, so daß sie keine Seefische essen und kein Meersalz gebrauchen wollten. Sie giengen auch nicht mit Seeleuten um, und beobachteten dieses auch noch zu der Zeit, da die übrige Nation anfieng, mit der See bekannt zu werden. Auch der Mangel an Holz, das zum Schiffsbau tauglich ist, verhinderte die ersten Einwohner von Egypten, sich auf die Schiffarth zu legen. Uebrigens sind die Küsten ungesund und ohne gute Häfen. Endlich aber war die Politik der ältesten Könige der See-

handlung sehr ungünstig, da die Fremden nur in dem einzigen Hafen Naukratis einlaufen durften, welche Stadt durch die kanopische Mündung eine Verbindung mit der See hatte. War ein Schiff an eine andere Mündung des Nils gekommen, so mußte das Schiffsvolk schwören, daß es wider seinen Willen daselbst eingelaufen wäre. Hierauf ließ man das Schiff in die kanopische Mündung einlaufen, und wenn der Wind widrig war, so wurden die Waaren in Kähnen nach Naukratis gebracht. Eben so verfährt man noch jetzt mit fremden Schiffen in Japan.

Da in Egypten sich nur die Frauen mit der Handlung abgaben, da sie ihr Land nicht verließen, sondern sich die Waaren von andern Nationen in ihr Land bringen ließen, und der in ihrem Lande herrschende Ueberfluß wenig auswärtige Bedürfnisse erforderte, so ist es natürlich, daß sie sich nur spät auf die Schiffahrt legten. Man könnte zwar den Einwurf machen, daß sehr frühzeitig egyptische Kolonien nach Griechenland gegangen sind; aber eine kleine Anzahl Privatpersonen macht keine Ausnahme von der allgemeinen Denkungsart der Nation. Vielleicht waren die Anführer dieser Kolonien Abentheurer, die entweder aus Unzufriedenheit, oder als Verbannte auf phönizischen Schiffen ihr Vaterland verlassen haben; es war auch weder die Handlung noch die Schiffahrt der Beweggrund dieser Kolonien. Andere an der Küste des mittelländischen Meeres wohnende afrikanische Völker scheinen sich eher auf die Schiffahrt gelegt zu haben, ohne jedoch eine grosse Seehandlung zu treiben. Daß asiatische Völker, die sich an der Küste des rothen Meeres niederließen, frühzeitig einen Seehandel gehabt haben, bezeugen sehr viele alte Schriftsteller, und viele nennen den Erythras als den Erfinder der Schiffahrt, und weisen ihm seinen Wohnplatz an der östlichen Küste des rothen Meeres an, eine Gegend, die wahrscheinlich in dem alten Testamente Idumea genannt wird. Auch

aus der Art, wie der Verfasser des Buches Hiob von den Schiffen, dem Wallfischfang und den Gestirnen redet, läßt sich schliessen, daß er unter einem Volke gelebt habe, das sich mit der Schiffahrt beschäftiget hat, und Idumea war das Vaterland dieses Schriftstellers.

Fünftes Buch.

Von der Kriegskunst.

Zank und Streit sind mit den Menschen zugleich entstanden. Gleich den wilden Thieren mögen sich die allerersten Menschen die Speise, den Beyschlaf, den Besitz einer Höhle u. d. g. streitig gemacht haben, und ihre Waffen waren diejenigen, welche die Natur gegeben hat. Als sich einige Familien mit einander vereiniget hatten, so wurde unter ihnen das Privatinteresse bald ein gemeinschaftliches, und so entstanden Feindseeligkeiten zwischen Stämmen und Nationen. Die ersten Kriege waren blosse Ueberfälle; man zerstörte die Wohnungen, raubte das Vieh, und machte die Gefangenen zu Sklaven. So bekriegen noch jetzt die Wilden einander. Als sich aber mehrere Familien zu einem Staate vereiniget hatten, so entstand der Ehrgeiz, und durch ihn die Eroberungssucht. Die Besiegten wurden nicht mehr ausgerottet, sondern unterjocht.

Das erste Beyspiel eines Eroberungs-Krieges fällt in die Zeiten Abrahams, indem Moses erzählt, daß sich der Fürst der Elamiter fünf andere Fürsten unterworfen habe. Die weltlichen Geschichtschreiber scheinen keinen ältern Eroberer zu kennen, als den assyrischen König Ninus. Sie sagen von ihm, daß er aus Ehrgeiz Projekte zu Kriegen und Eroberungen gemacht, die Babylonier überwunden, und ihnen einen Tribut aufgelegt; daß er weiter auch Medien, Persien und Armenien unterjocht habe, woraus das berühmte assyrische Reich entstanden ist.

ist. Auch seine Gemahlin und Nachfolgerin Semiramis soll glückliche Eroberungskriege geführt haben.

In Egypten trift man vor dem Sesostris keinen Eroberer an, dessen Regierung erst in die zweite Epoche fällt. Doch ist nicht zu zweifeln, daß die Kriegskunst schon in den ältesten Zeiten in Egypten bekannt gewesen ist, da von den Einkünften des Landes der dritte Theil dem Kriegsstande gehörte. Die aus Egypten ausgezogenen Israeliten würde auch der damalige König nicht so schnell mit einem grossen Heere haben verfolgen können, wenn er nicht ein zahlreiches Kriegsheer auf den Beinen gehabt hätte.

Wie man in den ältesten Zeiten Truppen warb und Armeen errichtete, davon läßt sich nichts sagen; vermuthlich gieng jeder, der Waffen tragen konnte, in das Feld. Nachher wählte man die stärksten Leute, die zur Ertragung der Beschwerlichkeiten am tüchtigsten waren. Endlich bestimmte man eine gewisse Anzahl Personen bloß zum Kriegshandwerke; aber die Idee, beständig ein Truppenkorps auf den Beinen zu haben, um nicht zum Raube zu werden, ist man den kultivirten Völkern schuldig. Damals wurde noch kein Sold bezahlt, sondern der Krieger bekam seinen Antheil von der Beute. Daß die ersten Heere nicht zahlreich waren, läßt sich aus der damals noch geringen Bevölkerung der Erde schließen. Die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, womit die alten Sagen den Osiris, Bacchus und die Titanen Kriegszüge und Eroberungen machen lassen, scheinen zu beweisen, daß die Erde damals in vielen Gegenden fast noch unbewohnt war. Schlug ja auch Abraham mit 318 in der Eile zusammengebrachten Leuten die vereinigte Armee mehrerer Fürsten. Von den Armeen des Ninus und der Semiramis läßt sich fast eben dieses sagen; denn was Ktesias und andere Schriftsteller von der Kriegsmacht dieser Monarchen fabeln, verdient keine Achtung.

Ver-

Vermuthlich sind die ersten Kriegsheere nur aus Fußvolk bestanden, da die Kunst, im Krieg Thiere zu gebrauchen, damals noch nicht bekannt war. Als man aber die Thiere zahm zu machen lernte, kam man auch natürlich auf den Gedanken, sich ihrer im Kriege zu bedienen. Wann man aber angefangen hat, sich der Pferde, Elephanten, Kameele, Hunde und sogar der Löwen im Kriege zu bedienen, ist unbekannt. Da das Pferd dazu das geschickteste Thier ist, so hat man dasselbige zuerst gebraucht; wie, ob zum Reiten, oder vor dem Wagen, läßt sich nicht entscheiden. Doch scheint man es eher zum Ziehen und Lasttragen gebraucht zu haben, als zum Reiten, da unter andern das letztere weniger natürlich ist, als jenes. Die Geschichte bezeuget auch, daß die Wagen vor der Reuterey im Kriege hergegangen sind, indem es auch in den Gefechten leichter gewesen ist, sich der Wagen, als der Reuter zu bedienen, da der auf dem Streitwagen stehende Reuter die Pferde nicht lenkte, sondern sein Fuhrmann. Doch mag es in einigen Ländern nicht lange gewährt haben, bis man die Kunst zu reiten erfand und sie auch bey dem Krieg einführte. Moses sagt, daß schon zu Jakobs Zeiten das Reiten in Palästina gebräuchlich gewesen ist, so wie zu den Zeiten des Verfassers des Buches Hiob bey den Arabern. Die Egypter schreiben die Erfindung der Reitkunst dem Horus, des Osiris Sohn zu, andere dem Sesostris. Diodorus sagt, daß schon die Vorfahren des Sesostris an den Ufern des Nils zwischen Theben und Memphis 100 Ställe, deren jeder 200 Pferde faßte, hätten bauen lassen.

Die ersten Waffen waren Steine, Stücken Holz und Thierhörner. Hierauf härtete man die Stäbe im Feuer und spitzte sie zu, wie es noch bey wilden Völkern gebräuchlich ist. Man gab dem Holz auch die Gestalt einer Keule, und die alten Schriftsteller geben ihren ersten Helden auch Streitäxte, welche noch das vornehmste

Gewehr

Gewehr vieler jetzigen Völker sind. Der schneidende Theil derselben war anfangs nicht von Metall, sondern von scharfen Steinen, wie sie noch jetzt wilde Völker führen. Auch Lanzen und Picken gehörten unter die Anzahl der ältesten Waffen. Mit diesen Waffen konnte man nur in der Nähe streiten; man erfand hierauf auch Waffen, um in der Entfernung zu streiten, besonders Bogen und Pfeile, die sehr alt sind, da schon Moses von dem Ismael sagt, daß er mit dem Bogen zu schießen wußte; auch Esau gieng mit dem Bogen auf die Jagd. Die rohesten Nationen, und die noch so weit von dem festen Lande entfernten Insulaner bedienen sich der Bogen und Pfeile, welche letztere mit spitzigen Steinen, Knochen oder Fischgräten bewafnet sind. Die Schleuder scheint zwar leichter zu erfinden gewesen zu seyn, und doch sind die Pfeile älter, da der Verfasser des Buchs Hiob der einzige Schriftsteller aus den ältesten Zeiten ist, welcher der Schleuder gedenket.

So wie die Völker erfinderischer wurden, so erfanden sie sich neue Waffen, oder machten ihre alten vollkommener. Als man die Metalle bearbeiten lernte, so wurde der Säbel und der Degen erfunden. Simeon und Levi ermordeten mit dem Schwerdt die Einwohner von Sichem; aber diese Waffen waren, wie oben gesagt worden ist, zuerst von Kupfer und nicht von Eisen. Man mußte aber den Feind nicht blos angreifen, sondern sich auch in Sicherheit setzen, daher machte man sich Schutzwaffen, und dazu dienten anfangs die Felle der Thiere. Die ältesten Könige von Egypten bedeckten sich im Kriege mit Häuten von Löwen und Stieren. Alle Helden des Alterthums, besonders Herkules, tragen solche Löwenhäute. Hierauf suchte man geschicktere Mittel, den Körper zu schützen, und bediente sich des Schildes, des Helms und des Harnisches, worunter der Schild

das älteste war; denn auch die Wilden, die weder von dem Helm noch Harnisch etwas wissen, kennen den Schild.

Ein Heer mit Lebensmitteln zu versehen, ist sehr schwer. Anfangs trug ein jeder Soldat Lebensmittel auf einige Zeit mit sich, welches bekanntermassen die Gewohnheit der Juden, Griechen und Römer gewesen ist. Jeder Krieger pflegte sein Korn selbst zu mahlen, entweder auf Steinen oder kleinen Handmühlen, und das Brod wurde nicht im Ofen, sondern unter der Asche oder auf Steinen und Platten gebacken, wie man es noch heut zu Tage im Morgenlande thut. Man muß auch bemerken, daß die alten Völker sehr mässig lebten, und leichter erhalten werden konnten, und daß die Kriege nicht lange dauerten, weil sie in der Geschwindigkeit und mit Hitze geführet wurden. Fourage brauchte man so lange nicht, als man keine Reuterey ins Feld führte.

Ueber die Lager läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Zelten waren in den ältesten Zeiten gewöhnlich. Die Patriarchen hatten ja keine andere Wohnung; man konnte sie daher sehr frühzeitig zum Kriegsdienste gebrauchen. Daraus aber folgt nicht, daß man in den ersten Zeiten die Kunst verstanden habe, ein förmliches Lager zu schlagen, sich zu verschanzen u. s. w. Xenophon sagt, daß die asiatischen Völker ihre Lager mit einem tiefen Graben umgeben, und oft mit Pallisaden befestiget haben. Es läßt sich auch nichts von der Art sagen, wie man in diesen ersten Zeiten die Truppen stellte; aber gewiß hatte man noch keine Begriffe von der Taktik, sondern kämpfte ohne Regeln und Ordnung, hatte auch weder Fahnen, noch andere Kriegszeichen. Da man aber durch den Schaden, der aus einem unordentlichen Gefecht entstund, klug geworden war, so suchte man ihn durch gewisse, freilich noch unvollkommene Evolutionen und Manöuvres zu vermeiden.

meiden. Es wurden Personen ernannt, die über diese Bewegungen die Aufsicht hatten, und deren Befehlen man gehorchen mußte. Man weiß nicht, zu welcher Zeit die Truppen zuerst in verschiedene Haufen getheilt, und gewissen Befehlshabern untergeordnet wurden; doch nennt Moses schon zu der Zeit, da Joseph in Egypten war, einen militairischen Befehlshaber. Fahnen und andere Kriegszeichen gebrauchte man als Mittel, um die Truppen im Gefechte zu leiten, sich zu erkennen und wieder zu vereinigen. Als die Israeliten durch die Wüste zogen, so waren sie in verschiedene Haufen getheilt, und jeder zog unter dem Zeichen und Fahnen seines Stammes. Wahrscheinlich hat Moses den Gebrauch der Fahnen von den Egyptern gelernt. Auch der Gebrauch musikalischer Instrumente, der Trompeten und Hörner, ist sehr alt. Der erste, welcher zum Zeitvertreib in ein durchlöchertes Rohr, in ein Ochsenhorn, in eine grosse Schnecke u. s. w. blies, wurde durch den daher entstandenen Schall aufmerksam gemacht. Man erkannte bald den Nutzen einer solchen Entdeckung, um die Befehle des Heerführers bekannt zu machen, und die Truppen im Streit aufzumuntern. Man verbesserte nachher diese Entdeckung, indem man die Struktur der natürlichen Körper, die vermittelst des Blasens einen Schall von sich gaben, in Metall nachahmte. So wurde die Trompete erfunden. Ihrer wird schon in dem Buche Hiob gedacht, und zwar so, daß daraus erhellet, daß sie im Kriege gebraucht wurde. Noch ist zu bemerken, daß die ältesten Trompeten von Kupfer waren. Die Trommeln oder Paucken scheinen nicht so alt zu seyn, ob sie gleich einige Schriftsteller ebenfalls in das höchste Alter hinauf setzen.

Die Befestigungskunst ist von der Natur selbst gezeiget worden. Man trift überall Orte an, deren Lage einen kleinen Haufen in den Stand setzt, einer überlegenen Macht zu widerstehen. Diese Bemerkungen führ-

ten auf die Kunst, gewisse Plätze zu befestigen. Ursprünglich waren die Städte offen, und der siegreiche Feind konnte daher leicht eindringen. Die Erfahrung lehrte aber Mittel, dieses zu verhindern, indem man sie mit tiefen und breiten Gräben umgab, und von der ausgegrabenen Erde eine Art von Wall machte. Dieß war anfänglich genug, um den Feind aufzuhalten, weil man damals noch nicht die Belagerungskunst verstanden hat. Was in der Geschichte des Ninus und der Semiramis von den Festungswerken der Stadt Baktra gesagt wird, gehört vermuthlich unter die Fabeln, wodurch alte Geschichtschreiber die Geschichte dieser assyrischen Beherrscher entstellt haben.

Der Geist der ältesten Kriege war sehr barbarisch und grausam; man plünderte und verwüstete alles ohne Schonung, und suchte einander auszurotten. Diese mörderische Wuth brachte sie auf die Gedanken, die Pfeile zu vergiften. Auch die Folgen des Siegs waren fürchterlich, indem man ganze Völker niederwürgte. Die gelindeste Behandlung, welche eine überwundene Nation erwarten konnte, war die Sklaverey; denn sobald die ersten Sieger auf ihren Nutzen sahen, so bemerkten sie, daß es besser wäre, statt die Ueberwundenen zu tödten, sie zu Gefangenen zu machen, und sie zu verschiedenen Arbeiten zu gebrauchen. Da man über dieses die Gefangenen, die man nicht brauchte, verkaufen konnte, so machte das Interesse, daß das Gemetzel aufhörte.

Der erste Friedensschluß wurde durch das beiderseitige Unvermögen zweier Nationen, den Krieg fortzusetzen, erzwungen, und man kam wahrscheinlich überein, die Zwistigkeiten durch eine feierliche Handlung zu endigen, welche die Forderungen von beiden Seiten festsetzte, die öffentliche Ruhe sicherte und die Einigkeit zwischen feindlichen Völkern herstellte. Wir haben schon gesagt, daß

in

in den ersten Zeiten, alle Verbindungen in Gegenwart von Zeugen geschahen; bey sehr feierlichen Handlungen aber, dergleichen Friedensschlüße und Bündniße sind, hat man ausser den Zeugen noch andere Feierlichkeiten beobachtet, um die Richtigkeit zu bestättigen und das Andenken zu erhalten. Man errichtete Altäre oder Denkmale von Steinen, schlachtete Opfer, gab dem Ort, wo eine solche feierliche Handlung vorgieng, einen Namen u. s. w. Diese alten Gebräuche haben sich lange erhalten, auch noch in den Zeiten, da die Schreibekunst schon erfunden war. Wir haben davon ein Beyspiel in dem Homer Il. 3, wo er bey einem Vorschlage, den die Streitenden einander thun, Lämmer und Wein herbeybringen läßt.

Ob aber gleich die Kriege unter die schrecklichsten Plagen der Menschheit gehören, so haben sie doch auch von jeher gute Folgen gehabt. Sie haben die Völker auf mancherley Arten vermischt, und dadurch auch die Sitten, die Sprachen und die Begriffe; auch die Kenntnisse und Erfindungen sind durch sie weiter verbreitet und verbessert worden. Indem die Eroberungen viele Länder und Völker unter eine Herrschaft vereinigten, und aus den Trümmern einer Menge kleiner Staaten große und mächtige Reiche machten, so wurden auch die Einsichten verbessert, und gesundere Begriffe von der Staaskunst angenommen. Mächtige Reiche wurden nicht mehr so leicht angegriffen, und die innern Provinzen derselbigen nicht mehr den Verwüstungen ausgesetzt, und da der Krieg jetzt nur an der Gränze geführt wurde, so konnte sich das Innere erholen, und daher sind es die grossen Reiche, in deren Schoose die Künste und Wissenschaften gebohren und gebildet worden sind.

Sechstes Buch.

Von den Sitten und Gebräuchen.

Nationalsitten und Nationalgebräuche entspringen theils aus dem Klima und der Gegend, welche ein Volk bewohnt, theils aus dem Grade der Kenntnisse, den es in jedem Zeitalter erstiegen hat, theils aus zufälligen Umständen. Man bemerket auch einen merklichen Unterschied in den Sitten einer Nation von einer Zeit zur andern. Es gibt aber auch viele Gebräuche, von welchen man nicht weiß, wie oder warum sie entstanden sind; doch findet man übrigens in den Sitten und Gebräuchen der ältesten Zeiten viele Beständigkeit.

So wie die ersten Gesetze durch stillschweigende Verträge errichtet wurden, so entstanden auch Sitten und Gebräuche des bürgerlichen Lebens, indem man sich stillschweigend vereinigte, diese oder jene Vorschrift der Moral zu befolgen, und diese oder jene Regel in dem äusserlichen Betragen zu beobachten. Aber dieß geschah sehr unbestimmt und verschieden. Was nach der Sitte des einen Landes gebilliget wurde, das wurde nach der Sitte eines andern verworfen. Was in dem einen ein Hauptverbrechen gegen den Wohlstand war, das war an einem andern Orte eingeschärfte Vorschrift und autorisirte Regel.

Bey allen diesen wunderlichen Verschiedenheiten trift man doch bey einigen Gegenständen eine ziemlich allgemeine Uebereinstimmung an. Es ist z. B. in allen Ländern gebräuchlich, die beyden Geschlechter durch die Kleidung zu unterscheiden, in Würden stehende Personen durch gewisse äusserliche Zeichen kenntlich zu machen u. d. g.

Ob es gleich nicht möglich ist, mit Genauigkeit von den Sitten der alten Völker zu handeln, so wollen wir doch

doch versuchen, einen wiewohl unvollkommenen Entwurf davon zu machen. In den Sitten der ersten Völker findet man eine grosse Einfalt, wenige Umstände und Ceremonien. Die Ursache davon ist leicht einzusehen. Die Lebensart der ältesten Zeiten mußte sehr einfach und roh seyn, da man die Hülfsmittel noch nicht kannte, welche den Umgang angenehm und ungezwungen machen. Wie sollte man einen Geschmack an Vergnügungen haben finden können, da ihr Daseyn sogar unbekannt war? Es geschah also nicht aus Grundsätzen, daß die ersten Menschen eine einfache Lebensart führten, sondern aus der Unbekanntschaft mit einer angenehmeren.

Von Asien.

Aus Mangel hinlänglicher Nachrichten, kennen wir die Sitten der ältesten Bewohner von Asien sehr wenig. Nur die mosaischen Schriften geben uns einige Winke darüber, und zwar in Ansehung der Einwohner von Palästina und der angränzenden Länder. Einfalt der Sitten war der auszeichnende Charakter dieser ersten Zeiten. Abraham setzte den Engeln ein gebratenes Kalb, Milch und unter der Asche gebackenes Brod vor; und dieß war nach der Lage Abrahams gewiß ein prächtiges Traktement. Man sollte aber aus dieser Erzählung auch schliessen, daß die ersten Menschen grosse Esser gewesen seyn mußten, da man 3 Personen ein ganzes Kalb vorsetzte, und die Rebekka dem Isaak zwey Ziegenböckchen zur Mahlzeit bereitete; aber die Gewohnheit, eine so grosse Menge Speisen vorzusetzen, entstund wahrscheinlich daher, daß man dadurch die Gastfreundschaft verherrlichen wollte, daß man den Gästen weit mehr vorsetzte, als sie verzehren konnten. Man fand aber bald auch Geschmack an ausgesuchteren Speisen; denn schon die Rebekka bereitete die Ziegenböckchen so zu, daß sie Isaak für Wildpret as, welchem Jakob auch Wein

reichte. Aus eben diesen Schriften ist auch ersichtlich, daß man schon in den patriarchalischen Zeiten Baumfrüchte und Gemüse speisete.

Das Küchen- und Tischgeräthe war anfänglich von Erde oder Holz, bis die Erfindung der Metallurgie goldene und silberne einführte. Moses läßt schon den Elieser der Rebekka Geschenke von goldenen und silbernen Gefäßen machen. Von dem Gebrauche der Löffeln und Gabeln wußte man vermuthlich nichts, da noch jetzt viele Völker sich derselben nicht bedienen. Die Finger, oder besonders dazu gemachte Stäbchen vertraten ihre Stelle. Baumrinden oder grosse Baumblätter vertraten die Stelle der Teller, und eine Art von Dolch, den man beständig im Gürtel trug, die Stelle der Messer.

In der Kleidung herrschte eben die Einfalt, wie in den Speisen. Man nahm ein Stück Zeug, das länger als breit war, und warf es um sich, wie sich noch viele Völker kleiden. Nach und nach bedeckte man den Leib bequemer; so bestand die Kleidung der Patriarchen aus einem Rock mit weiten Ermeln ohne Falten, und einer Art von Mantel aus einem Stücke. Der Rock war unmittelbar auf der Haut, und der Mantel wurde darüber geworfen. Arme und Beine wurden wegen des warmen Klima nicht bedecket. An den Füssen trug man eine Art von Pantoffeln, die mit Riemen befestiget waren. Die Trachten änderten sich damals so wenig, als sie sich noch jetzt in den Morgenländern ändern, und da dergleichen Kleider fast an alle Leibesgestalten passen, so hatten die Reichen immer viele vorräthig, um damit Geschenke zu machen; ein Gebrauch, den man noch im Morgenlande antrift.

Man hat auch frühzeitig gesucht, die Schönheit der Gestalt zu schmücken und zu erhöhen. Die rohesten Völker haben einen Schmuck, der mit der Rohheit ihrer

Sitten

Sitten im Verhältniße steht. Elieser schenkte der Rebekka goldene Ohren- und Fingerringe. Auch Mannspersonen trugen dergleichen; eine Mode, die man noch bey einigen morgenländischen Völkern findet. Ob man sich in den patriarchalischen Zeiten das Haupt bedeckte, läßt sich nicht sagen; doch hat man Spuren, daß sich die Weiber bisweilen mit einem Schleyer bedeckten. Da man noch heutiges Tages im Oriente auf Teppichen oder Küssen sitzet, so hat man es wahrscheinlich in den ältesten Zeiten eben so gemacht.

Daß man ziemlich richtige Begriffe von der Höflichkeit und der Achtung hatte, welche zur Erhaltung des Bandes und der Beförderung der Annehmlichkeit der Gesellschaft dienen, ist nicht zu läugnen. Man grüsseto einander auf eine ehrerbietige Art, indem man den obern Theil des Körpers sehr tief beugte, auch wohl einander umarmte. Fremden und Reisenden wurde eine grosse Achtung erzeigt. Man setzte ihnen das Beste vor, und überhäufte sie mit Höflichkeiten. Da die Füße damals nur mit Pantoffeln, oder untergebundenen Sohlen versehen waren, so mußten sie auf einer Reise mit Staub und Koth bedeckt werden; daher war es bey der Ankunft eines Fremden die erste Sorgfalt, ihm Wasser zum Fußwaschen zu reichen. Sie wurden auch wohl bey ihrer Abreise feierlich begleitet. So beklagt sich Laban über den Jakob, daß er ihm durch seine übereilte Flucht die Gelegenheit genommen habe, ihn mit Freudengesängen und Musik zu begleiten.

Die Frauen aßen nicht mit den Männern. Sarah wohnte dem Mahle nicht bey, das Abraham den Engeln gab; auch Rebekka war nicht bey der Mahlzeit gegenwärtig, welche ihre Eltern dem Elieser gaben, als er um sie warb. Die Frauenspersonen hatten ausserdem abgesonderte Zimmer, und durften öffentlich nicht an-

ders, als mit einem Schleier bedeckt, erscheinen. Lauter Gebräuche, die noch jetzt im Morgenlande gewöhnlich sind. Vornehme Personen trugen auch damals zum Unterschied einen Stab, der auf eine besondere Art gemacht war, woraus die Scepter der Könige entstanden sind. In diesen ersten Zeiten bereiteten die Hausmütter die Speisen selbst; daher knetete und buck Sarah das Brod selbst. Man schämte sich auch anderer Verrichtungen nicht. Jakob hütete die Schaafe seines Schwiegervaters Laban, und seine Söhne die seinigen. Die Sitten der Griechen in den heroischen Zeiten werden uns ein treues Gemälde von diesen ersten Zeiten machen.

In den ältesten Zeiten findet man die Gewohnheit, seinen Schmerz über den Tod der Seinigen durch äusserliche Zeichen an den Tag zu legen. Wie die Trauer beschaffen war, ist nicht bekannt; nur weiß man, daß die Kleider verändert wurden. Als Jakob den Tod Josephs vernahm, zerrieß er seine gewöhnlichen Kleider, und legte ein grobes Kleid, einen Sack an.

Bey den ältesten Menschen war das Hüten ihrer Heerden der vornehmste Gegenstand ihrer Sorgen, und ihres Reichthums. Was aber die Lustbarkeiten anbetrift, so haben sie sich im Spielen auf musikalischen Instrumenten und im Tanzen geübt. Die Quelle der Dichtkunst ist in den verschiedenen Empfindungen zu suchen, deren der Mensch fähig ist. Die ersten poetischen Ideen sind durch eine lebendige und stark gerührte Einbildungskraft erzeugt worden. Wenn die Seele von einer starken Empfindung durchdrungen ist, so verachtet sie die gewöhnlichen Ausdrücke, und sie gebraucht dafür kühne Figuren, lebendige und rührende Bilder. Man mußte bald merken, daß unter den verschiedenen Lauten, woraus die Sprache bestehet, einige eine gewisse Stärke und besondern Nachdruck haben, andere eine Weichheit

oder

oder Rauhigkeit. Der erste Schritt, den man also zur Dichtkunst that, war, kräftige und nachdrückliche Redensarten zu gebrauchen, welche die starken und lebhaften Bilder ausdrückten, die man mahlen wollte, und sanfte Ausdrücke zu wählen, welche die Bilder angenehm machten. Man gebrauchte auch ausgesuchte und zierlichere Wendungen, und bestrebte sich eines gewissen Wohlklangs und Abwechslung der Sylben.

Was die Musik anbetrift, so kann man sagen, daß sie dem Menschen natürlich ist. Alle Völker, auch die rohesten, singen. Eben dieses gilt auch von dem Tanzen. Der Tanz war sogar in dem Alterthume ein Theil des Gottesdienstes. Der Körper nimmt natürlich an den Empfindungen und Eindrücken der Seele Antheil, und legt denselben durch seine Bewegungen, Geberden und Stellungen an den Tag. Es kam also nur darauf an, die verschiedenen Bewegungen des Körpers zu reguliren, indem man sie an ein gewisses Maas band.

Dichtkunst, Musik und Tanz haben viele Jahrhunderte hindurch die vornehmsten, wo nicht die einzigen Belustigungen der alten Völker ausgemacht, und man kann zu ihnen die Gastmahle hinzusetzen. Die Jagd, welche wir gegenwärtig für eine Belustigung ansehen, war in den ersten Zeiten eine sehr ernstliche Beschäftigung. Die noch nicht stark bevölkerte Erde war mit wilden Thieren angefüllt, und daher waren die Menschen genöthiget, beständig mit ihnen Krieg zu führen, aus welcher Ursache die ersten Stifter der Reiche als große Jäger vorgestellt werden. Man gieng daher weniger aus Neigung, als aus Noth auf die Jagd.

Der grossen Einfalt in den Sitten ungeachtet, war doch zu den Zeiten Abrahams die Pracht vielen Völkern in Asien nicht unbekannt. Sie hatten Schmuck und Gefässe von Silber und Gold. Rebekka ließ dem

Isaak

Isaak parfumirte Kleider anziehen, und der Gebrauch wohlriechender Sachen und Specereyen war also bey den morgenländischen Völkern im ältesten Alterthum eingeführt. Keuschheit war nicht ihre Lieblingstugend. Schon zu Sodoma und Gomorrha gab es öffentliche Frauenspersonen, die sich jedermann ohne Unterschied gegen eine gewisse Belohnung überließen. Auch die Geschichte des Juda mit der Thamar ist ein Beweiß davon.

Von Egypten.

Schon zu der Zeit, da Joseph nach Egypten kam, findet man daselbst eingeführte Sitten und Gebräuche. Herodot sagt: So wie Egypten in einem Klima liegt, und von einem Flusse gewässert wird, die von dem Klima und den Flüssen anderer Länder ganz verschieden sind, so sind auch die Sitten und Gebräuche der Einwohner von den Sitten und Gebräuchen aller andern Völker verschieden.

Die Egypter bedienten sich nicht, wie alle andere Nationen, des gewöhnlichen Getreides zum Brodbacken, sondern einer Art, welche Reis gewesen zu seyn scheinet. Bohnen durften weder gesäet noch genossen werden; es war auch verboten, von dem Kopfe eines Thieres zu essen. In Ansehung des Fleischessens war aber keine Gleichförmigkeit in den verschiedenen Provinzen; in einigen schlachtete man keinen Hammel, in andern genoß man diese Thiere. Es war ein allgemeines Verbot vorhanden, sich der Kühe zum Essen zu enthalten, und die Schweine wurden für sehr unreine Thiere gehalten. Nur dem Mond und dem Bacchus durfte man zur Zeit des Vollmondes Schweine opfern, und an diesem Tage war es auch erlaubt, sie zu essen. Einige Vögel wurden für heilig gehalten und daher nicht angerührt; und es ist wahrscheinlich, daß der Unterschied zwischen heiligen und unhei-

unheiligen Thieren in den allerältesten Zeiten beobachtet wurde.

Eine Art von Bier war ein gewöhnliches Getränke in Egypten, weil in vielen Gegenden des Landes der Weinstock nicht fortkommt. Doch trank man da auch Wein, wo er gebaut werden konnte. Es träumte ja den Oberschenken des Königes, einen Weinstock mit Trauben behangen zu sehen, deren Saft er in den Becher des Königes drückte.

Die Egypter reinigten alle Tage sorgfältig die Gefäße, deren sie sich beym Essen und Trinken bedienten, aber mehr aus Aberglauben, als aus Reinlichkeit. Sie bedienten sich nie des Geräthes eines Fremden, und aßen auch von keinem Fleische, das mit dem Messer eines Fremden geschnitten war. Man wollte nicht einmal mit einem Fremden an einem Tische zugleich essen. So bemerkt Moses, daß, als Joseph seine Brüder traktirte, die Egypter an einer besondern Tafel speißten; denn sie hatten, wie sie hinzusetzten, einen Abscheu daran, mit Fremden zugleich an einer Tafel zu essen. Die Zubereitung der Speisen war ganz einfach und gleichförmig. Pflanzen, Wurzeln, Früchte und Hülsenfrüchte aßen die Egypter sehr häufig, nur daß sie in der Wahl der Hülsenfrüchte sehr aberglaubisch waren. Bey feyerlichen Gastereyen beobachtete man einen sonderbaren Gebrauch; denn am Ende der Tafel brachte man einen Sarg in das Zimmer, worinnen ein hölzernes Bild lag, das einen Todten vorstellte, und einem jeden Gast mit den Worten gezeigt wurde: "trink' und sey vergnügt; so siehst du nach dem Tode aus."

Die egyptische Kleidung war einfach; sie bestund aus einem Rock von Leinwand, der bis an die Knie gieng und mit Franzen besetzt war, und aus einer Art von weißwollenen Mantel. Die Weiber trugen nur eine Art

von

von Kleidung, wovon uns keine Beschreibung übrig geblieben ist. In Ansehung der Reinlichkeit trugen sie eine fast übertriebene Sorgfalt. Ihr Kopf war gewöhnlich abgeschoren; zur Zeit der Trauer und Betrübnis ließ man die Haare aber wachsen. Es ist wahrscheinlich, daß ihnen so gar der Gebrauch der Spiegel bekannt war, und zwar solcher, die von gegossenen und geschliffenen Metall waren; denn Moses sagt: daß das eherne Becken in der Stiftshütte aus den Spiegeln gemacht wurde, welche die Frauen brachten, die an der Thüre der Stiftshütte warteten. Konnten sie aber wohl eine solche Menge von Spiegeln anders woher bekommen, als aus Egypten?

Von den Häusern der Egypter läßt sich keine genaue Beschreibung geben. Nach dem Diodor sind die Häuser zu Theben durchgehends 4 bis 5 Stockwerke hoch gewesen. Uebrigens muß von diesen Zeiten an eine grosse Pracht in Egypten geherrscht haben. Man machte Gebrauch von Kleinodien, goldenen und silbernen Gefässen, kostbaren Stoffen, Rauchwerk und einer grossen Anzahl Sklaven. Die Einkünfte von dem Fischfang auf dem See Moeris, die sich täglich auf ein Talent beliefen, waren zu den Galanterieausgaben der Königin bestimmt.

Da in Egypten die Weiber viele Macht über ihre Männer gehabt haben, so scheint dieses zu beweisen, daß sie ein Volk von einem sanften und stillen Charakter gewesen sind. Im Umgange waren sie höflich und still; sie waren keine Feinde von Zank und Streit, hingegen Freunde der Künste und Wissenschaften. Sie hatten aber fast noch grössere Fehler. Ihr Charakter zeichnete sich vorzüglich durch Aberglauben, und ein besonderes Wesen aus, welches sie von andern Völkern entfernte. Es hatten die verschiedenen, unentbehrlichen Handthierungen ihren bestimmten Rang, und der Sohn mußte die Kunst seines Vaters treiben. Keine niedrigere Klasse durfte

durfte sich zu einer höhern erheben. Man hatte vor gewissen nützlichen Geschäften einen Abscheu; selbst das Hüten des Viehs, welches bey allen Völkern des Alterthums eine ehrliche und vorzügliche Beschäftigung war, war bey ihnen verächtlich. Und doch brauchten sie bey den vielen Heerden, die sie hatten, viele Hirten, welche dem Staate nothwendig, und dabey verachtet waren. Kein Volk hat so viel Umgereimtes in dem Gegenstand und in der Form seines Gottesdienstes, als die Egypter. Nach dem Diodor war es viel leichter, die Ausschweifungen zu erzählen, welche die Egypter in Ansehung ihrer heiligen Thiere machten, als sie denjenigen glaublich zu machen, welche keine Augenzeugen davon waren. Es wurde immer eine grosse Menge derselben, die zu diesem heiligen Gebrauche bestimmt waren, unterhalten, und es waren große Einkünfte zu ihrem Unterhalte gewidmet. Sie wurden mit den ausgesuchtesten und köstlich zugerichteten Speisen genährt. Es waren für sie auch kostbare Bäder zugerichtet; sie wurden gesalbet und beräuchert. Ihre Aufenthaltsörter waren mit prächtigen Tapeten belegt, und sie wurden so gar mit großer Sorgfalt gepaaret. Die ausgesuchtesten Weibchen wurden mit den Namen der Konkubinen der Götter beehrt. Starb eines von diesen heiligen Thieren, so wurden sie mehr, als die nächsten Anverwandten beweint, und auf ihre Leichenbegängniße große Summen verwendet. Eine Katze umzubringen, war in Egypten gefährlicher, als einen Menschen zu tödten. Hatte jemand aus Unvorsichtigkeit eine Katze, einen Ichneumon, Ibis oder Sperber umgebracht, so wurde er, wenn es bekannt wurde, von dem Volk in Stücken zerrissen. Doch war diese Thierverehrung nicht überall einerley. Die Einwohner von Mendes, zum Beyspiel, verehrten die Ziegen, und aßen die Schaafe; die von Theben aber ehrten die Schaafe und aßen die Ziegen. In dieser letztern Stadt hatte man eine große Ehr-

furcht

furcht gegen die Krokodile; zu Elephantine und andern Orten suchte man sie mit vielem Eifer auszurotten. Daraus aber mußte Haß und Uneinigkeit unter der Nation selbst entstehen. So herrschte zwischen den Städten Arsinoe und Herakleopolis eine heftige Feindschaft, weil die eine das Krokodil anbetete, die andere aber dessen gefährlichsten Feind, den Ichneumon.

Was die Verehrung anbetrift, welche die Egypter den Pflanzen und Hülsenfrüchten erwiesen haben sollen, so ist dieses so ausgemacht nicht. Die ältesten und glaubwürdigsten Schriftsteller des Alterthums melden davon nichts, und Juvenalis ist der erste, der ihnen diesen Aberglauben verwirft. Ein später Dichter und Satyriker kann keinen guten historischen Zeugen abgeben. Lucian aber, der ihnen die Verehrung der Zwiebeln zuschreibt, scheint nur überhaupts ihren Aberglauben lächerlich zu machen.

Die Alten haben Eigennützigkeit und Treulosigkeit als Charakterzüge dieser Nation angegeben. Sie mögen auch in Ansehung des Wohlstandes eben keine reinen und richtigen Grundsätze gehabt haben, welches vielleicht den Abraham bewog, die Sarah für seine Schwester auszugeben; und die Art, wie sie ihm dieselbe entführten und in den Pallast des Königes brachten, scheint diese Meinung zu bestättigen. Man kann auch damit die Liebesgeschichte des Weibes des Potiphar mit dem Joseph verbinden. Aber konnten wohl die Egyptier reine Sitten haben, da selbst ihre öffentlichen Cäremonien die Reinigkeit derselben verderben mußten? Dem Feste der Diana zu Bubaste strömten Männer und Weiber aus allen Gegenden auf Schiffen zu. Während der Fahrt hörte man Gesänge und Musik erschallen, und wenn man vor einer Stadt vorbeyfuhr, so riefen die Frauen den Einwohnern Schimpfworte und unzüchtige Reden zu, und betrugen sich sehr

unan-

unanständig. Zu Bubaste selbst aber wurde das Fest selbst sehr ausschweifend gefeiert. Und doch sollen die Egypter eifersüchtig gewesen seyn. Sie liessen die Weiber, wie Plutarch sagt, nicht leicht ausgehen, und nöthigten sie, nach der Art der Chineser, welche ihre Frauen so kleine Schuhe zu tragen zwingen, daß ihnen das Gehen zur Strafe wird, beständig die Füsse blos zu haben.

Hier möchte der Ort seyn, etwas von den Verschnittenen zu reden. Man weiß nicht, wo und wann die Grausamkeit, Mannspersonen zu verstümmeln, aufgekommen ist, damit ihnen die Bewachung der Weiber sicher anvertraut werden kann. Da die Eifersucht der herrschende Charakter der Morgenländer gewesen ist, so scheinen auch die Verschnittenen schon in den ältesten Zeiten bey diesen Völkern üblich gewesen zu seyn. Schon vor dem Moses muß es dergleichen gegeben haben, weil er verbietet, daß ein Verschnittener in die Versammlung des Herrn komme. In Egypten war die Gewohnheit, die Thiere zu verschneiden sehr alt, und das eine war ohne Zweifel die Folge des andern. Weil die Erfahrung lehrte, daß ein Thier nach dieser Operation leben könne, so machte sich die Eifersucht diese Erfahrung zu Nutzen.

Die öffentlichen Belustigungen bestunden in Egypten fast allein in Festen und heiligen Cäremonien, welche mit Tänzen, Gesängen, Mahlzeiten und Processionen begangen wurden. Sie haben von keinen Spielen, theatralischen Vorstellungen, Wettkämpfen u. d. g. gewußt. Ja es war so gar das Ringen verboten, und die Musik als eine unnütze Kunst angesehen, welche die Seele weich mache und entkräfte.

Kritische Betrachtungen über die Jahrhunderte, welche den Gegenstand dieses Theiles ausmachen.

Man hält insgemein die Jahrhunderte, von welchen wir bisher geredet haben für die schönsten und glücklichsten, und rühmet die glückliche Einfalt des patriarchalischen Zeitalters. Man stellt sich vor, als wenn Ehrgeitz, Prachtliebe und ausschweifende Leidenschaften den Menschen damals unbekannt gewesen wären. Ist dieses aber wohl richtig? Gewiß nicht.

Auch ein flüchtiger Blick in die älteste Geschichte zeigt uns, daß es schon damals Eroberer gegeben habe, die durch ihre Verwüstungen und Grausamkeiten die Feinde des menschlichen Geschlechtes waren. Die Kriege wurden mit der größten Grausamkeit geführt; denn man war mit dem Völkerrecht unbekannt, und der Sieger folgte keinen andern Gesetzen, als denen, die ihm seine Wuth eingab. Was die Pracht anbetrift, so herrschte sie zwar in den ältesten Zeiten nicht so, wie in den spätern, weil die Ueppigkeit, welche der Fleiß verschaft, und die ihren Ursprung der Vervollkommung der Künste zu verdanken hat, noch nicht vorhanden seyn konnte. Aber doch haben diese ältesten Völker eine Pracht gehabt, welche der Größe ihrer Einsichten angemessen war, wie wir mehr als eine Probe davon in dem Kapitel von den Sitten und Gebräuchen gesehen haben. Warum will man also diesen ersten Zeiten eingebildete Tugenden beylegen? Wenn Einfalt ihr Erbtheil gewesen zu seyn scheint, so muß man der Unbekanntschaft mit den Mitteln, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und nicht Grundsätzen der Tugend, diese vorgebliche Mäßigkeit zuschreiben. Man denke nur an die Geschichte der Dina. Der Sohn eines Fürsten entführt ein Mädchen ihrer Familie, und stillt mit Gewalt seine Leidenschaft.

denschaft. Aus Rache nehmen die Söhne Jakobs ihre Zuflucht zur schwärzesten Treulosigkeit, und bedienen sich, um ihre blutdürstige Verschwörung auszuführen, der heiligsten Cäremonien ihrer Religion. Die leichtgläubigen Sichemiten, die keinen Antheil an dem Verbrechen ihres Fürsten hatten, wurden in dem Augenblicke ermordet, als sie sich für ganz sicher hielten. Vorwürfe, wegen Nichterfüllung der feierlichsten Verträge, treffen sogar ganze Völkerschaften, und selbst unter Verwandten herrschte Haß und Zwietracht. Auch die Traditionen der weltlichen Schriftsteller schildern uns die ersten Menschen höchst roh und gesetzlos. Und so zeigen sie die Begebenheiten, welche sich in den ersten Reichen ereignet haben. So unterlag, z. B. Osiris unter den Nachstellungen welche ihm sein Bruder Typhon gelegt hatte. Saturnus stürzte seinen Vater vom Thron, und sein Sohn Jupiter machte es ihm nicht besser. Räubereyen, Gewaltthätigkeiten und andere Ausschweifungen verüben die ersten Helden, welche die Völker vergöttert haben. Die Menschen waren also zu allen Zeiten von einerley Korn und Schrot. Sie haben nur ihre Leidenschaften mit mehr oder weniger Kunst und Annehmlichkeit versetzt, nach dem Verhältniße des Geschmackes und der Kenntnisse, die jedem Jahrhundert zu Theil wurden.

Man hat besonders von der Seite der Gastfreundschaft die ältesten Zeiten gerühmt; aber man scheint sie mehr aus Nothdurft, als aus Großmuth ausgeübt zu haben. Der gemeinschaftliche Vortheil gab wahrscheinlich dieser Sitte ihren Ursprung. Weil es gar keine oder wenige Herbergen gab, so war man gastfreundschaftlich zu seinem eigenen Vortheil; denn die Gastfreundschaft war gegenseitig. Sie konnte auch in jenen Zeiten nicht lästig seyn, indem man damals wenig und ohne ein grosses Gefolge reisete. Noch jetzt sind uns die Araber ein

Beweis, daß Gastfreyheit mit den größten Lastern bestehen könne.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß durch diese Betrachtungen keineswegs die Tradition geschwächt wird, welche man bey allen alten Völkern von der Glückseeligkeit und dem Stande der Unschuld, den der Mensch in dem ersten Alter der Welt genossen haben soll, findet. Babylonier, Egypter, Chineser, Griechen und Lateiner — glaubten, daß der Mensch ursprünglich eine Unschuld der Sitten und Glückseeligkeit gehabt habe, die er nachmals nie wieder hat erlangen können. Diese übereinstimmende Meinung aller Nationen macht die Erzählung des Moses glaubwürdiger. Mit einer Begebenheit ist es nicht so beschaffen, wie mit einem moralischen Satz. Unter verschiedenen Himmelsstrichen und zu verschiedenen Zeiten lebende Menschen können, ohne sich ihre Begriffe mitgetheilt zu haben, in einem Satze der Moral einig seyn; aber von einer Begebenheit läßt sich dieses nicht sagen. Wenn man sie von allen Völkern angenommen sieht, so muß man nicht nur ihre Richtigkeit anerkennen, sondern auch zugestehen, daß sie aus einer gemeinschaftlichen Quelle gekommen sey.

Zweiter

Zweiter Theil.

Von Jakobs Tode
bis
auf die Einführung der königlichen Würde
bey
den Hebräern.
Ein Zeitraum von ungefähr 600 Jahren.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.
Von der Regierungsform.

Erstes Kapitel.
Von den Babyloniern und Assyrern.

In der Geschichte von Assyrien und Babylon findet sich nach dem Ninias, dem Sohn und Nachfolger der Semiramis eine sehr große Lücke, und man weiß nichts zuverlässiges von dem Königen, welche in einem Zeitraum von mehr als 800 Jahren den Thron besessen haben. Man hat zwar die Namen der meisten dieser Könige; allein viele Gelehrte halten dieses Verzeichniß für falsch. Ihre unthätige Weichlichkeit soll die Ursache gewesen seyn, warum das Gedächtniß ihrer Regierungen in der Geschichte verschwunden ist. In dem Alterthume ist aber doch keine Monarchie vorhanden, die sich so lang erhalten hat, als die assyrische. Herodot, der ihr unter allen Geschichtschreibern die geringste Dauer gibt, läßt sie doch 520 Jahre lang fortdauern, und man weiß in dieser langen Zeit von keiner Staatsveränderung.

Hätte sich dieses Reich wohl so lange ohne Empörungen erhalten haben, wenn die Könige so ausgeartete und unthätige Wollüstlinge gewesen wären? Ihr Bestreben war vermuthlich, in Frieden und Ruhe zu regieren. Weil aber die Geschichte des Alterthums sich mehr von dem Glanze der Eroberungen blenden läßt, so hat sie diese friedfertigen Herrscher fast ganz vergessen und übersehen.

Zweites Kapitel.

Mehr wissen wir in diesem Zeitraume von demjenigen Theil von Asien, der an der Küste des mittelländischen Meeres liegt, nicht. Das Trojanische Reich war von beträchtlichem Umfang, und es gehörte zu demselbigen die ganze Küste des Hellesponts. Alle Schriftsteller des Alterthums geben einen grossen Begriff von der Macht des Priamus, machen die Hauptstadt Troja zu einer ansehnlichen Stadt, und schildern sein Reich als sehr blühend. Der Thron von Troja war erblich, so wie in den andern Königreichen in klein Asien.

Die Phrygier hatten, so wie alle andere Völker, eine Zeitlang keine Regierungsform. Müde der innerlichen Zerrüttungen, fragten sie das Orakel um Rath, welches ihnen die Wahl eines Königes als ein Hülfsmittel dagegen vorschlug. Als sie das Orakel weiter fragten, wen sie wählen sollten, so erhielten sie zur Antwort; den, welchen sie auf einem Karren nach dem Tempel des Jupiters fahrend antreffen würden. Gordius war es, der ihnen begegnete, welchen sie auch sogleich zum König ausriefen. Zum Angedenken widmete nun Gordius seinen Karren dem Jupiter, der besonders durch den fest geflochtenen Knoten, wodurch das Joch an die Deichsel befestiget war, zu einem Sprichwort Gelegenheit gegeben hat. Midas, sein Sohn, war auch sein Nachfolger. Dieser führte in Phrygien gottesdienstliche Gebräuche

bräuche ein, deren Kenntniß er von dem Orpheus erhalten hatte. Die Geschichte bemerkt, daß die Religionsbegriffe, welche er seiner Nation beygebracht hat, mehr zur Befestigung seines Ansehen beygetragen haben, als die Macht seiner Waffen.

Dieß ist fast alles, was wir von den Asiatischen Völkern in diesem Zeitpuncte wissen. Mehr sagt uns die Geschichte der Hebräer. Nach der Auswanderung aus Egypten fiengen sie an, sich zu einem Volkskörper zu bilden, das sich durch seine Gesetze und Gebräuche von allen andern Völkern unterschieden hat, das noch heutiges Tags vorhanden ist, und, obgleich überall zerstreut, seine alten Gebräuche beybehalten hat. Zwischen der von Moses eingeführten Regierungsform und den Regierungsformen anderer Völker läßt sich nicht wohl eine Vergleichung anstellen, da das jüdische Volk eigentlich Gott zum Gesetzgeber hatte. So viel ist sichtbar, daß die Gesetze Mosis reife Einsichten und Weisheit, so wie sie dem Charakter und dem Bedürfniße dieses Volkes und dieser Zeiten angemessen waren, verrathen. Seine Gesetze unterscheiden sich auch dadurch zu ihrem Vortheile von andern Gesetzgebungen, daß sie unverändert geblieben sind.

Die Verbindung, welche zwischen Gott und den Israeliten in der Wüste vorwaltete, kann als ein Muster von den Feierlichkeiten angesehen werden, welche man in den alten Zeiten bey Bündnissen beobachtet hat. Blutvergießen war dabey eine der wichtigsten und allgemeinsten Ceremonien. Nachdem Moses die Bedingungen des mit Gott geschlossenen Bundes vorgelegt hatte, so nahm er Kälber und Bocksblut mit Wasser vermischt, tauchte Scharlachwolle und Ysopen darein, und besprengte damit das Volk mit folgenden Worten: Dieß ist das Blut des Bundes, den Gott mit euch gemacht hat. Auch

in der weltlichen Geschichte finden wir, daß Blut zu einem Siegel feierlicher Bündnisse gebraucht worden ist. Herodot sagt: daß bey dem durch den Cyaxares und Halyattes zwischen den Medern und Lydiern geschlossenen Frieden die schliessenden Partheyen auch die Gewohnheit hatten, sich in die Arme zu schneiden, und wechselsweise das herauslaufende Blut einzusaugen. Auch noch jetzt pflegen dieses die Wilden zu thun. Als 1643 die Spanier mit den Wilden in Chili einen Frieden schlossen, so schlachteten diese verschiedene Schaafe, und tauchten in das Blut desselbigen einen Zweig ein, welchen der Deputirte der Caziken, oder der Oberhäupter der Stämme dem spanischen Befehlshaber zum Zeichen des Friedensschlusses überreichte.

Um den Bündnißen Sicherheit zu geben, schrieb man zwey Exemplare von den gemachten Verträgen; das eine wurde zusammengewickelt, mit Riemen umwunden und mit dem Siegel der kontrahirenden Partheyen versiegelt; das andere wurde weder eingewickelt, noch versiegelt, sondern blieb offen, damit man sich desselbigen nach Gelegenheit bedienen konnte. So machte es auch Moses mit den Gesetztafeln. Diejenigen, welche er auf dem Berge Sinai empfieng, waren die Urkunde des mit dem Volke geschlossenen Bundes, welche nach göttlichem Befehl in die Bundeslade gelegt wurden. Zugleich machte Moses aber noch eine Abschrift davon, welche neben die Bundeslade gelegt wurde, damit man sie leicht zu Rathe ziehen konnte.

Drittes Kapitel.

Von den Egyptiern.

Die Regierung des Sesostris, womit dieser zweite Theil anfängt, ist eine zu merkwürdige Epoche, als daß man ihn nicht genauer kennen lernen sollte, da

er

er sich unter allen Beherrschern von Egypten vorzüglich auszeichnet. Er hatte im Jahr 1659 vor Christi Geburt den Thron bestiegen. Er wurde nicht nur mit vortrefflichen Talenten gebohren, sondern hatte auch eine eben so vortrefliche Erziehung erhalten. Nach dem Diodor soll sein Vater alle Kinder männlichen Geschlechtes, welche mit seinem Sohne an einem Tage waren gebohren worden, an den Hof haben bringen, und allen mit dem Prinzen eine gleiche Erziehung haben geben lassen. Sie wurden zur Arbeit und Beschwerlichkeit durch allerley Uebungen abgehärtet. Nicht eher bekamen sie zu essen, bis sie einen weiten Weg zu Fuße gemacht hatten. Diese mit dem Prinzen erzogenen Kinder blieben ihm nun in der Folge unverrückt getreu, und aus ihrer Mitte nahm er die vornehmsten Befehlhaber der Armee, welche er zu seinen großen Unternehmungen errichtete und ausrüstete. Es sollen derselben 1700 gewesen seyn. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so gab er sich alle Mühe, sein Reich blühender und furchtbarer zu machen. Sein Ehrgeiz hatte nicht weniger zum Ziel, als die Eroberung der ganzen Erde. Ehe er seinen Plan ausführte, fieng er an, die innere Verfassung seines Reiches zu verbessern und zu vervollkommnen,

In den ältern Zeiten war Egypten in mehrere Provinzen getheilt. Man weiß zwar nicht, wie viel derselben vor dem Sesostris waren; dieser aber setzte sie auf sechs und dreißig Nomen, und vertraute die Aufsicht über dieselben eben so vielen Männern an, auf die er sich verlassen konnte. Sie haben die königlichen Einkünfte erhoben, und alle Sachen angeordnet, die sich in den Gränzen ihrer Departements ereigneten. Herodot meldet, daß er auch ganz Egypten in eben so viele Theile, als Einwohner waren, eingetheilt habe. Ein jeder bekam einen gleichen Theil Landes, unter der Bedingung, daß er

jährlich eine bestimmte Abgabe davon entrichten mußte. Wenn ein solches Stück Landes durch den Nil verringert oder sonst verändert wurde, so begab sich der Besitzer desselbigen zu dem König und zeigte den Schaden an. Der König ließ hierauf das Eigenthum messen, und setzte alsdann das Verhältniß der Abgabe nach der Grösse des Landes an, das dem Eigenthümer übrig geblieben war.

Unter allen politischen Einrichtungen, welche die alten Geschichtschreiber dem Sesostris beylegen, ist die Eintheilung der Unterthanen in verschiedene Kasten oder Stände die merkwürdigste. Es wurden in Egypten 7 verschiedene Kasten oder Stände gezählt, die ihre Namen von dem Gewerbe bekamen, das sie trieben. Durch diese Einrichtung waren die Beschäftigungen eines jeden Mitgliedes des Staats von den andern verschieden und abgesondert. Es konnte also keiner einen Stand oder ein Gewerbe wählen, und sogar die Kinder mußten das Gewerbe ihrer Eltern treiben.

Sesostris wird unter die berühmtesten Gesetzgeber des Alterthums gezählt, und, um anzuzeigen, was für ein grosser Kenner der Regierungskunst dieser Fürst gewesen sey, sagten die Egyptier, daß er von dem Merkur wäre unterrichtet worden. Daher verehrten sie sein Andenken sehr. Als viele Jahrhunderte nach dem Sesostris Egypten unter die Bothmässigkeit der Perser gerieth, und Darius Hystaspis seine Bildsäule über die Bildsäule des Sesostris stellen wollte, so widersetzte sich der Oberpriester, indem er sagte: daß er die Thaten des Sesostris noch nicht übertroffen habe; worauf Darius antwortete: daß er sich bestreben würde, den Ruhm dieses Helden zu erreichen, wenn er dessen Jahre erreichen würde. Sesostris starb nach einer Regierung von 33 Jahren.

Viertes Kapitel.

Von Griechenland.

Wir haben gezeigt, was für rohe Barbaren die Griechen ursprünglich gewesen sind, wie auch, daß dieser Theil von Europa seine ersten Kenntnisse Ausländern zu verdanken hatte, die aus Egypten gekommen waren. Nach und nach kamen mehrere Kolonien nach Griechenland; aber diese ersten Kolonien trugen wenig zur Kultur der rohen Griechen bey. Erst in dem Zeitraume, welchen wir jetzt beschreiben, fiengen sie an, sich aus der Barbarey heraus zu reissen, und diese glückliche Veränderungen haben diejenigen Kolonien bewirkt, welche aus Egypten und Phönicien nach Griechenland kamen. Die Anführer dieser Kolonien lehrten die alten Einwohner des Landes, mehr Ordnung und Policey in ihren Gesellschaften einzuführen.

Athen.

In dem ersten Theil ist der Ursprung des athenienſischen Reiches bemerkt worden. Ungeachtet dasselbige ruhigere Zeiten hatte, als andere griechische Staaten, so blieben doch die Athenienser lange Zeit wild und roh, in den nöthigsten Künsten unwissend, und lebten ohne Gesetze und Zucht. Athen, die Mutter der feinen Sitten, der Künste und Wissenschaften, der Schauplatz der Tapferkeit und der Beredsamkeit, die Schule aller, welche nach Weisheit dürsteten, Athen, das durch den Geist seiner Einwohner berühmter wurde, als Rom durch seine Eroberungen, hat Kekrops erbaut, der aus der Stadt Sais in Niederegypten gekommen war. Im 1582sten Jahr vor der christlichen Zeitrechnung war er in Attika gelandet, und von dem Akteus, der damals in dieser Gegend herrschte, wohl aufgenommen worden. Er heurathete die Tochter des Akteus, und wurde nach seinem

Tode

Tode auch sein Nachfolger. Nun gab er sich Mühe, seine Unterthanen gesittet zu machen, und machte sie mit den Vortheilen des gesellschaftlichen Lebens bekannt. Denn da er nach Attika kam, war diese Gegend den Verheerungen und Einfällen der Räuber zu Wasser und zu Land ausgesetzt. Die Karier plünderten beständig die Seeküsten. Kekrops zeigte also, daß gesellschaftliches Zusammenhalten und Vereinigung der Macht das einzige Mittel wäre, diesen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen. Er lehrte sie Häuser bauen, und errichtete eine nach ihm genannte Stadt Kekropia; zur Sicherheit derselben baute er auf der Anhöhe eine kleine Festung, wo nachmals der berühmte Minerventempel stand. Das Alterthum fabelt, daß, als Kekrops die Mauern der neuen Stadt erbaute, ein Oelbaum und eine Quelle plötzlich aus der Erde hervorgekommen sey. Darüber erstaunt; habe er sogleich den Apollo zu Delphi fragen lassen, was dieses bedeute, und was er zu thun habe. Die Antwort des Orakels war: Minerva, die durch den Oelbaum, und Neptun, der durch die Quelle angedeutet würde, machten beyde Anspruch auf die Ehre, der neuen Stadt den Namen zu geben, und diesen Zwist sollte das Volk entscheiden. Alle hierauf deswegen versammelten Männer und Weiber stimmten ab, und Minerva erhielt durch eine einzige Stimme den Vorzug. Als bald darauf Athen durch eine Wasserfluth Noth litte, so kam man auf den Gedanken, der beleidigte Neptun wolle sich rächen. Um ihn wieder gut zu machen, wurde beschlossen, die Weiber nicht mehr zu den Versammlungen zuzulassen, welche vorher so gut, als die Männer ein Stimmrecht hatten, ferner keinem Kinde mehr den Namen seiner Mutter zu geben.

Kekrops sorgte nun nach Erbauung der Stadt hauptsächlich für die Einführung eines öffentlichen Gottesdienstes. Es hatten zwar schon die ersten Einwohner von Griechenland eine Art von Gottesdienst, aber keine deutlichen

lichen Begriffe von der Gottheit und der Ehrfurcht, die man ihr schuldig ist. Daher ist Kekrops für denjenigen zu halten, der zuerst der Religion der Griechen eine gewisse Form gegeben hat. Er hat die Griechen mit dem Jupiter, dem obersten der Götter bekannt gemacht, zu Athen zuerst einen Altar aufrichten lassen, und verbotten, den Göttern etwas Lebendiges zu opfern.

Er gab auch seinen Unterthanen Gesetze. Das erste und wichtigste betraf die Ehe. Vor dem Kekrops hatten die Griechen keinen Begriff von der ehelichen Gesellschaft, sondern stillten ihren viehischen Trieb ohne Unterschied. Nie kannten daher die aus dieser unordentlichen Vermischung erzeugten Kinder ihre Väter, sondern nur ihre Mütter, deren Namen sie auch geführt haben. Kekrops führte nun Ehegesetze und dergleichen Verordnungen ein, wie sie in Egypten gebräuchlich waren, z. B. daß ein Mann sich mit nicht mehr, als nur einer einzigen Frau verbinden dürfe.

Da über die Vollziehung und Befolgung der Gesetze gewisse Personen wachen müssen, so errichtete Kekrops Gerichtstühle, welche die Streitigkeiten der Athenienser entscheiden mußten. Unter allen diesen von dem Kekrops errichteten Gerichten ist dasjenige das berühmteste, welches in der Folge Areopagus genannt wurde.

Er theilte auch alle Athenienser in 4 Zünfte ein, vielleicht nach dem Unterschied der Gewerbe, den Sesostris in Egypten eingeführt hatte. — Durch die Ehre der Begräbniß, welche den Verstorbenen erwiesen wurde, haben sich immer die gesitteten Völker von den Barbarn und Wilden unterschieden, und es haben daher auch immer die Gesetzgeber darauf Rücksicht genommen. Die Alten legen dem Kekrops die Einführung der Leichengebräuche in Griechenland bey, und Cicero sagt, daß dieser athenienfische Fürst den Gebrauch eingeführt habe, die

die Todten zu begraben, und Getreide auf ihr Grab zu streuen.

Die ältesten Reiche waren zuerst, wie schon gesagt worden ist, von einem kleinem Umfange; eine geringe Stadt, von der etliche Dorfschaften und einige Meilen Land abhiengen, machten oft das ganze Gebiet eines solchen Fürsten aus. Aus dem, was ein alter Schriftsteller von einer durch den Kekrops veranstalteten Zählung der Einwohner von Attika sagt, läßt sich auf die Macht dieser alten Könige schließen. Um die Anzahl seiner Unterthanen zu erfahren, hatte er verordnet, daß ein jeder einen Stein an einen gewissen Ort hintragen sollte, und nachdem dieses geschehen war, so fand man zwanzigtausend.

Die Fabel hat den Kekrops zu einem Ungeheuer von zwey verschiedenen Gestalten gemacht, und die Alten haben verschiedene Gründe von dieser Allegorie angegeben. Einige haben sie von der Einführung der Ehe erklärt, welche den Menschen gleichsam aus zwey verschiedenen Körpern zusammengesetzt hat; andere haben geglaubt, daß es auf eine fremde Herkunft ziele; noch andere wollten es davon erklären, daß er zwey Sprachen redete, die egyptische und griechische, und daß er mit den Gebräuchen zweyer Völker bekannt war. — Er hatte nur einen einzigen Sohn, den Erysichton, der vor ihm starb. Nach dem Tode des Kekrops bemächtigte sich Kranaus, ein Grieche und Athenienser von Geburt, welcher der angesehenste und mächtigste Mann in der Stadt war, des erledigten Thrones.

In die Regierungsjahre desselbigen sollen zwey berühmte Begebenheiten fallen. Die erste ist das Urtheil, welches von dem Areopagus über den Neptun, der einen Theil von Thessalien beherrschte, und den Mars, dem auch viele Gegenden dieses Landes geweiht waren, gefällt worden ist.

Der

Der von dem Kekrops nach dem Muster der egyptischen Gerichtshöfe errichtete Areopagus, der vornemlich über Todschlag erkannte, erwarb sich bald auch in dem Auslande ein grosses Ansehen. Halliorothius, Neptuns Sohn, hatte die Alcippe, die Tochter des Mars, entehret, und dieser rächte diese Beleidigung durch den Tod des Halliorothius. Damit diese gegenseitigen Gewaltthätigkeiten nicht noch traurigere Folgen haben möchten, so unterwarfen die beyden Väter die Entscheidung ihrer Streitsache dem Areopagus. Da das Gericht den Ausspruch that, daß die Rache des Mars die Schmach, die er in der Person seiner Tochter erlitten habe, nicht übertreffe, so wurde dieses Urtheil gerecht gefunden, und davon soll, nach dem Vorgeben einiger, dieses Gericht den Namen des Areopagus (denn bey den Griechen heißt der Mars Areus) erhalten haben. Ueber die Anzahl der Richter, welche dieses Gericht ausmachten, sind die Schriftsteller nicht einig, uud daher ist es wahrscheinlich, daß sie zu verschiedenen Zeiten auch verschieden gewesen ist. Das Gebäude, wo sie sich zuerst versammelten, war einfach und ungeschmückt. Es lag in der Mitte der Stadt auf einem Hügel, dem Schloße gegen über. Für alte Männer, wie die Areopagiten waren, war es beschwerlich, den Hügel zu ersteigen; daher wurde dieser Gerichtsplatz an einen andern Ort in der Stadt versetzet, welcher die Halle des Königes hieß. Dieß war ein Platz, der allen Unannehmlichkeiten der Luft ausgesetzt war. Die Richter begaben sich in aller Stille dahin, und wenn sie versammelt waren, so wurde eine Art von Schranken, die aus Seilen bestanden, um sie herum gezogen. Sie saßen auf Sitzen von Stein, und hielten als Zeichen ihrer Würde einen Stab oder Scepter in der Hand. Homer zeuget von dem Alterthume dieses Gerichts, indem er auf dem Schilde des Achilles auch wahrscheinlich den Areopagus zu Athen vorstellet.

Es setzten sich Greise
Rund umher in heiligem Kreis' auf geglättete Steine;
In den Händen hielten sie der Herolde Zepter,
Richteten sich dann auf, und sprachen nach einander.
Unter ihnen lagen zwey Pfunde Goldes, damit sie
Der empfienge, welcher das Recht am billigsten spräche.

Die Areopagiten hielten nur zu Nachts Gericht, damit nichts ihre Aufmerksamkeit unterbrechen möchte; daher soll man, nach dem Athenäus, weder die Anzahl, noch das Gesicht der Areopagiten gekannt haben. Man gibt davon verschiedene mehr witzige, als gegründete Ursachen an. Vielleicht war es eine nothwendige Folge von dem Gebrauche, bey allen alten Gerichtshöfen unter freyem Himmel, über die des Todschlags Schuldigen Gericht zu halten; und man that es vielleicht deswegen zu Nachts, um das Gedränge und Geräusche des andringenden Volkes zu vermeiden, welches um so nöthiger war, da die Richter blos durch ein Seil eingeschlossen gewesen sind. So wie es in Egypten den Partheyen nicht erlaubt gewesen ist, sich durch Sachwalter vertheidigen zu lassen, so mußten auch in den ersten Zeiten die Partheyen vor den Areopagus ihre Rechtssache selbst führen, weil man die Beredsamkeit der Advokaten, welche nur dazu geschickt wäre, dem Verbrechen die Farbe der Unschuld zu geben, der Gerechtigkeit für gefährlich hielt. In der Folge wurde diese Strenge des Areopagus gelinder, und es durften sich die Angeklagten des Beystandes der Sachwalter bedienen; aber diesen war bey ihrem Vortrage nicht erlaubt, sich von der Hauptsache zu entfernen. Daher durften sie sich keines Eingangs und keiner Schlußrede bedienen, und keinen rednerischen Kunstgriff anwenden, um Leidenschaften zu erregen, oder die Bewunderung und das Mitleiden der Richter zu überraschen. Wenn sie diese Vorschriften nicht beobachteten, so wurde ihnen durch einen Herold Stillschweigen aufgelegt. Die-

se

se Art des Vortrags vor dem Areopagus hatte der gerichtlichen Beredsamkeit zu Athen gleichsam den Ton gegeben, und ist die Ursache, warum der Anfang und das Ende der Reden des Demosthenes so ungeschmückt scheinet. — Die Belohnung dieser Richter waren sehr mittelmässig. Sie bekamen anfangs nur 2, und nachher 3 Obolen für einen Proceß, welches ungefähr 6 Kreuzer beträgt; auch machte die Weitläuftigkeit des Processes keinen Unterschied. Und doch war das Ansehen und der Ruhm dieses Gerichtes ausserordentlich groß und ausgebreitet, so daß Demosthenes sagt: es wäre kein Beyspiel vorhanden, daß sich jemand über einen ungerechten Ausspruch dieses Gerichtes beklagt hätte.

Die andere Begebenheit, welche sich unter des Kranaus Regierung ereignet hat, war die Wasserfluth des Deukalions, die in der Geschichte der Griechen so berühmt ist. Sie sahen ihn für den Wiederhersteller des menschlichen Geschlechtes an, und er war auch wirklich der Stammvater einer zahlreichen, in verschiedenen Gegenden von Griechenland ausgebreiteten Nachkommenschaft. Aber die Wasserfluth, die sich zu seiner Zeit ereignet haben soll, war nichts, als eine grosse Ueberschwemmung, welche von einigen Flüssen in Thessalien veranlasset wurde, und alle Thäler des Landes unter Wasser setzte. Es scheint sich sogar diese Ueberschwemmung bis in die Gegend des Berges Parnassus erstreckt zu haben, wo Deukalion regierte. Vermöge der alten Sage, daß er mit seiner Frau der Pyrrha unter allen Menschen allein übrig geblieben wäre, wurde er in dem griechischen Alterthum für den ersten gehalten, der Städte erbauet und den Göttern Tempel errichtet habe. Einige haben sogar vorgeben wollen, daß die Erde nach dieser Wasserfluth eine Zeitlang wüste und unangebaut gelegen sey. Aber die Geschichte erklärt dieses für falsch. Griechenland hat niemals aufgehört, seit seiner ersten Bevölkerung

kerung bewohnt zu seyn. Die Ueberschwemmung zur Zeit des Deukalions traf also nur eine gewisse Gegend, wo viele Menschen umgekommen sind. Auch der Marmor von Paros sagt nur, daß Deukalion nach seiner Rettung aus dem Wasser nach Athen gekommen sey, und daselbst dem Jupiter Phyxius geopfert habe.

Nach einer neunjährigen Regierung wurde Kranaus von dem Amphiktyon vertrieben, der sein Eidam war. Einige machen diesen zu einem Sohn, andere zu einem Enkel des Deukalions; aber er war keines von beiden. In seine Regierung fällt die Errichtung des Raths der Amphiktyonen und die Ankunft des Kadmus in Griechenland.

Als Amphiktyon, König zu Athen, regierte, regierte ein anderer Amphiktyon, Deukalions Sohn zu Thermopylä. Dieser weise und patriotische Fürst wünschte die damalige Lage von Griechenland zu verbessern. Es war in viele, unabhängige kleine Staaten getheilt, wodurch gar leicht Trennungen, Feindschaften und innerliche Kriege verursacht werden konnten, welche die Nation den Anfällen der benachbarten barbarischen Völker hätten Preiß geben können. Um dieses zu verhüten suchte Amphiktyon die verschiedenen griechischen Staaten durch ein gemeinschaftliches Band zu vereinigen, um sie unter sich zu Freunden, und den auswärtigen Feinden furchtbar zu machen. Daher wurde eine Verbindung zwischen 12 griechischen Städten errichtet, deren Abgeordnete jährlich zweymal zu Thermopylä zusammenkamen, und diese Versammlung wurde der Rath der Amphiktyonen genannt. Jede Stadt hatte 2 Stimmen, weil jede 2 Abgeordnete schickte. Von dem Eide, welchen diese Abgeordnete, ablegen mußten, hat uns Aeschines die Formul aufbehalten, die ungefähr so lautet: "Ich schwöre, daß ich niemals etwas zu dem Ruin dieser Städte bey-

beytragen will, welche mit dem Rechte des Amphiktyonats beehrt sind, und ihr Flußwasser weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten ableiten will. Wenn irgend eine Nation dieses unternehmen wollte, so verpflichte ich mich, ihr Land mit Krieg zu überziehen, und ihre Städte, Flecken und Dörfer zu zerstören. Oder, wenn jemand so ruchlos seyn sollte, einige von den heiligen Opfern in dem Tempel des Apollo zu rauben, oder einem andern helfen sollte, dieses Verbrechen zu begehen, indem er ihm mit Rath oder That beystünde, so will ich meine Füsse, meine Hände und meine Zunge, mit einem Worte, alle meine Kräfte anwenden, um diesen an heiligen Sachen begangenen Raub zu rächen." — Schreckliche Verwünschungen begleiteten diesen Eid.

Die Versammlung der Amphiktyonen war eine Art von Generalstaaten. Die Abgeordneten stellten die Nation vor, und hatten die Vollmacht, alles zu verabreden und abzuschliessen, was das Wohl der gemeinen Sache zu befördern schien. Sie konnten auch Truppen werben, und die Widerspänstigen zur Befolgung der Befehle nöthigen. Das Recht, Abgeordnete zu dieser Versammlung schicken zu dürfen, wurde für eine große Ehre gehalten, und ein unpatriotisches Betragen schloß davon aus. Diese Strafe hat eine Zeitlang die Lacedämonier und Phocäer betroffen. Nur durch thätige Beweise eines eifrigen Patriotismus konnte man das verlohrne Recht wieder erhalten. Da die Fortdauer und Heiligkeit politischer Verordnungen durch die Verbindung mit der Religion am besten gesichert wird, so hat der Stifter den von ihm ihren Namen führenden Amphiktyonen aufgetragen, den Tempel des Apollo zu Delphi zu schützen, um unter die verschiedenen Staaten von Griechenland ein Einverständniß zu bringen, und einen Mittelpunkt der Vereinigung für die ganze Nation zu haben. Er erreichte auch seine Absicht; denn von dieser Zeit an, wurde

das Interesse des Vaterlandes eine gemeinschaftliche Sache aller griechischen Völkerschaften. Die verschiedenen Staaten machten nun eine einzige Republik aus; und diese Vereinigung hat in der Folge die Griechen den Barbaren furchtbar gemacht. Durch dieses Mittel haben die Griechen so grosse Thaten gethan, und ihren grossen Ruhm so lange erhalten. Amphiktyons Errichtung dieses Rathes kann also für ein Meisterstück der Staatskunst angesehen werden, welcher Ruhm auch der Einführung der olympischen Spiele gebührt, es mag der Urheber derselben seyn, wer er will.

Unter die Regierung des Erechteus setzt der Oxfordische Marmor die Ankunft der Ceres in Griechenland — eine merkwürdige Epoche, da alle alte Schriftsteller in diese Zeit die Einführung, oder besser zu sagen, die Wiedereinführung des Ackerbaues und der bürgerlichen Gesetze in Griechenland setzen. Bis auf diesen Fürsten hatten die Könige den Scepter und das Priesterthum in ihrer Person vereiniget. Erechteus, der dem Pandion nachfolgte, hat einen Theil seiner Vorrechte seinem Bruder Butes abgetreten, und ihm das Priesterthum der Minerva und des Neptuns überlassen. Dieser Erechteus ist in einem Kriege gegen die Eleusinier getödet worden. Jon, ein Urenkel des Deukalions wurde nun Befehlshaber in diesem Kriege, der sich mit der Unterwerfung der Eleusinier endigte, und daher trugen die Athenienser ihm die Verwaltung ihres Staates auf. Doch findet man seinen Namen nicht in dem Verzeichniße der eigentlichen athenienſischen Könige. Er theilte das ganze Volk in 4 Klassen: die Ackersleute, die Künstler, die Religionsdiener und Soldaten. Unter dem Erechteus war das athenienſische Gebiet schon so bevölkert, daß man genöthiget war, verschiedene Kolonien nach dem Peloponnes und nach der Halbinsel Euböa zu schicken.

Bis auf den Theseus erzählt uns die Geschichte nicht viel merkwürdiges. Theseus Zeitalter ist die Epoche der alten griechischen Helden. Er war einer der berühmtesten. Hier soll aber nur von seiner Regierung und von den Veränderungen, die er in der Regierungsform zu Athen gemacht hat, die Rede seyn. Kekrops der zweite hatte in dem atheniensischen Gebiete 12 Hauptdistrikte gemacht, deren Einwohner von einander abgesondert lebten; und jeder hatte seine eigene Gerichtsbarkeit. Dadurch aber stellte ein jeder Distrikt einen besondern Staat im Staate vor, und es war schwer, sie zu vereinigen, wenn ein gemeinschaftlicher Entschluß zum Besten des Ganzen gefaßt werden sollte. Diesem Uebelstand suchte Theseus abzuhelfen. Er setzte alle Obrigkeiten ab, und hob alle besondere Versammlungen in einem jedem Distrikt auf, und ließ auch alle Gebäude niederreissen, in welchen Versammlungen und Gerichte gehalten wurden. Hierauf hat er alle Einwohner des atheniensischen Gebietes der Obrigkeit zu Athen unterworfen, so daß die ganze politische Macht in der Hauptstadt vereiniget war. Alle Versammlungen wurden nun zu Athen gehalten, woran jeder Athenienser Antheil hatte, indem die Bewohner des Landes eben so gut Sitz und Stimme hatten, als die Bewohner der Stadt. — Um Athen mehr zu bevölkern, hat Theseus Leute vom Land in die Stadt eingeladen, und ihnen gleiche Rechte mit den Bürgern ertheilt; und um Ordnung in das neue Ganze zu bringen, hat er die Einwohner von Athen in 3 Klassen getheilt: die Edlen, die Ackerleute und Künstler. Dem Adel ertheilte er das Recht, die Opfer zu besorgen, Recht zu sprechen, und über alles zu erkennen, was die Religion und Policey betrift, wodurch er den Adel so mächtig machte, als die andern zwey Stände, welche ihn aber an Anzahl und Unentbehrlichkeit übertrafen. Es ist überhaupt bey den alten Völkern diese Gewohnheit, die

Staatsbürger in gewisse Klassen zu theilen, gebräuchlich gewesen. Die egyptischen Kolonien scheinen sie aus ihrem Vaterlande nach Griechenland gebracht zu haben. Theseus war übrigens der erste Fürst, der die Regierung des Volkes begünstigte, und sich seiner unumschränkten Gewalt mit vieler Mässigkeit bediente. Und doch wurde er aus eben der Stadt verbannt, deren zweiter Stifter er war, und zwar durch den Ostracismus, den er selbst eingeführt hatte.

Die Nachfolger des Theseus bis auf den Kodrus, der die Reihe der athenienſischen Könige endiget, können mit Stillschweigen übergangen werden. Ein Orakelausspruch hat ihn dahin gebracht, sich für das Wohl seines Reiches aufzuopfern.

Die Rückkunft der Herakliden nach den Peloponnesus hatte große Unruhen erregt. Die Einwohner wurden aus ihren alten Wohnsitzen vertrieben, und mußten in verschiedenen Gegenden Freystätte suchen. Die Jonier hatten sich an die Athenienser gewendet, und diese neue Kolonie brachte das athenienſische Reich in einen grossen Flor. Aus Neid darüber kündigten die Herakliden den Athenienſern den Krieg an. Man wandte sich, nach der damaligen Gewohnheit, ehe man in den Krieg zog, an das Orakel, und es erfolgte die Antwort, daß die Herakliden siegen würden, wenn sie den König von Athen nicht tödeten. Daher wurde ein Verbot bekannt gemacht, daß man ja nicht Hand an den feindlichen König legen sollte. Aber die Athenienser, welche ihren König sehr liebten, liessen ihn nicht aus den Augen. Um beide zu täuschen verkleidete sich Kodrus in einen Bauern, gieng in das feindliche Lager, fieng mit einem Soldaten Händel an, und verwundete ihn. Darüber aufgebracht, stieß ihn der Soldat nieder. So bald dieses bekannt wurde, zogen sich die Herakliden zurück, ohne

den

den Athenienſern eine Schlacht zu liefern. Weil nun die letztern glaubten, daß ſie keinen ſeiner würdigen Nachfolger finden würden, ſo ſchaften ſie die königliche Würde ab, und verwandelten die monarchiſche Regierungsform in eine republikaniſche.

Argos.

Gelanor war der letzte von den Nachkommen des Inachus, der zu Argos herrſchte. Nach einer ſehr kurzen Regierung machte ihm Danaus, der Anführer einer egyptiſchen Kolonie, die Regierung ſtreitig. Das Volk wurde zum Schiedsrichter erwählt. Obgleich Gelanor von den Stiftern des argiviſchen Reiches abſtammte, und Danaus ein unbekannter Fremdling war, ſo hatte doch das Volk, durch einen Zufall dazu bewogen, für den letztern entſchieden. Zur Zeit der Entſcheidung überfiel ein Wolf eine an den Mauern der Stadt weidende Heerde Kühe, grief den Stier an, und warf ihn zu Boden. Die Argiver ſtellten ſich unter dem Stier den Gelanor, und unter dem Wolf den Danaus vor, und thaten den Ausſpruch zum Beſten des letztern. Da er aus Egypten kam, wo bereits Künſte und Wiſſenſchaften bekannt waren, ſo unterrichtete er auch ſeine neuen Unterthanen, und lehrte ſie, das Land beſſer zu bauen. Er erwarb ſich eine groſſe Achtung, und daher nahm ſein Volk ihm zu Ehren auch ſeinen Namen an, und nannte ſich Danaer.

Unter der Regierung des Akriſius, eines ſeiner Nachfolger, kam Pelops in Griechenland an. Dieſer wurde durch einen Krieg mit dem Ilus, von dem Troja Ilium heißt, genöthiget, Aſien zu verlaſſen und ſich nach Griechenland zu begeben, wo er ſehr große Veränderungen veranlaßte. Nach dem Thucydides hat er ſich in Griecheuland ein groſſes Anſehen erworben, weil er vie-

le bisher den Griechen unbekannte Schätze aus Asien mit sich brachte; und nach der Meinung des Plutarchs hat er durch die Verheyrathung seiner Töchter mit den mächtigsten griechischen Fürsten sich einen großen Einfluß erworben. Er wußte sich viele Völkerschaften der Halbinsel von Griechenland zu unterwerfen, welche bald seinen Namen erhielt.

Akrisius verlohr sein Leben durch die Hand seines Enkels, des Perseus, und dieser wurde also König von Argos. Weil ihn aber der Thron aneckelte, so verbannte er sich selbst aus seinem Reiche, und vertauschte sein Königreich mit seinem Vetter Megabenthes, König zu Tyrinth. Von diesem König an wird die Geschichte des Königreichs Argos ungewiß und unbekannt. Der letzte König war Cylabaris, unter dessen Regierung sich Orestes, Agamemnons Sohn, des Königreichs Argos bemächtigte, und es mit dem Mycenischen vereinigte.

Mycene.

Perseus war der Stifter desselbigen. Dieser Fürst war durch seine Heldenthaten in dem Alterthume sehr berühmt; seine wahre Geschichte ist aber durch Fabeln ganz entstellt. Seine Nachfolger sind Nestor, Elektrion, Sthenelus und Eurystheus gewesen. Dieser letzte ist bekannt durch die Abentheuer, welche auf seinem Befehl Herkules, der sein Vetter war, bestehen mußte. Mit ihm verlosch die Familie des Perseus, denn er kam mit allen seinen Kindern in einem Krieg um.

Mycene erhielten die Nachkommen des Pelops. Eurystheus vertraute, als er gegen die Athenienser auszog die Regierung seinem Vetter Atreus, des Pelops Sohn. Sobald er jenes Tod erfuhr, bemächtigte er sich des Thrones von Mycene. Er ist berüchtigt durch seinen wütenden Haß gegen seinen Bruder Thyestes, dem er

seine

seine eigenen Kinder soll zu essen gegeben haben. Aus einer Blutschande des Thyestes mit seiner Tochter Pelopia wurde ihm Aegisthus gebohren, der seinen Vater rächte, und den Atreus tödete, wodurch Thyestes auf den Mycenischen Thron kam. Von seinem Neffen Agamemnon wurde er desselbigen beraubt, der denselbigen wieder durch die Verrätherey seiner Gemahlin Klytemnestra nebst seinem Leben durch den Aegisthus verlohr, den Orestes und seine eigene Mutter tödete. Dieser mußte sich deswegen dem Urtheil des Areopagus zu Athen unterwerfen. Sein Urtheil scheint die Epoche einer wichtigen Veränderung in dem Kriminalproceß der Athenienser zu seyn, obgleich viel Fabelhaftes damit vermischt ist. Nach einer sorgfältigen Untersuchung der Sache, waren die verurtheilenden Stimmen der Richter um eine stärker, als die der lossprechenden. Orestes sollte also verurtheilet werden, als die Minerva ihre Stimme zu den lossprechenden Richtern hinzufügte, wodurch Orestes freygesprochen wurde. Von dieser Zeit an that man, wenn die Stimmen gleich waren, zum Vortheil des Angeklagten den Ausspruch, indem man ihm, wie man sagte, die Stimme der Minerva gab. Durch die Verheyrathung mit der Hermione, des Menelaus Tochter, erbte Orestes das Königreich Sparta. Unter seinem Sohne Tisamenus nahm das mycenische Reich ein Ende, indem die Herakliden sich des Peloponnes bemächtigten und die ganze Regierungsform endigten.

Theben.

Bis auf die Ankunft des Kadmus in Böotien ist die Geschichte dieses Landes fast ganz unbekannt. Er kam aus Phönicien nach Griechenland, unter der Regierung des Amphiktyons II. Königs von Athen. Er soll diese Reise deswegen auf Befehl seines Vaters unternommen haben, um seine von den Griechen entführte

Schwester Europa aufzusuchen. Die Hyanten, die alten Einwohner der Gegend, wo er sich niederließ, machten ihm und seinen Begleitern lange den Wohnplatz, wo sie sich niederließen, streitig, bis er sie überwand, und nöthigte, selbst die Gegend zu verlassen. Ihre Nachbarn, die Aonier, vertrugen sich mit dem Kadmus in der Güte, und vereinigten sich mit den Phöniziern zu einem einzigen Volke. Ein von ihm erbautes Schloß wurde nach seinem Erbauer Kadmea genannt. Weil er dasselbige zu einer Freystätte machte, so wurde die Zahl seiner Unterthanen bald vermehret. Dieser phönizischen Kolonie hat Griechenland große Vortheile zu verdanken — die Buchstabenschrift, den Weinbau, das Schmelzen und Bearbeiten der Metalle. Durch eine Empörung vom Thron gestürzt, flüchtete er zu den Encheläern, die eben mit den Illyriern einen Krieg führten. Da er sich an ihre Spitze stellte und die Feinde schlug, so wählten sie ihn aus Dankbarkeit zum König. Die Familie des Kadmus ist von den traurigsten Unglücksfällen getroffen worden, welche sich bis auf den letzten thebanischen König, Xanthus, erstreckten. Nach seinem Tode wurde die republikanische Regierungsform eingeführt.

So wie aber Athen durch diese Veränderung mächtiger und blühender wurde, so hat es für Theben eine gegenseitige Wirkung gehabt; denn dieses verlohr mit seinen Königen zugleich seinen Ruhm, bis es sich endlich, aber erst nach beynahe siebenhundert Jahren, durch die Tapferkeit des Epaminondas und Pelopidas wieder aus der Dunkelheit empor hob.

Lacedämon.

Sein Ursprung ist ganz unbekannt. Nicht einmal die Fabel hat einen Stoff gefunden, ihn auszuschmücken. Lelex, den einige zu einem Egyptier, andere zu einem

einem Eingebohrnen machen, soll der erste gewesen seyn, der daselbst regiert hat, und zwar ungefähr im Jahr 1516 vor der christlichen Zeitrechnung. Von seinen Nachfolgern gibt die Geschichte wohl Namen an, aber weiter nichts. Einer davon war Tyndarus, der mit der Leda zwey Zwillinge, den Kastor und Pollux, und zwey Töchter, die Helena und Klytemnestra zeugte. Da er seine Söhne frühzeitig verlohr, so wollte er ihren Verlust durch die Wahl eines würdigen Schwiegersohns ersetzen. Fast alle junge, griechische Fürsten bewarben sich um diese Ehre. Darunter war auch der schlaue Ulysses, der den in Verlegenheit gekommenen Tyndarus rieth, alle einen Eid schwören zu lassen, daß sie es auf die Wahl der Prinzessin wollten ankommen lassen, und daß sie dem Gewählten vereinigt gegen alle seine Feinde beystehen wollten. Sie nahmen alle diesen Vorschlag an, weil jeder gewählt zu werden hofte. Helena erklärte sich für den Menelaus, den Bruder des Agamemnos, der dadurch König von Sparta wurde. Die herauf erfolgte Entführung der Helena durch den Trojaner Paris veranlaßte den trojanischen Krieg.

Die Herakliden.

Herkules, dem das Mycenische Reich durch Erbfolge gebührte, war von seinem Vetter Eurystheus ausgeschlossen und vielen Gefahren ausgesetzt worden, in welchen er, nach der Absicht des Eurystheus, den Tod finden sollte. Auch die vielen Kinder, welche Herkules hinterlies, wurden von den Eurystheus verfolgt, und vergeblich suchten sie in den meisten griechischen Städten Schutz und Sicherheit; nur von dem Athenienſern wurden sie aufgenommen. Eurystheus darüber aufgebracht, kündigte ihnen den Krieg an. Aber die Herakliden, vereinigt mit den Athenienſern, zogen ihm unter Anführung des Jolaus, eines Brudersſohn des Herkules, seines

Sohnes

Sohnes Hyllus, und des Theseus entgegen, und besiegten ihn in einer Schlacht, welche ihm das Leben kostete. Dadurch bekamen die Herakliden einen grossen Anhang, und bemächtigten sich fast aller Städte auf dem Peloponnesus. Als sie wegen einer entstandenen Pest das Orakel um Rath fragten, und zur Antwort erhielten, daß sie gar zu geschwind in dieses Land eingedrungen wären, so zogen sie sich wieder zurück. Ein zweiter Versuch, den sie nach 3 Jahren machten, sich des Peloponnes wieder zu bemächtigen, kostete dem Hyllus, dem Sohn des Herkules, das Leben, und erst nach hundert Jahre gelang ihnen der dritte Versuch. Achäer und Jonier bewohnten damals den größten Theil der griechischen Halbinsel. Die Herakliden bemächtigten sich Argos, Lacedämons und Mycene, welche Reiche sie durch das Loos unter sich theilten. Temenus erhielt Argos, die Kinder des Aristodemus, der während des Feldzuges gestorben war, bekamen Lacedämon, und Mycene fiel dem Chresphontes zu. Diese Staatsveränderung durch die Herakliden schränkte sich nicht blos auf die Halbinsel ein; sie hatte auch Einfluß auf die angränzenden Länder. Ein Volk grief das andere an; der Stärkere verdrängt den Schwächern. Gleich den Meereswellen fiel ein Volk auf das andere. Daher ist die Zurückkunft der Herakliden eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte von Griechenland, welche für die ganze Nation, wie wir unten hören werden, traurige Folgen hatte.

Ueber die alte Regierungsform der Griechen.

Die monarchische Regierungsform war in Griechenland die erste; aber es gilt von den ersten Fürsten der Griechen eben dasjenige, was oben von den ersten Beherrschern Asiens gesagt worden ist. Es waren keine Könige der spätern Zeiten. Eine kleine Stadt, ein Flecken, einige Meilen Landes hieß ein Königreich. Die

ersten Städte waren unbeträchtliche Orte, die meisten Einwohner lebten auf dem Lande. Auch die Gewalt dieser Könige war eingeschränkt. Man weiß aus der Geschichte, daß die athenienſischen oft dem Eigenſinn und den Gewaltthätigkeiten ihres Volkes haben nachgeben müſſen. Das Volk wendete ſich nicht an den König, als wenn eine gemeinſchaftliche Gefahr daſſelbige dazu nöthigte. Was Homer von der Regierungsform des Königreichs Ithaka und der Phäacier ſagt, gibt uns einen Begrif, um darnach von den übrigen griechiſchen Staaten zu urtheilen. Die erſten Fürſten waren eigentlich Oberhäupter einer Republik, wo alles durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden wurde, und die Regierungsform eigentlich eine Vermiſchung von Monarchie, Oligarchie und Demokratie. Dieſe Oberhäupter hatten viel Anſehen und auch große Vorrechte. Alcinous, der König der Phäacier, ſagt beym Homer in ſeiner Anrede an die vornehmſten des Staates:

— in unſerm Volke ſind zwölf ehrwürdige Fürſten,
Welche Gerechtigkeit üben; und mir gehorchen die Zwölfe.

Als Theſeus die ganze Macht der Regierung in Athen vereinigen, und der Gerichtsbarkeit dieſer Stadt alle übrigen Ortſchaften unterwerfen wollte, ſo thaten ihm die Reichſten und Mächtigſten ſeines Reichs vielen Widerſtand, weil ſie befürchteten, des größten Theils ihres Anſehens beraubt zu werden.

Auch das Volk hatte ſeine Rechte, und es wurden über wichtige Angelegenheiten Volksverſammlungen gehalten. Die Könige entſchieden allein nichts. Sie hatten einen Rath an der Seite, der aus den Vornehmſten der Nation beſtand, und ſchlugen das vor, was ſie für nützlich hielten. Wenn ihr Vorſchlag gebilliget wurde, ſo vollzogen ſie ihn, nachdem er dem Volk war bekannt gemacht worden. Ariſtoteles ſagt ausdrücklich: "es iſt

aus

aus den alten Regierungsformen, die von dem Homer genau nachgeahmt und beschrieben worden sind, deutlich zu ersehen, daß die Könige dem Volke das vorlegten, was in dem Rathe beschlossen worden war." — Die Völker genossen aber eine große Freyheit, und beynahe Unabhängigkeit. Wenn sie die Befehle ihrer Beherrscher ungerecht, oder den Gesetzen des Staates, dem Herkommen und dem Privatnutzen nicht angemessen fanden, so gehorchten sie nicht. Es scheinen auch die Staatswürden von dem Willen des Volkes abgehangen zu haben. Bey dem Homer redet Ulysses die Königin der Phäacier also an:

O Arätä, du Tochter des göttergleichen Näxänors,
Deinem Gemahle fleh ich und dir, ein bekümmerter Fremdling,
Und den Gästen umher! Euch allen schenken die Götter
Langes Leben und Heil, und jeder lasse den Kindern
Reichthum im Hause nach, und die Würde, die ihm das Volk gab!

Die Vorzüge der Könige bestunden darin: sie hatten das Recht, das Volk zu versammeln; sie sagten ihre Meinung zuerst, hörten die Klagen an, und richteten die Zwistigkeiten, hauptsächlich aber waren sie im Kriege die Anführer, und hatten die oberste Aufsicht über die Religionsgebräuche. Bey dem Homer sind die Könige immer die Oberpriester. Ja in der Folge sogar führte in den Städten, welche die monarchische Regierungsform in die republikanische verwandelten, derjenige, der dem Religionswesen vorstand, den Titel eines Königes. Eben so war es bey den Römern; denn ungeachtet ihres Abscheus gegen alles, was König hieß, hatten sie doch einen Opferkönig.

Die Einkünfte der Könige waren von denen der Privatpersonen nicht unterschieden; sie bestanden in Erdprodukten und Heerden. Auch die Geschenke, die man ihnen aus Dankbarkeit machte, waren von dieser Art.

Den

Den Theseus beschenkten die Athenienser wegen seiner großen Thaten und Verdienste um das Vaterland mit Ländereyen. Ausser den Einkünften von ihren Gütern, erhoben die Fürsten auch noch eine Geldhülfe von ihren Völkern, und bey gewissen Gelegenheiten legten sie neue Abgaben auf. Ueberwundene Völker mußten ihnen Tribute bezahlen. Uebrigens konnten damals die Reichthümer der Fürsten nicht groß seyn, da Griechenland in den heroischen Zeiten noch ohne Handlung, Künste und Schiffahrt war.

So wie in Egypten und Asien der Thron erblich war, so war er es auch in Griechenland; wenn nicht zuweilen der Ausspruch des Orakels eine Ausnahme machte. Diese Orakel hatten überhaupt auf alles einen grossen Einfluß. Sie wurden nicht nur in öffentlichen, sondern auch in Privatangelegenheiten zu Rathe gezogen, und ihre Antwort war entscheidend. Ihnen hat man viele der grossen Begebenheiten zuzuschreiben, die in die ersten Jahrhunderte der griechischen Geschichte fallen. — Begebenheiten, die meistens ausserordentlich und unerwartet sind. Darinnen besteht auch der merkwürdige und wesentliche Unterschied in der Denkungs- und Handlungsweise der alten und neuern Nationen. Bey den jetzigen Völkern Europens sind es die Staatskunst und die Gewalt der Waffen, welche der Ehrgeiz zur Erreichung seiner Absichten anwendet. In den ersten Zeiten aber war immer Verführung die Ursache der Empörungen und Revolutionen; und diese Verführung wurde durch die Orakel bewirkt.

Von alten herkömmlichen Gebräuchen und den ersten Gesetzen der Griechen.

Man kennt keine ältern positiven Gesetze in Griechenland, als die Gesetze der Athenienser, welche den Kekrops zum Urheber hatten, der 1582 Jahre vor Chri-

sti

sti Geburt regierte. Bis dahin kannten die Einwohner Griechenlands vielleicht keine andere Gesetze, als stillschweigende Verträge. Die Barbarey, in der sich die Griechen vor der Ankunft der egyptischen und phönizischen Kolonien befanden, erlaubte ihnen eine große Freyheit in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte, und die Ehe war ihnen unbekannt. Diese führte erst Kekrops ein, und seitdem sind die Griechen den Ehegesetzen unverbrüchlich treu geblieben. Ja man hat so gar in den ersten zweyhundert Jahren die zweite Ehe als einen Uebelstand angesehen, und daher hat die Geschichte den Namen derjenigen Frau aufbehalten, welche zuerst zur zweiten Ehe geschritten ist — sie war Gorgophone, des Perseus und der Andromeda Tochter. Ihr Beyspiel blieb nicht unnachgeahmt; so läßt Homer dem Abschied nehmenden Ulysses zu seiner Gemahlin sagen:

Darum weiß ich nicht, ob Gott von Troja mich heimführt,
Oder mich dort abfordert — — —
Siehst du aber den Sohn im ersten Barte der Jugend;
Magst du das Haus verlassen, und, wem du willst dich vermählen.

Nach dem Hesiodus war es vor Alters bey den Griechen der Gebrauch, die Söhne nicht vor dem dreißigsten und die Töchter nicht vor dem funzehnten Jahr zu verheyrathen. Anfänglich wurden keine Grade der Verwandtschaft beobachtet; nur Eltern konnten ihre Kinder nicht heyrathen. Da die ältesten Gesetze Ehrfurcht gegen die Eltern nachdrücklich verordnen, so konnten die Kinder ohne Einwilligung der Eltern sich nicht verheyrathen. Es wurde auch für eine vorzügliche Ehre gehalten, der Vater vieler Kinder zu seyn, und fruchtbare Mütter wurden geschätzet. Wie sehr preisen die Dichter den Priamus glücklich, daß er funfzig Kinder hatte! Eine unfruchtbare Frau hingegen wurde verachtet, wie es noch heut zu Tage die Chineser thun. Wenn Homer den Phönix sagen läßt, wie groß der Zorn seines Vaters gegen

ihn

ihn gewesen sey, so drückt er sich so aus: "Er rief die fürchterlichen Furien an, und beschwor sie, daß ich niemals ein Kind von mir auf meinen Schoos setzen möchte!" — Um dem Uebel der Kinderlosigkeit zu entgehen, haben die Griechen die Adoption eingeführt, welche sie vielleicht von den Egyptiern gelernt hatten. — Jungfrauen, welche unverheyrathet starben, wurden für sehr unglücklich gehalten. Anfangs war es gewöhnlich, die Frauen zu kaufen, entweder durch Dienste, die man dem Vater leistete, oder durch Geschenke, die man ihm machte. In der Ilias sagt Agamemnon zu dem Achilles, daß er ihm eine von seinen Töchtern geben wolle, ohne das geringste Geschenk dafür zu verlangen. Noch jetzt ist unter den neuern Griechen die Gewohnheit, daß man sich seine Frau durch Geschenke kauft, welche den Eltern der Braut gemacht werden müssen. Dadurch wurde man vor Alters aber doch nicht von der Verbindlichkeit befreyt, seiner Tochter etwas Gewisses von den Gütern als ein Heyrathsgut mitzugeben. Wenn sich eine Wittwe wieder verheyrathete, so konnte sie das Heyrathsgut der ersten Ehe ihrem zweiten Manne nicht zubringen, sondern ihr Vermögen erhielten die Kinder der ersten Ehe.

Ehe die Schreibkunst erfunden war, wurden alle Kontrakte in Gegenwart einiger Zeugen gemacht. Dieß geschah auch in den ersten Jahrhunderten von Griechenland. Man pflegte wegen der Sicherheit des Heirathgutes und der Ehebedingnisse Pfand und Gewährleistung zu geben. Nach dem Homer scheinen die Griechen den Gebrauch der schriftlichen Kontrakte lange Zeit nicht gekannt zu haben. Die Aussagen der Zeugen bestättigten die Wirklichkeit der gerichtlichen Handlungen. Der Ehebruch wurde in Griechenland von dem heroischen Zeitalter an bestraft. Die deswegen Beklagten und Ueberführten mußten eine Geldstrafe bezahlen, und der Vater

der ehebrecherischen Frau mußte dem Schwiegersohn alle von ihm erhaltene Geschenke wieder zurücke geben. Seit dem Kekrops war den Griechen die Vielweiberey nicht erlaubt, doch konnte man die Weiber, wenn man gegründete Ursachen hatte, verstossen. Es ist aber sonderbar, daß der unerlaubte Umgang mit dem andern Geschlechte für keine Unehre gehalten, und daß auch, die unehlichen Kinder nicht verachtet wurden. Ulysses nennt sich bey dem Homer selbst den unehlichen Sohn einer Beyschläferin:

mich gebar ein erkauftes
Kebsweib; aber es ehrte mich, gleich den ehelichen Kindern,
Kastor, Hülakes Sohn, aus dessen Blut ich gezeugt bin.

So brachte auch in den mittlern Zeiten die unehliche Geburt keine Schande, und daher geben die Geschichtschreiber dieser Zeiten vielen vornehmen Männern den Titel der Bastarde. Man findet diese Benennung so gar in Urkunden gebraucht. Der offene Brief, welchen Wilhelm der Eroberer dem Grafen Alain von Bretagne ertheilte, fängt sich so an: Wilhelm, genannt Bastard, König von England. Die rechtmässigen Kinder erbten die Güter der Eltern, und es scheint zuerst die Erstgeburt kein Vorrecht gehabt zu haben. Bey Erbschaften wurden die Theile so genau als möglich gemacht, und alsdann das Loos gezogen. Obgleich bey einer solchen Theilung die erstgebohrnen Brüder keinen Vorzug hatten, so hatten sie doch das Recht, von den jüngern Brüdern Achtung und Respekt zu fordern. Die Kinder der Beyschläferinnen hatten kein Recht an die Erbschaft ihrer Väter. Sie hatten nichts, als was ihnen ihre Brüder gutwillig überlassen wollten. Wer kinderlos starb, dessen Vermögen erbten die Seitenverwandten.

Der Müssiggang war bey den Griechen sehr verachtet. Bey dem Homer sagt Eurymachus zu dem in einen Bettler verkleideten Ulysses:

— Da

— Da du nun nichts als Bubenstücke gelernt hast,
Wirst du nicht gern arbeiten, und lieber das Land durchstreichen,
Deinen gefräßigen Bauch mit Bettelbrode zu stopfen.

Auch diejenigen Leute waren der Verachtung ausgesetzt, welche keinen festen Aufenthalt hatten, sondern immer von einer Stadt zur andern herumzogen. Zu bewundern ist es aber, daß damals der Diebstahl noch keine Schande war. Nur wenn man auf der That ergriffen wurde, war er schimpflich.

Die meisten dieser Gesetze sind erst nach der Einführung des Feldbaues eingeführt worden; und die ersten Gesetzgeber der Griechen munterten sie auf alle Art zum Feldbau auf, und in dieser Absicht wurden viele nützliche und weise Gesetze eingeführt z. B. mehr als ein gewisses Maas von Ackerfeld zu besitzen, das Eigenthum seiner Vorfahren zu verkaufen, einen Acker für eine Schuld zu verpfänden. Aristoteles nennt dieses sehr alte Gesetze. Unter dem Erechteus, dem sechsten König zu Athen, hat sich der Ackerbau durch die Veranstaltung der Ceres und des Triptolemus in Griechenland verbreitet. Nach einer allgemeinen alten Sage hat die Ceres den Athenienſern zuerst den Ackerbau gelehret, und eben diese Göttin wurde deswegen auch für die Urheberin der bürgerlichen Gesetze gehalten. Ueber diese Gesetze können uns aber die Schriftsteller des Alterthums kein helleres Licht geben. Sie wissen nicht nur den Inhalt dieser Gesetze nicht, sondern sie sagen uns nicht einmal, was für Obrigkeiten und Gerichtstühle die bürgerlichen Streitigkeiten geschlichtet haben. Porphyrius gibt die Gesetze, die man dem Triptolemus beylegt, also an: das erste befiehlt, die Eltern zu ehren; das zweite verbietet, den Göttern andere Dinge zu opfern, als Früchte der Erde; das dritte befiehlt, dem Vieh kein Leid zu thun.

Bey dieser Gelegenheit etwas von den eleusinischen Geheimnissen. Kekrops hat, wie oben gesagt wurde,

die Griechen zuerst gelehrt, das höchste Wesen öffentlich zu verehren. Aber die von ihm eingeführten Religionsgebräuche hatten keine so große Wirkung, als die Verehrung des geheimen Dienstes, welcher der Ceres zu Ehren zu Eleusis gehalten wurde. Erechteus, unter welchem die Kenntniß des Ackerbaus nach Griechenland kam, soll ihn eingeführt haben. Man kann den dicken Schleyer, der diese so berühmten, geheimnisvollen Ceremonien bedecket nicht wegziehen; nur so viel weiß man, daß die besten griechischen und römischen Schriftsteller überzeugt zu seyn scheinen, daß diese eleusinischen Geheimnisse sehr viel dazu beygetragen haben, die rohen Sitten der ersten Bewohner von Europa zu mildern. "Diese Geheimniße, sagt Cicero, sind es, welche uns dem wilden und rohen Leben entrissen haben, das unsere Vorfahren geführt hatten. Dieses ist das größte Gut, welches wir der Stadt Athen unter so vielen andern Wohlthaten, welche sie der Menschheit erwiesen hat, zu verdanken haben. Von ihr haben wir gelernt, nicht allein vergnügt zu leben, sondern auch mit zufriedenem Muthe, in der Hofnung einer noch glücklichern Zukunft, zu sterben." — Eben dieses hat auch Isokrates gesagt, und die Griechen bezeichneten diese Geheimnisse mit einem Worte, das in ihrer Sprache Vollkommenheit bedeutet, weil man glaubte, daß die Eingeweihten Kenntniß der Wahrheit und Liebe der Tugend erhielten. Die Römer drückten die Aufnahme in diesen Dienst mit dem Worte initia, Anfang, aus, weil, wie Cicero sagt, die bey diesem geheimen Dienst vorgetragene Lehre der Anfang eines beglückten Lebens wäre.

Mit den Strafgesetzen scheinen sich die ersten griechischen Gesetzgeber vorzüglich beschäftiget zu haben. Die Verrichtung der ältesten Gerichtstühle war, in peinlichen Sachen zu richten. Anfangs richteten die Areopagiten blos über alle Arten von Todschlag; nachher aber wurde

ihre Gerichtsbarkeit auf den vorsetzlichen Mord eingeschränkt. Das Delphinium, so hieß ein später errichtetes Gericht, erkannte über solche Mörder, welche vorgaben, daß sie Ursache zu ihrer That gehabt hätten. Später ordnete man das Palladium an für solche, welche einen unvorsetzlichen Mord begangen hatten. Einem vorsetzlichen Mord war die Todesstrafe bestimmt; aber der Mörder konnte ihr leicht entgehen, weil keine Staatsdiener bestellt waren, welche den Mörder aufsuchten und ergriefen; dieß mußten die Anverwandten des Ermordeten thun. Zu gleicher Zeit aber war es ausdrücklich verboten, daß ihn jemand in ihre Hände lieferte. Wie leicht konnte also der Schuldige sich durch die Flucht der Strafe entziehen! Nur mußte er dieses bald thun; denn, wenn der Proceß schon so weit gediehen war, daß die Richter im Stande waren, den Ausspruch zu thun, so war er der Strenge der Gesetze unterworfen. Die Güter des geflüchteten Mörders wurden eingezogen und verkauft.

Zu Anfang des Proceßes mußte der Kläger und der Beklagte eine gewisse Summe deponiren, welche der, welcher den Proceß gewann, erhielt; und der Kläger wurde überdieß zu einer Strafe von 1000 Drachmen verurtheilt, wenn er nicht wenigstens den fünften Theil der Stimmen vor sich hatte. Der Mörder hatte noch ein Mittel in den Händen, der gesetzlichen Strafe zu entgehen. Er durfte sich nur mit den Verwandten des Ermordeten abkaufen, so nahmen diese ihre Klage zurück, und er war sicher. — Die Strafe des unvorsetzlichen Mordes war gewöhnlich die Verbannung. Nachher wurden auch in diesem Stücke die Gesetze gelinder. Wenn man dem Scholiasten des Euripides trauen darf, so durften die unvorsetzlichen Mörder nicht länger als ein Jahr abwesend seyn, und Plato scheint sich in seinen Gesetzen nach dieser Gewohnheit gerichtet zu haben.

Die Gesetze hatten aber zugleich durch die Errichtung der Freystätte die Vorsicht getroffen, den unvorsetzlichen Mörder der ersten Rache der Verwandten des Getödeten zu entziehen. Diese Freystätte waren bey den Griechen und bey allen alten Völkern von einem sehr hohen Alterthum. Eine der ältesten war diejenige, welche Kadmus in Böotien errichtete. Der Versammlungsort der Areopagiten war auch eine unverletzliche Freistätte. Anfänglich waren sie blos für die unvorsetzlichen Mörder errichtet. Bey dem Thucydides geben die Athenienser deutlich zu verstehen, daß die Altäre der Götter niemand zur Freystätte dienten, als denen, die das Unglück hätten, einen unvorsetzlichen Todschlag zu begehen. Auch Moses schloß in seinen Gesetzen ausdrücklich die muthwilligen Mörder von dieser Wohlthat aus. — Bey den Griechen konnte aber auch der unvorsetzliche Mord abgekauft werden, wenn den Anverwandten des Getödeten eine gewisse Summe bezahlt wurde, und diese damit zufrieden waren. Und dieß war aus einer guten Absicht erlaubt. Unter rohen Völkern sind die Feindschaften gefährlich, und veranlassen die schlimmsten Folgen; es erforderte daher das allgemeine Wohl, daß man sie leicht beylegen konnte. Daher gab es fast kein Verbrechen, das man nicht mit Geld abkaufen konnte. So ist es auch noch bey den Wilden in Amerika. Der Mörder gibt den Anverwandten des Entleibten eine gewisse Anzahl Geschenke, und besänftiget dadurch ihre Rache.

Doch suchten die alten Gesetzgeber den Völkern Abscheu vor Mord und Blutvergießen einzuflößen. Alle Mörder ohne Unterschied wurden für unrein gehalten, und mußten sich, ehe sie wieder in die Gesellschaft aufgenommen wurden, reinigen lassen. Obgleich Theseus seinem Vaterland durch die Ausrottung der Seeräuber einen wichtigen Dienst geleistet hatte, so war doch eine seiner ersten Sorgen sich von der Ermordung derselben

reini-

reinigen zu lassen. Bey dem Homer untersteht sich der aus dem Gefechte zurückkehrende Hektor nicht eher, dem Zevs zu opfern, als bis er sich gereiniget hatte, weil es nicht erlaubt sey, ihn mit blutigen Händen anzuflehen. Bey dieser Gelegenheit ist anzumerken, daß Moses eine feierliche Versöhnung der Mordthaten, deren Thäter unbekannt waren, angeordnet hat, so wie er auch befohlen hat, daß diejenigen, welche sich in einem rechtmässigen Krieg mit feindlichem Blute befleckt hatten, nicht eher in das Lager zurücke kehren durften, bis sie sich gereiniget hatten. Die Absicht dieser Gewohnheiten war, den Menschen Abscheu vor dem Todschlag einzuflößen. Wahrscheinlich entstand daher auch das Verbot, gewisse Thiere zu tödten. Nicht nur Kekrops hat verboten, den Göttern etwas Lebendiges zu opfern, sondern auch Triptolemus hat dieses Gesetz erneuert, indem er verordnete, nichts als Früchte zu opfern, und er verbot noch dazu ausdrücklich, Thiere, welche zum Ackerbau dienten, zu verletzen. Die Geschichte hat so gar die Umstände aufbehalten, welche das Schlachten des ersten Ochsens zu Athen veranlasset haben; welche Begebenheit um soviel merkwürdiger ist, da sie Gelegenheit zur Errichtung des Prytaneums zu Athen gab, eines berühmten Gerichtes, welches leblosen Dingen, die den Tod eines Menschen verursachten, den Proceß machte.

Zwischen den griechischen und egyptischen Strafgesetzen findet sich eine vollkommene Aehnlichkeit in Ansehung schwangerer Frauen, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatten, auf das die Todesstrafe gesetzt war. Die Griechen warteten, nach dem Beyspiele der Egyptier, mit der Hinrichtung bis nach der Niederkunft.

Aus dem bisher Gesagten sieht man deutlich, daß die ersten Gesetze der Griechen ziemlich unförmlich waren, und merkliche Spuren der Unwissenheit zeigten

welche so lange in diesem Theile von Europa herrschte. Die Griechen wußten lange Zeit nichts von der Kunst zu schreiben. Durch den Gesang wurde alles, was die Nachkommenschaft wissen sollte, auf dieselbige fortgepflanzt, und dadurch wurden auch die Gesetze im Gedächtniß erhalten. Daher erhielten die Gesetze und Gesänge einerley Namen, und hiessen νομοι. Dieß komme daher, sagt Aristoteles, weil man vor der Kenntniß der Buchstabenschrift die Gesetze gesungen habe, um sie nicht zu vergessen. Der Gebrauch, die Gesetze und andere Denkwürdigkeiten in Gesänge zu verfassen, dauerte in Griechenland auch alsdann noch fort, nachdem bereits die Buchstabenschrift eingeführt war. Der Herold, welcher die Gesetze ausrief, mußte es in gewissen abgemessenen Tönen thun, und wurde von der Leyer, wie die Schauspieler begleitet. In der Nacht nach dem Treffen bey Chäronea hat Philippus, vom Siege, Wein und Schlafe trunken, auf dem mit erschlagenen Athenienſern bedeckten Schlachtfelde, um der Todten zu spotten, und dem Volksschluß des Demosthenes zu parodiren, gesungen und den Takt dazu geschlagen. Einige alte Schriftsteller geben die Lokrier für diejenigen aus, welche ihre Gesetze zuerst schriftlich verfaßt hätten. Plato aber sagt dieses schon von dem Minos; auch Theseus hat Gesetze auf eine steinerne Säule graben lassen, die noch zu den Zeiten des Demosthenes vorhanden war.

Von den Gesetzen der Kretenser.

Unter allen Völkern Griechenlands (man kann die Kretenser deswegen darunter zählen, weil sie die griechische Sprache redeten) hat man die Kretenser für die ersten gehalten, die schriftliche Gesetze hatten, deren Urheber der erste Minos war. Sie hatten zwey Hauptabsichten: Bildung zum Krieg, und Einigkeit der Gesinnungen.

nungen. Um den letztern Endzweck zu erreichen, suchte Minos, so viel als möglich, Gleichheit unter sie zu bringen. Die Kinder sollten miteinander ernähret und erzogen werden. Ihre Lebensart war mässig und hart, und sie waren beständig wie Soldaten gekleidet. Man übte sie in kleinen Schlachten, um die erhaltenen Streiche muthig zu ertragen, und sie tanzten so gar mit den Waffen in der Hand. Minos hatte auch verordnet, daß alle Bürger gemeinschaftlich essen sollten, indem sie auf Kosten des Staates erhalten wurden. Die jungen Leute aßen auf der Erde, und bedienten nicht nur einander, sondern auch die Männer. Allein diese öffentlichen Mahlzeiten erreichten doch ihre Absicht, Eintracht unter den Kretensern zu erhalten, nicht ganz; denn die Geschichte sagt, daß sie immer mit einander im Kriege waren. Nur gegen einen gemeinschaftlichen auswärtigen Feind vereinigten sie sich.

Gegen obrigkeitliche Personen und Greise gebot Minos Hochachtung und Ehrfurcht, und man durfte selbst ihre Fehler in Gegenwart junger Leute nicht tadeln. Es war auch jungen Leuten nicht erlaubt, zu zweifeln oder zu fragen, ob die Verordnungen, in welchen man sie unterrichtete, weise oder nützlich wären, welches Plato sehr rühmte.

Um seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen, begab sich Minos von Zeit zu Zeit in eine Höle, und rühmte sich alsdann einer vertrauten Unterredung mit dem Jupiter. Dieser Volkstäuschung haben sich mehrere alte Gesetzgeber bedient. Mnevis, ein Egyptier, schrieb seine Gesetze dem Hermes zu; Zaleucus, der Lokrier, rühmte sich der Eingebung der Minerva, und Numa Pompilius sagte den Römern, daß er einen vertrauten Umgang mit der Nymphe Egeria habe. Minos machte aber, so wie Lykurgus darinnen einen Fehler, daß er bey seiner Ge-

setzgebung fast blos auf den Krieg Rücksicht nahm. Zufolge dieses Grundsatzes haben die Kretenser ihr Land nicht selbst gebaut, sondern haben gewisse Sklaven, die Periöker hiessen, dazu gebraucht. Nach den Gesetzen des Minos war jeder Bürger verbunden, sich zu verheirathen. Aber welch' ein schändliches Mittel wurde gebraucht, um nicht mit einer allzugrossen Anzahl Kinder belastet zu werden! Minos begünstigte durch seine Gesetze eine Verfahrungsart, vor welcher die Natur einen Abscheu hat.

Zweites Buch.

Von den Künsten und Handwerkern.

Erster Abschnitt.

Von dem Zustand der Künste in Asien und Egypten.

Erstes Kapitel.

Vom Feldbau.

In den Jahrhunderten, mit welchen wir uns gegenwärtig beschäftigen, liefert die Geschichte der asiatischen Völker nichts besonderes von dem Zustande des Ackerbaues. Nach einigen Zügen läßt sich schließen, daß man sich in einigen Ländern dieses Welttheiles schon mit der Gärtnerey beschäftigte, welches man besonders von den Syrern und Phrygiern sagt. Herodot sagt unter andern von den Gärten des Midas, daß darinnen Rosen gewachsen wären, die sich durch ihre Grösse und ihren Geruch ausgezeichnet hätten. Die Beschreibung welche Homer von den Gärten des Alcinous gibt, kann uns über den Geschmack der asiatischen Völker in der Gartenkunst ein Licht geben. Nach ihm gab es in den Gärten des Alcinous Birnen, Granaten, Feigen und Oelbäume

bäume, auch Citronen, wie sich vermuthen läßt. In der Anordnung dieser Gärten herrschte Symmetrie; denn sie waren in drey Theile getheilt: ein Obstgarten, ein Weingarten und ein Küchengarten. Die Bäume in dem Obstgarten scheinen ordentlich gesetzt gewesen zu seyn. Was den Küchengarten anbetrift, so läßt sich aus den Worten des Dichters schließen, daß die Gewächse in verschiedene Beete gepflanzt gewesen sind; es waren auch zwey Quellen vorhanden, deren eine in Wässerungskanäle geleitet war, die andere aber längst der Mauer des Hofes hinlief. Freilich macht diese Beschreibung keinen großen Begriff von dem damaligen Geschmack in der Gartenkunst. Des Alcinous Gärten waren mehr ein eingefangenes Stück Land, als eigentliche Gärten.

Was die Baumzucht anbetrift, so hat man die Kunst verstanden, sie von einem Ort an den andern zu versetzen. Ob man aber auch schon die Kunst verstanden habe, sie zu pfropfen, ist mehr als zweifelhaft. Obgleich Moses den Israeliten nützliche Regeln zur Zucht der Fruchtbäume gegeben hat, so gedenket er doch des Pfropfens mit keinem Worte. Auch Homer sagt nichts davon, ob er gleich öfters Gelegenheit dazu gehabt hätte. Hesiodus schweigt in seinem Gedichte über den Feldbau ebenfalls davon.

In Egypten wurde unter der Regierung des Sesostris alle Mühe angewendet, die Ländereyen fruchtbar zu machen. Schon in den ältesten Zeiten suchten die Könige von der Ueberschwemmung des Nils Nutzen zu ziehen. Sie ließen Kanäle anlegen, durch welche das Wasser gehörig vertheilt wurde. Sesostris ließ die Anzahl derselbigen beträchtlich vermehren. Und diese allgemeinen Wässerungen vermehrten die Fruchtbarkeit der Aecker sehr. Daher war Egypten so reich an Getreide, und konnte in den Zeiten einer Hungersnoth andern Völkern

Unter-

Unterstützung geben. Die Römer nannten es unter der Regierung der Kaiser das Kornmagazin von Italien. Auch die griechischen Kaiser zogen das meiste Getreide, welches zu Konstantinopel verzehrt wurde, aus Alexandria dahin. Plinius vergleicht den Boden von Egypten mit dem von Leontium, welcher ehemals für eine der fruchtbarsten Gegenden in Sicilien gehalten wurde. Allein Cicero schätzt die Fruchtbarkeit in der Gegend von Leontium ganz anders, indem er sagt, daß das Feld nur acht- höchstens zehnfältig wiedergebe. Und so wäre auch die Fruchtbarkeit Egyptens nicht so groß gewesen, als einige glauben. Ein Reisender der neuern Zeiten, Granger, sagt ebenfalls, daß die dem Nil nächsten Aecker, auf welchem das Wasser 40 Tage stehen bleibt, nur das zehnte, die entferntern aber, wo sich das Wasser nur 5 Tage aufhält, höchstens das vierte Korn brächten; — daß man jetzt noch eben so viel Land anbaue, als vor Zeiten, daß aber doch die Einwohner, wenn sie ordentlich Brod von Getreide äßen, auch bey guten Erndten nicht davon würden leben können. Nach den Bemerkungen dieses Reisenden ist der Erdboden von einer schwarzen und leimichten Farbe, oder eigentlich aus Staub und Salz zusammengesetzt; daher treffe man selten Pflanzen und Gesträuche an, auch weder Bau- noch Brennholz. Das Nilwasser führe auch keinen düngenden Schlam mit sich. Andere Reisebeschreiber reden nicht so nachtheilig von Egypten, ob sie gleich in Ansehung der Dürre des Landes mit einander übereinkommen. Mallet versichert, daß man heut zu Tage lange nicht so viel Land baue, als in den alten Zeiten, woran die schlechte Staatskunst der Türken Schuld ist, die auch die Unterhaltung der Kanäle vernachlässiget. Es wäre aber überhaupt nichts besonders, wenn Egypten, das eines der zuerst bewohnten Länder war, jetzt weniger fruchtbar wäre, als es ehedem war. Es gibt ja mehr Länder, welche eine solche

Ver-

Veränderung erfahren haben. Nach dem Plinius gab ehedem in Libyen der Scheffel Saatkorn 150 Scheffel wieder, und nach dem Reisebeschreiber Shaw bringt jetzt der Scheffel nicht mehr als 8 oder 12.

Zweites Kapitel.

Von der Kleidung.

1) Von der Färberey.

Die Kunst zu färben muß einen schnellen Fortgang gehabt haben; denn Moses redet schon von blau, purpur und doppelt scharlach gefärbten Zeugen; auch von Schaaffellen, die gelb und violet gefärbt waren.

Einem Zufall soll man die Entdeckung der berühmten Purpurfarbe zu verdanken haben. Ein Schäferhund fraß am Strande des Meers eine Schnecke, und färbte mit dem Blute derselben sein Maul. Andere erzählen die Sache wieder anders. Die Epoche dieser Entdeckung kann man ungefähr in das vierzehnte oder funfzehnte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung setzen. Moses hat so wol bey der Kleidung des Hohenpriesters, als bey den Zierrathen der Stiftshütte Gebrauch von purpurnen Zeugen gemacht. Homer, der das Kostume des Alterthums so genau beobachtet, gibt seinen Helden ebenfalls purpurne Kleider. Die Purpurfärberey geschah mit allerley Sorten von Meerschnecken. Man fand sie an den Küsten des mittelländischen Meers, besonders von Phönizien und Afrika. Plinius bringt alle Arten der Schaalenthiere, die zum Purpurfärben gebraucht wurden, in 2 Klassen: in Buccinum oder Seehörner, und in die eigentlich sogenannten Purpurschnecken. Nach dem Zeugniß der Alten befand sich in dem Maule dieses Schaalthiers eine Ader, welche eine dunkelrothe Feuchtigkeit enthielt, welches das Hauptwerk bey der Purpur-

färberey war. Man mußte sie lebendig fangen, denn mit dem Leben verlohren sie diesen kostkaren Saft. Er wurde gesammelt, drey Tage in Salz gelegt und alsdann mit Wasser vermischt. Wenn man es hierauf 10 Tage lang bey einem mäßigen Feuer gekocht hatte, so wurde die wohlausgewaschene und gereinigte Wolle hineingethan. Zuerst ließ man sie fünf Stunden darinnen liegen, dann that man sie heraus, kartätschte sie, und legte sie aufs neue in den bleiernen Kessel, bis die ganze Farbe eingesogen war. Es wurden noch verschiedene andere Dinge hinzugethan, z. B. Salpeter, Menschenurin, Salz und eine Seepflanze, welche Fucus heist. Die Tyrier waren die besten Purpurfärber. Die kostbarsten Stoffe wurden zweymal gefärbt. Es gab verschiedene Sorten der Purpurfarbe. Die am höchsten geschätzt wurde, war dunkelbraunroth, wie Ochsenblut, daher Homer und Virgil das Blut immer purpurfarb nennt; es gab aber auch hellere Sorten, die weniger geschätzt wurden.

Man hat an den englischen und französischen Küsten Muscheln entdeckt, welche alle Kennzeichen derjenigen haben, von denen die Alten die Purpurfarbe nahmen. Man mag sich derselbigen aber nicht mehr bedienen, weil wir mit der Cochenille eine noch schönere Farbe mit weniger Mühe machen können. Wir dürften es auch deswegen nicht bedauern, wenn die Kunst der Purpurfärberey verlohren wäre, weil die Zeuge, welche mit Purpur gefärbt waren, einen starken und unangenehmen Geruch hatten.

Bey den Alten war die Purpurfarbe in einem solchen Werth, daß sie besonders zum Dienste der Gottheit bestimmt war. Die Babylonier kleideten ihre Götzenbilder in Purpur, und man glaubte überhaupt, daß sie ein Mittel wäre, die Götter zu versöhnen. Der Purpur war auch ein Unterscheidungszeichen der höchsten Würden. Homer

sagt

sagt deutlich, daß nur Fürsten Purpurkleider tragen durften.

Was haben denn aber die Alten für ein Mittel gehabt, die Farben fest und dauerhaft zu machen? Man siehet, daß sie viel Salz dazu genommen haben; allein alle Arten von Salz, Weinstein und vitriolischer Weinstein ausgenommen, lösen sich entweder im Wasser auf oder calciniren sich an der Sonne. Man weiß ferner, daß die Alten viel mit Thierblut gefärbt haben, welches aber abschießt und mit der Zeit schwarz wird, wenn man nicht gewisse Mineralsäuern damit vermischet. Da man die Art der Salze, wovon die Rede war, und die Mineralsäuern sich nur durch die Chemie verschaffen kann, die chemischen Zubereitungen aber den Alten unbekannt waren, so sollte man glauben, daß ihre Färbereyen sehr schlecht gewesen sind. Da sich aber die Alten doch nicht über das Verschiessen ihrer Farben beklagt haben, so müssen sie gewisse uns unbekannte Zubereitungen und Beizen gehabt haben. Herodot erzählt, daß gewisse Völker in den Gegenden des schwarzen Meeres auf ihre Zeuge Thiere und Blumen gemahlt haben, deren Farbe niemals verschoß, und daß sie sich dazu der Blätter gewisser Bäume bedient haben, die sie zerstiessen und mit Wasser anmachten. Die Wilden in Chili machen aus gewissen Pflanzen Farben, welche die Seife nicht auflöset. Die Alten ersetzten also durch gewisse Zubereitungen die Hülfsmittel in der Färberey, welche uns die Chemie an die Hand gibt.

Es gab noch andere rothe Farben als die Purpurfarbe. Eine gewisse rothe Farbe, die in grössern Werth war, hieß Coccus, und war von den Purpur sowohl in Ansehung der Zubereitung, als der Höhe und Wirkung der Farbe verschieden. Der Coccus war hellroth und lebhaft; und näherte sich der Farbe des Feuers. Diese

Farbe

Farbe wurde aus kleinen Körnern gemacht, die man auf einer Eichenart sammelte. Bey den Alten hießen daher diese kleinen Körner, die jetzt Scharlachkörner heissen, die Frucht der Steineichen, und es war ihnen auch bekannt, daß sich in diesen Körnern kleine Würmchen befanden. Heut zu Tage macht man in der Färberey wenig Gebrauch mehr von Coccus oder Kermes, weil er von der Cochenille weit übertroffen wird.

Von buntfarbigen und reichen Stoffen.

In den Jahrhunderten, von welchen wir gegenwärtig handeln, herrschte schon viel Geschmack und Pracht in den Kleidungen. Man darf nur einige Kapitel im zweiten Buche Mosis lesen, um sich davon zu überzeugen. Moses redet von Werken nach gestickter Art, die von verschiedenen Farben mit einer angenehmen Mannichfaltigkeit gewebt waren. Es war damals aber auch die Kunst der Stückerey bey vielen andern asiatischen Völkern bekannt. Homer läßt die Helena sich mit einer vortreflichen Stickerey beschäftigen, worinn sie die blutigen Schlachten der Griechen und Trojaner vorstellte. Als der Andromeda der Tod des Hektors berichtet wurde, stickte sie verschiedene Blumen in ein Gewand. Und schon vor dem trojanischen Krieg waren die Sidonerinnen berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit, Stickereyen und Gewebe von verschiedenen Farben zu verfertigen. Man webte auch schon Gold in die Zeuge und stickte damit. So wurde zu der Kleidung des Hohenpriesters und zu den Vorhängen der Stiftshütte viel Gold genommen. Wie war aber dieses Gold zubereitet? War es, wie jetzt, auf dem Dratzuge in breite Fäden gezogen und über andere Fäden gewunden? Oder war es nur mit dem Hammer zu dünnen Blätchen geschlagen, nachmals in lange und gerade Stücken geschnitten, und so den Stoffen eingewebt worden? Moses sagt, man habe Goldplatten

geschnit-

geschnitten und zu dünnen Blätchen gemacht, daß man sie drehen und biegen konnte, um sie unter andere Fäden von verschiedenen Farben einzuweben. Die Kunst, Gold in die Stoffe einzuwürken war in vielen Ländern bekannt. Man trift, von dem Moses und Homerus an, eine unterbrochene Tradition von goldenen Stoffen in dem Alterthum an, aber von silbernen Stoffen entdecket man nichts.

Von der Entdeckung und dem Gebrauche der Edelsteine.

Der Leibrock und das Brustschild des Hohenpriesters war mit vielen Edelsteinen besetzt, und bey ihrer Zusammensetzung zeigt sich eine ziemliche Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit. Sie waren in Gold ordentlich und symmetrisch gefaßt, und es waren auch die Namen der Stämme darein gegraben. Man muß also schon vor dem Moses eine Kenntniß von den Edelsteinen gehabt haben. Es scheinen eben die Ursachen, wodurch man ursprünglich die Metalle hat kennen lernen, auch die Menschen mit den Edelsteinen bekannt gemacht zu haben — Einsturz des Erdreichs und die Verwüstungen grosser Wasser. Man findet diese Schätze der Natur in den Minen, wo sich die Metalle erzeugen, in den Flüssen, und selbst auf der Oberfläche der Erde, wo sie oft von den Strömen hingeschwemmt werden. Obgleich die Farbe der rohen Edelsteine weder sehr lebhaft, noch scheinbar ist, so sind sie es doch so weit, daß ihr Anblick die Aufmerksamkeit erregen konnte. Erst der Kunst zu schleifen haben sie ihren lebhaften Glanz zu verdanken, der sie so schätzbar gemacht hat. Der Zufall hatte ohne Zweifel vielen Antheil an der Erfindung dieser Kunst. Unter den vielen rohen Steinen, die zuerst gefunden worden sind, mag einer gewesen seyn, der entzwey gebrochen war, und da mag nun der lebhafte Glanz, den

man an den Brüchen bemerkte, die erste Idee vom Schleifen erwecket haben. Man suchte also der Natur nachzuahmen, und diese Steine von ihrer rauhen Rinde zu befreyen. Durch was für Mittel man dieses aber that, läßt sich nicht sagen; der Zufall hat vielleicht auch hier das meiste gethan. Da sich fast alle diese Steine durch ihr eigenes Pulver schleifen lassen, so mag vielleicht einer darauf gekommen seyn, zwey Steine an einander zu reiben, wodurch sie einen Glanz erhielten. Hat ja auch erst vor dreyhundert Jahren Ludwig von Berquen, aus Brügge gebürtig, das Diamantschleifen durch einen Zufall erfunden. Er bemerkte, daß zwey Diamanten einander angriefen, wenn man sie etwas stark an einander rieb. Er befestigte sie daher auf eine Kütte, rieb sie an einander, und sammelte den abgeriebenen Staub. Hierauf brachte er es mit Hülfe gewisser eiserner Räder und vermittelst dieses Staubes so weit, daß er die Diamanten auf das vollkommenste schleifen, und nach Belieben schneiden konnte.

So unvollkommen aber die Arbeiten der ältesten Steinschneider gewesen seyn mochten, so waren sie doch, wie aus den mosaischen Schriften erhellet, sehr alt. Von den Arten der Edelsteine, welche zu dem hohenpriesterlichen Schmuck genommen worden sind, läßt sich nichts Gewisses sagen. Die Ausleger sind über die Bedeutung der hebräischen Namen dieser Steine nicht einig. Man weiß blos, daß Moses eine Sammlung von kostbaren, bunten Steinen habe anzeigen wollen — ich sage, bunten Steinen, weil kein Diamant darunter gewesen zu seyn scheinet, indem gegründete Zweifel da sind, daß man zu Moses Zeiten Gebrauch von Diamanten. gemacht habe. Homer, Hesiod und Herodot, die so oft von allen Arten des Schmuckes reden, reden niemals vom Diamant. Erst gegen die Zeit der christlichen Zeitrechnung geschicht seiner Meldung, und Plinius sagt, daß der

Diamant

Diamant lange Zeit unbekannt gewesen sey. Er hat nur durch den Glanz seinen Werth, und also nur in so fern er geschnitten ist. Mit ihm hat es eine andere Beschaffenheit, als mit den farbigten Steinen; denn diese haben auch ungeschliffen eine Farbe, wodurch sie sich auszeichnen, die Diamanten aber nicht. Sie gleichen einem Salzkorn, einem blossen Kieselstein von aschgrauer, unscheinbarer Farbe. Daher zogen sie die Aufmerksamkeit der Menschen nicht auf sich, wie es in den neuern Zeiten in Brasilien geschah, wo man sie lange Zeit verkannte und vernachlässigte. Bis auf die Zeit, da die Kunst, sie zu schneiden, erfunden wurde, konnte man keine andere Diamanten haben, als reine ungeschliffene (bruts ingenus) oder natürliche Spitzen (pointes naives). Man erkennet diese Art der Steine in der Beschreibung des Plinius, Solinus und Isidorus, welche den Diamant klein, sechseckigt, durchsichtig, etwas rostfarbig, und wenig spielend beschreiben. So unvollkommen diese Art der Diamanten ist, so trift man sie doch nicht leicht an. Daher hielt man sie schon vor Alters für die größte Kostbarkeit. Plinius bemerkt, daß nur die mächtigsten Monarchen dergleichen besaßen. Der letzte jüdische König, Agrippa, war in dem Verdacht, daß er mit seiner Schwester Berenice einen unnatürlichen Umgang habe, und dieser Argwohn wurde durch einen Diamant, welchen er ihr schenkte, fast zur Wahrheit; so einen großen Begriff machte man sich von dem Werthe dieses Steines.

Man könnte aber sagen, daß der Diamantstaub doch in den ältesten Zeiten müsse bekannt gewesen seyn, da auf die Steine des hohenpriesterlichen Brustschildes die Namen der zwölf Stämme geschnitten gewesen sind. Allein man kann sich zu dergleichen Arbeiten auch des Staubes anderer Edelsteine bedienen, oder auch sogar des Schmergels, dessen Eigenschaften den Alten nicht

unbekannt waren. Die Alten scheinen die Diamanten aus vielen Ländern geholt zu haben, wo man sie gegenwärtig nicht mehr findet. Sie sagen, daß sie zuerst blos aus Aethiopien kamen, wo man sie aus gewissen Minen brachte, welche zwischen dem Tempel des Merkurs und der Insel Meroe lagen. Nachher bekam man sie aus vielen andern Ländern, aus Indien, Arabien, der Insel Cypern und aus Macedonien. Alle diese Steine waren aber sehr klein. Sonderbar ist es, daß man nach einigen Schriftstellern Diamanten in dem europäischen Sarmatien, bey den Agathyrsen, einem Volke, das über dem mäotischen See wohnte, fand, und zwar, wenn man ihnen glauben darf, wurden die schönsten Diamanten in diesen kalten Ländern gefunden. Heut zu Tage holet man die Diamanten aus keinem von diesen genannten Ländern, Indien ausgenommen. Wenn man zwischen den Ländern, die jetzt Diamanten liefern, und denjenigen, aus welchen sie die Alten geholet haben, wenig Aehnlichkeit findet, so trift man noch weniger Aehnlichkeit zwischen den Eigenschaften, die sie diesen Steinen beylegen, und denen, welche wir daran kennen, an. Nach dem Plinius widerstand der Diamant dem Hammer, und man hielt es für ein besonders Glück, wenn man ihn zersprengen konnte, und es konnte dieses nicht anders geschehen, als wenn man ihn in warmes Bocksblut legte. An unsern Diamanten kennet man diese Eigenschaften nicht. Sie lassen sich mit dem Hammer zerschlagen, und das Bocksblut thut auf sie keine Wirkung; sie lassen sich aber blos mit ihrem eigenen Staube bearbeiten. Was also die Alten von ihren Diamanten erzählen, scheint unrichtig zu seyn, welches ein Beweiß ist, was für eine schlechte Kenntniß sie von diesen Steinen gehabt haben.

Eben so unrichtig ist auch ihre Kenntniß von den Smaragden. Wir kennen orientalische und occidentali-

sche.

sche. Nach den Herbelot findet man in Oberegypten die einzige Mine von orientalischen Smaragden; allein ihre Farbe ist nicht schön, und sie sind so hart, daß sie sich nicht bearbeiten lassen. Tavernier behauptet, daß Peru allein ihr Vaterland wäre; Chardin sagt im Gegentheil, daß man sie aus Pegu, Golkonda und der Küste von Koromandel bringe. Und von diesen Smaragden wollten die Alten zwölferley Arten haben. Plinius legt diesem Stein eine solche Härte bey, daß er nicht bearbeitet werden könne, und wir wissen, daß kein Stein ist, der leichter Risse bekommt, als der Smaragd. Uebrigens erzählen die Alten von diesem Steine viele Fabeln, die mit Stillschweigen übergangen werden können.

Drittes Kapitel.

Von der Baukunst.

Von der Baukunst der Egyptier.

Nachdem Sesostris seine Eroberungszüge vollendet, und sich auf denselbigen viele Kenntnisse erworben hatte, so bereicherte er Egypten nicht nur mit nützlichen Erfindungen, sondern unternahm auch große und kostbare Werke, theils um seinen Namen zu verewigen, theils um seinem Reiche Sicherheit und Bequemlichkeit zu verschaffen. Da Egypten auf der östlichen Seite offen war, so ließ er von Pelusium bis Heliopolis eine Mauer von 1500 Stadien aufführen. Er ließ auch sowohl zur Wässerung der Felder, als zur Bequemlichkeit der Handlung verschiedene Kanäle anlegen. Nach einigen Schriftstellern hatte Sesostris den Plan gemacht, das rothe Meer durch einen Kanal, der aus demselben in den Nil gieng, mit dem mittelländischen zu verbinden. Es unterblieb aber, und zwar, wie man sagt, wegen der Besorgniß, Egypten unter Wasser zu setzen, oder doch wenigstens das Nilwasser durch die Vermischung mit dem Seewasser

zum Trinken unbrauchbar zu machen. Die Vorfahren des Sesostris in der Regierung hatten sich begnügt, den Ueberschwemmungen des Nils Dämme entgegen zu setzen, um ihn zu verhindern, sich weiter zu verbreiten, als es nöthig war. Aber diese Dämme wurden oft durchbrochen, und dadurch die Städte grossen Gefahren ausgesetzt. Um diesem Uebel vorzukommen, hat Sesostris an vielen Orten Erddämme von beträchtlicher Höhe und Dicke aufwerfen lassen, den Einwohnern derjenigen Städte, welche von der Natur nicht geschützt waren, befohlen, sie zu verlassen, und sich auf den aufgeworfnen Dämmen Häuser zu bauen, um sich und ihre Heerden vor den Ueberschwemmungen in Sicherheit zu setzen. Diese mit unermeßlicher Mühe erhöhten, und wie Inseln mitten im Wasser erhabenen Städte gaben zur Zeit der Ueberschwemmung den schönsten und sonderbarsten Anblick. Obgleich der gegenwärtige Zustand Egyptens von dem alten sehr verschieden ist, so reden doch jetzt noch alle Reisebeschreiber mit Bewunderung von dem Anblicke, welchen das Land zur Zeit der Ueberschwemmung gibt.

Sesostris ließ auch viele Denkmale zur Verschönerung seines Reiches aufführen. In jeder Stadt wurde ein Tempel zur Ehre derjenigen Gottheit, die daselbst verehret wurde, erbaut. Der Tempel des Vulkans war durch die ungeheure Größe der Steine, aus welchen er zusammengesetzt war, besonders merkwürdig, ob man gleich von seiner Form und seinen Zierrathen nichts weiß. Die Stiftshütte der Israeliten kann uns von der Bauart der egyptischen Tempel einige Begriffe geben, ob sie gleich weiter nichts als ein grosses Zelt war. Sie war aber doch nach gewissen Regeln der Baukunst eingerichtet, und man kann sie als ein Muster von den morgenländischen Tempeln und Pallästen ansehen. Nach der Religion der Juden war Jehovah so wohl ihr Gott, als ihr König,

und die Stiftshütte sollte diesem doppelten Verhältniß ein Genüge leisten. So war es auch mit den Gebäuden in Orient, die sowohl zum Dienste der Götter, als zur Wohnung derselben bestimmt waren. Es war gewöhnlich, solche Gebäude mit zierlichen Säulen zu verschönern, dergleichen sich viele an der Stiftshütte befanden, die Füsse von Silber und Erz, und Kapitäler von Gold und Silber hatten. Der Schaft war von kostbarem Holz, und das Ganze der Stiftshütte war regelmässig und symmetrisch.

Sesostris lies auch zwey Obelisken hauen, deren jeder aus einem Stück Granit, und 180 Fuß hoch war, und zwar in der Absicht, um die Nachwelt von der Grösse seiner Thaten und der Menge der von ihm besiegten Nationen zu belehren. Die Obelisken gehören überhaupt unter die merkwürdigsten Werke des egyptischen Alterthums. Mestres soll nach dem Plinius den ersten haben errichten lassen. Derjenige, welchen Rameſſes zu Heliopolis errichten ließ, zeichnete sich vorzüglich aus. Dieser Fürst soll zur Zeit der Zerstörung von Troja regiert haben. Zu dieser Arbeit wurden 20000 Menschen gebraucht; die größte Schwierigkeit aber war, ihn aufzustellen. Um die Sache wunderbar zu machen, schmückte man sie mit einem Mährchen aus. Rameſſes soll nehmlich aus Furcht, die Maschinen möchten nicht im Stande seyn, eine solche Last zu heben und zu halten, seinen Sohn an die Spitze des Obeliskus haben binden lassen, um die Geschicklichkeit und Anstrengung der Arbeiter auf den höchsten Grad zu spannen, wodurch der Erfolg auch glücklich ausgefallen seyn soll. Dieser Obelisk wurde unter der Regierung des Konstantinus auf dem Nil nach Alexandria, und von seinen Sohn Constantius nach Rom gebracht, und mit unendlicher Mühe und Kosten auf dem Cirkus aufgestellt, da er in der Folge umfiel, so wurde er unter dem Pabst Sixtus V wieder aufgerichtet.

Die Obelisken sind die sonderbarsten Denkmäler des Alterthums. Viele haben bey dem Anblicke derselben geglaubt, die Egyptier hätten die Kunst verstanden, die Steine beynahe auf eben die Art zu giessen, wie man die Metalle gießt. Andere haben geglaubt, sie wären eine Art durch Kunst gemachter Steine, aus verschiedenen zerstossenen und nachher mit einer harten Kitte verbundenen Kieselsteinen zusammengesetzt, indem es gegenwärtig in der ganzen Welt keinen Steinbruch gebe, wo man Stücken von so ungeheurer Grösse fände. Allein es ist ja bekannt, daß Marmor und Steine sich nicht in den Fluß bringen und giessen lassen, wie Sand und Kieselsteine. Und wie ist es möglich, daß sich so ungeheure Massen so fest durch Kitt miteinander verbinden lassen, daß sie dem Zahn so vieler Jahrhunderte trotzen können? Uebrigens melden uns auch die alten Schriftsteller, wie sich die Egyptier die ungeheuren Massen zu den Obelisken verschaft haben. Nach dem Plinius haben sie den Granit dazu aus dem Gebirgen in Oberegypten genommen, und man hat auch die Steinbrüche entdeckt, aus welchen er genommen wurde. Reisende der neuern Zeiten haben in der Gebirgkette, welche Egypten gegen Abend begränzt, halbgehauene Säulen, und andere Stücken Granit, die von dem Gebirge sollten losgemacht werden, entdecket. Die Massen der Obelisken kamen also aus den Händen der Natur; die Kunst aber hat sie bearbeitet. Man hat daselbst nicht nöthig gehabt, erst die Erde durchzuwühlen, sondern man fand sie schon an den Seiten dieser Gebürge. Man wählte einen abhängigen Ort, haute ein Stück Granit von der beliebigen Höhe und Dicke zu, und der Nil half alsdann den Egyptiern diese ungeheuren Massen fortbringen. Zur Zeit seiner größten Höhe floß er an dem Fuß dieser Gebirge weg, und dann wurde ein Kanal gegraben, der sich an dem Orte endigte, wo der Obelisk lag, und der unter

dem

demselbigen durchgieng. Hierauf wurden zwey Flöße gemacht, auf welchen der Obelisk fortgeschaft wurde. Und da ganz Egypten von unzählichen Kanälen durchschnitten war, so konnte man diese schweren Massen fast überall auf den Flössen hinführen. Es ist aber zu bemerken, daß kein altes Volk den Geschmack der Egyptier an den Obelisken nachahmte; die Römer aber begnügten sich damit, sie in ihre Hauptstadt zu bringen, und daselbst mehr wegen ihrer Seltenheit, als wegen ihrer Schönheit aufzustellen.

Sesostris scheint auch der Urheber vieler Schönheiten der so berühmten oberegyptischen Stadt Theben gewesen zu seyn. Ihr Ursprung fällt in sehr entfernte Zeiten hinaus; nach langer Zeit mußte sie auf die Stufe der Pracht und des Glanzes gekommen seyn, welche die Alten so sehr rühmen. Zu den trojanischen Zeiten wurde Theben für eine der reichsten und bevölkertesten Städte gehalten. In Ansehung ihrer Grösse sind die Alten nicht einig. Homer gibt ihr hundert Thore; ob man gleich diese Bezeichnung nicht nach dem Buchstaben nehmen darf; doch zeigt es immer eine grosse und mächtige Stadt an. Er sagt auch: daß sie 20000 Streitwägen in das Feld stellen konnte. Alte Aufschriften sagen, daß Theben 700000 streitbare Männer in seinen Mauern gehabt habe, und Pomponius Mela läßt sie gar bis auf eine Million steigen. Aber dieß ist alles übertrieben; Herodot rechnet nicht mehr als 410000 streitbare Männer in ganz Egypten. Der Reichthum von Theben wird nicht nur von dem Homer, sondern auch fast von allen alten Schriftstellern sehr gerühmt. Diodor sagt, Sesostris habe dem Gott, den man zu Theben verehrte, ein Schiff zum Opfer gebracht, welches 280 Ellen lang, und von innen und aussen mit goldenen Platten belegt war. Auch von den Tempeln dieser Stadt macht er viel Rühmens. Der älteste und größte hatte 13 Stadien im Um-

kreise und 45 Ellen in der Höhe. Seine Mauern waren 24 Fuß dick. Alle Zierrathen desselbigen waren sowohl in Ansehung der kostbaren Materie, als der künstlichen Arbeit, der Majestät dieses Gebäudes, das noch zu der Zeit vorhanden war, als Diodor sich in Egypten befand, angemessen. Gegenwärtig treffen die Reisenden nichts als einen unförmlichen Haufen von Ruinen auf dem Platz, wo diese herrliche Stadt gestanden ist, an, aber unter diesen Ruinen viele merkwürdige Denkmäler.

In der Gegend dieser Stadt sollen auch die berühmten Gräber der alten Könige von Egypten sich befunden haben. Es sollen derselben 47 gewesen seyn; Diodor fand nur noch 17 übrig, von welchen viele bereits zerstört waren. Dieser griechische Schriftsteller hat die Beschreibung eines ältern Griechen von dem Grabmale eines gewissen Königes Osymandes aufbehalten, die merkwürdig ist. Der Eingang dazu war ein 200 Fuß langer und $67\frac{1}{2}$ Fuß hoher Vorsaal, der von dem prächtigsten Marmor erbaut war. Hierauf kam man in einen viereckigten mit Säulen umfangenen Platz, davon jede Seite 400 Fuß lang gewesen ist. Schlecht gearbeitete Figuren von Thieren vertraten die Stelle der Säulen, und trugen eine Decke, die aus 12 Fuß langen Steinen bestand. Goldene Sterne auf himmelblauen Grund gemahlt, bedeckten sie. Dann folgte ein zweiter Vorhof, wie der vorige, aber mehr mit Bildhauerarbeit geziert. Drey kolossalische in Stein gehauene Bilder zogen die Augen auf sich. Darunter war das sitzende 50 Fuß hohe Bildniß des Monarchen, der dieses Grabmal hatte erbauen lassen. Von dem zweiten Vorhof kam man in einen zweiten mit Säulen gezierten Platz, der noch schöner war, als der erstere. Die Mauern waren mit Bildhauerey en Basrelief geschmückt, welche die kriegerischen Thaten des Osymandes vorstellten. In der Mitte stund ein ungeheuer großer und künstlich gearbeiteter Altar von

Marmor.

Marmor. Aus diesem Platz gieng man durch 3 Thüren in einen Saal, dessen Decke von hohen Säulen getragen wurde. Er war einem Amphitheater ähnlich und hatte 200 Fuß in das Gevierte, war auch mit vielen hölzernen Figuren angefüllt, welche einer auf die Entscheidung aufmerksamen Rathsversammlung ähnlich schien. Von diesem Saal kam man in eine Gallerie, welche auf beyden Seiten Nebengemächer hatte, wo man auf Tafeln ausgesuchte und geschmackvolle Gerichte vorgestellt sahe. Hier erblickte man auch den Erbauer dieses Gebäudes zu den Füssen des Osiris liegen und ihm Opfer bringen. Ein anderes Gemach enthielt eine Sammlung der heiligen Bücher, und in deren Nähe die Bilder aller egyptischen Gottheiten, deren jeder der König ein anständiges Opfer brachte. Weiter hin war ein Saal, mit 20 Bettstellen, in welchen Statuen von verschiedenen Göttern lagen. Man glaubte, daß der Leichnam des Osymandes hier wäre beygesetzt worden. An diesem letzten Saal stießen viele Gemächer, in welchem die Bildniße der heiligen Thiere der Egyptier aufgestellt waren. Endlich kam man an einen Ort, welcher das eigentliche Grab des Osymandes ausgemacht haben soll. Dort sahe man einen Ring oder eine Krone von Gold, die eine Elle dick war, und 365 im Umkreise gehabt haben soll. Man sagte daß der persische König Kambyses, als er Egypten plünderte, diesen Schatz mitgenommen haben soll.

Unter den neuern Reisenden scheint Paul Lucas Ruinen von diesem alten Grabmal angetroffen und beschrieben zu haben. Nahe bey dem Dorf Andera, das nicht weit von dem alten Theben entfernt ist, sagt er, sieht man Ruinen eines ungeheuren und prächtigen Pallastes, der von einem grauen Granit erbaut war. Die Mauern sind mit Basreliefs von übernatürlicher Größe bedeckt. Man sieht in einem Vorhof Säulen von einer ungeheuren Dicke, und von dem Vorhof kommt man in einen grossen viereckig-

eckigten Saal, wo 3 Thüren nach verschiedenen Gemächern führen u. s. w. Herr Granger hat eine noch genauere Beschreibung von diesen Ruinen gemacht, und ob er gleich glaubet, daß es Ueberbleibsel von einem Isistempel wären, so kommt doch auch seine Beschreibung mit der Schilderung, welche Diodor von dem Grabmal des Osymandes gegeben hat, ziemlich überein. Pokok will behaupten, daß das Grabmahl des Osymandes noch ganz vorhanden sey; ja er will es so gar untersucht und ausgemessen haben; allein seine Erzählung ist so weitschweifig, dunkel und hypothetisch, daß man sich nicht überzeugen kann.

Man findet aber in der Gegend des alten Theben noch andere merkwürdige Ruinen. Zwey Missionarien reden von Denkmälern, welche sie in der Gegend des Dorfes Luxor, das auf den Ruinen von Theben erbauet seyn soll, folgendes: wir haben in einem Saal, dessen Wände mit halb erhobenen Bildern und Hieroglyphen von oben bis unten bedeckt waren, ungefähr 120 Säulen gezählt, auch viele marmorne Bildsäulen in der Größe von 3 Menschenlängen angetroffen, unter denen zwey 56 Fuß hoch waren, ob sie gleich auf Stühlen saßen. Einer dieser Reisebeschreiber redet hierauf von einem andern Gebäude, das der Pallast eines Königes gewesen seyn soll. Es hat dasselbige viele Zugänge, die von Sphynxen in einer Linie, mit den Köpfen gegen den Gang gekehret, gemacht werden. Jeder ist 21 Fuß lang, und steht von dem andern ungefähr 2 Schritte entfernt. Jede Seite des Gangs besteht aus 60 Sphynxen. Die Thore des Pallastes sind von einer ausserordentlichen Höhe, aus ungeheuren Steinen erbaut. Eben dieser Reisende bemerkt, daß die Vorderseiten der Tempel, welche er hier sah, nicht reich an Zierrathen der Baukunst waren; aber sie waren so geräumig, daß 3000 Menschen auf dem Dache derselbigen stehen könnten.

Nahe bey dem Dorfe Herman bemerkte Paul Lukas die Ruinen eines grossen und weitläuftigen Gebäudes, wo man von allen Seiten nichts als einen ungeheuren Haufen von Steinen und Säulen aus einem der schönsten Marmor gewahr wird. Die noch stehenden Säulen sind von einer ungewöhnlichen Dicke, und ganz mit Figuren und Hieroglyphen bedeckt. Die Kapitäler derselben unterscheiden sich von allen griechischen und römischen Säulenordnungen. Ferner redet Granger auch von einem prächtigen Pallaste, dessen Ruinen man 2 bis 3 Stunden von Luxor siehet, wobey es merkwürdig ist, daß er Säulen nach der korinthischen, und sogar nach der zusammengesetzten Ordnung gesehen haben will, da es doch bekannt ist, daß die Baukunst der Egyptier von der Baukunst der Griechen und Römer ganz verschieden war. Man könnte daher auf die Gedanken kommen, daß diese Denkmäler nicht von den alten Beherrschern Egyptens, sondern von den Ptolemäern und den römischen Kaisern herkommen, unter deren Regierung ebenfalls prächtige Gebäude in Egypten aufgeführt worden sind. Was die Vermischung der egyptischen, griechischen und römischen Baukunst anbetrift, so kann man sie leicht erklären, wenn man annimmt, daß diese Werke, ob sie gleich von Griechen und Römern erbaut worden sind, doch allemal den Geschmack der Egyptier angemessen seyn mußten. Vielleicht haben auch die Ptolemäer und römischen Kaiser viele alte Gebäude in Egypten ausbessern lassen.

Von dem Zustande der Baukunst in klein Asien.

In unserer Periode läßt sich von der Baukunst in Asien nicht viel merkwürdiges sagen, weil die alten Schriftsteller wenig Stoff dazu liefern, und das, was sie erzählen, nicht genug entwickelt ist. So sagt z. B. Homer in der Beschreibung des Pallastes des Priamus, daß bey

dem

dem Eingange 50 wohlgebaute Zimmer waren, in welchen seine Prinzen mit ihren Weibern wohnten, und daß hinten im Hofe zwölf andere Wohnungen für die Schwiegersöhne des Königes gewesen sind. Man kann aber aus dieser Nachricht nicht abnehmen, mit welcher Pracht und in welchem Geschmacke dieser Pallast erbaut gewesen ist. Nur das bemerkt Homer, daß der Pallast mit bedeckten Gängen umgeben war, und daß die Steine mit Fleiß bearbeitet gewesen sind. Niemals redet Homer von äusserlichen Zierrathen der Gebäude, und vermuthlich hat damals die Pracht derselbigen mehr in ihrem weiten Umfange, als in Regelmässigkeit und architektonischen Verzierungen bestanden. Auch in seiner Beschreibung des Pallastes des Alcinous bemerket man nichts, das eine direkte Beziehung auf die Schönheit und Pracht der Architektur hätte. Die Schönheit dieses Gebäudes bestand blos in der Vortreflichkeit der Materialien und den innern Zierrathen.

Eherne Wände liefen an ieglicher Seite des Hauses
Tief hinein von der Schwelle, gekrönt mit blauen Gesimse.
Eine goldene Pforte verschloß die innere Wohnung;
Silberne Pfosten, gepflanzt auf ihrer ehernen Schwelle,
Trugen den silbernen Kranz; der Ring der Pforte war golden.

Daraus läßt sich schliessen, daß die Schönheiten der Architektur zu den Zeiten des Homers wenig bekannt gewesen sind.

Viertes Kapitel.

Von der Metallurgie.

Diese Wissenschaft hat frühzeitig schnelle Vorschritte gemacht. Schon die Israeliten in der Wüste wußten Metalle zu bearbeiten; sie verstanden die Kunst, das Gold zu reinigen, es mit dem Hammer zu schlagen, es zu schmelzen u. s. w. Auch das errichtete goldene Kalb ist ein Beweis von metallurgischen Kenntnissen, welche

sie

sie sich in Egypten erworben hatten. Was in den mosaischen Schriften von der Zernichtung des goldenen Kalbes gesetzt wird, daß Moses dasselbige zu Pulver gemacht, und dieses alsdann mit Wasser vermischt, den Israeliten zu trinken gegeben habe, ist merkwürdig, da es bekannt ist, wie schwer eine solche Operation sey. Die Ausleger haben sich sehr gequält, um die Art zu erforschen, wie Moses bey diesem chemischen Proceß zu Werke gegangen ist, und sind auf sehr viele Muthmassungen verfallen. Ein geschickter Chemikus erklärt die Sache so. Moses soll sich eines Baums bedient haben, welcher im Morgenlande, und überhaupt in der Nähe des Nils häufig anzutreffen ist. Daß die Israeliten dieses aufgelöste Gold trinken mußten, war eine Verstärkung der Strafe ihres Ungehorsams; denn es hatte einen abscheulichen Geschmack. Das Zinn wurde in den ältesten Zeiten zu verschiedenen Gebrauche angewendet, wie es Moses und Homer bezeuget.

Fünftes Kapitel.

Von der Bildhauerey, Goldschmidsarbeit und Malerey.

Von der Bildhauerey.

Die Egyptier haben immer an kolossalischen Bildnissen Geschmack gefunden. Sesostris hatte, nach dem Diodor und Herodot vor dem Tempel des Vulkans sein und seiner Gemahlin Bildnisse, die aus einem einzigen Steine und 30 Eln hoch waren, aufstellen lassen. Die Bildnisse seiner Kinder waren 20 Eln hoch). — Von einem ganz besondern egyptischen Monument redet Klemens von Alexandria. Es habe nemlich Sesostris aus den Ländern, welche er als Eroberer durchzog, gute Künstler weggeführt, und den geschicktesten darunter aufgetragen, die Bildsäule des Osiris zu verfertigen. Dieser

ser habe nun alle Arten der Metalle und Edelsteine dazu genommen, besonders aber auch die Specereyen, womit die Leichname des Osiris und Apis einbalsamirt waren. Das Ganze aber soll eine himmelblaue Farbe gehabt haben — und sieht einem Mährchen ähnlich.

In Asien muß in den Zeiten, von welchen wir gegenwärtig reden, die Bildhauerkunst sehr bekannt gewesen seyn. Die Israeliten hatten das goldene Kalb gegossen, und Moses setzte auf die Bundeslade goldene Cherubim. Homer redet von einer Statue der Minerva, welche von den Trojanern verehrt wurde. In den Pallast des Alcinous setzt er goldene Statuen, welche Jünglinge vorstellten, die Fackeln hielten, um die Nacht zu erleuchten. Zur Zeit des Pausanias sahe man noch in der Stadt Argos einen Jupiter von Holz, der in dem Pallast des Priamus zu Troja soll gefunden worden seyn. Was die Gestalt des goldenen Kalbes anbetrift, so ist wahrscheinlich, daß es Aehnlichkeit mit dem in Egypten so heilig verehrten Stier Apis hatte. Ob sich gleich die Geschichtschreiber über alle diese Werke der Bildhauerkunst nicht näher erklärt haben, so läßt sich doch vermuthen, daß sie in einem sehr mittelmässigen Geschmack gearbeitet, und von aller Zierlichkeit und Anmuth entblößt waren. Wahrscheinlich ist es, daß die Natur der Minerva, wovon Homer redet, das bekannte Palladium war, und dasselbige war, nach dem Apollo Sorus in dem Geschmack der egyptischen Statuen verfertiget, mit ungetrennten Füssen und Schenkeln.

Von der Goldschmidtsarbeit.

Prachtliebe und Ueppigkeit hat dieser Kunst ihren Ursprung gegeben. Um zu beweisen, wie groß die Werke dieser Kunst in den Jahrhunderten waren, von denen wir jetzt reden, würde in grosse Weitläuftigkeiten führen. Moses erzählt, daß die Israeliten bey ihrem

Auszug aus Egypten eine grosse Menge goldener und silberner Gefässe von den Egyptern geborgt hätten, und Homer spricht in der Odyssee von einer Menge Geschenke, welche Menelaus in Egypten erhalten hatte. Der König zu Theben gibt dem Menelaus zwey grosse silberne Schaalen und zwey goldene Dreyfüsse, und seine Gemahlin Alkandra machte der Helena ein Geschenk mit einem goldenen Spinnrocken und einem silbernen Korb mit künstlichgearbeiteten goldenem Rande. Die Israeliten haben vielen goldenen und silbernen Schmuck aus Egypten gebracht, welchen sie zur Verfertigung der gottesdienstlichen Gefässe und Geräthschaften genommen haben. Um die Bundeslade lief ein goldener Kranz; der Schaubrodtisch war mit einer durchbrochenen goldenen Einfassung gezieret, und der Leuchter mit sieben Armen vom Golde war sehr künstlich und sinnreich zusammengesetzt.

Auch asiatische Völker hatten es in künstlichen Arbeiten von Metall weit gebracht. Die von dem Homer gerühmten Kunstwerke, Waffen, Schalen und Gefäße kamen aus Asien. Auch Herodot rühmt den prächtigen Thron des Midas, womit er dem Tempel zu Delphi ein Geschenk gemacht hat. Ueberhaupt gibt Homer den Asiaten zierlichere und kostbarere Waffen, als seinen Griechen. Bey seiner Beschreibung des achilleischen Schildes muß er Muster von solchen künstlichen Arbeiten vor Augen gehabt haben. Dieser Schild zeigt aber auch am besten den Zustand und den Wachsthum der Künste in der gegenwärtigen Epoche. Ohne der Kostbarkeit und der Mannichfaltigkeit der Zeichnung zu gedenken, muß man die Verschiedenheit der Metalle bemerken, aus welchen ihn der Dichter zusammensetzen läßt; es ist Kupfer, Zinn, Silber und Gold dazu genommen.

Von der Malerey.

Der Ursprung der Malerey ist ein schweres Problem. Ueber die Zeit ihrer Erfindung, und über das Volk, welchem man sie zu verdanken hat, schwebt eine grosse Dunkelheit. Einige schreiben sie den Egyptiern, andere den Griechen zu. In Ansehung der Zeit behaupten einige, daß die Erfindung der Malerey vor dem trojanischen Krieg hergegangen sey, andere glauben, es sey später geschehen. Es muß aber vor allem der Sinn des Wortes Malerey festgesetzt werden. Sie ist die Kunst, auf einer platten Fläche vermittelst der Farben die Gegenstände so vorzustellen, wie sie uns von der Natur gestaltet und gefärbet erscheinen. Diodor sagt in der Beschreibung des Grabmales des Osymandes, daß die Decke desselben mit Sternen auf blauen Grunde besäet gewesen sey. Man könnte zwar sein Zeugniß, da es sich auf eine Nachricht des sehr unzuverlässigen Hekatäus stützt, für verdächtig halten; wenn man es aber auch annimmt, so kann doch nichts dadurch bewiesen werden. Wir wissen ja nicht, wann dieses Grabmal erbaut worden ist; und aus dem blossen Anstrich einer Farbe, worauf Gold- oder Silberblätchen befestiget waren, läßt sich noch auf keine Malerey schließen. In den noch vorhandenen Ruinen der grossen Palläste in Oberegypten sieht man, nach dem Berichte eines Reisenden, Gemälde von den lebhaftesten Farben. Wenn dem auch so ist, so sind diese Gemälde wahrscheinlich das Werk griechischer Künstler, die unter den Ptolemäern und auch später nach Egypten gekommen sind, welche Vermuthung dadurch wahrscheinlich wird, daß ein Reisebeschreiber versichert, daß er Säulen von korinthischer Ordnung gesehen habe. Ein anderer Reisender brachte griechische Aufschriften mit, welche er in einem alten Pallast, wo er ebenfalls Gemälde sah, gefunden hat. Daher entscheiden diese Malereyen nichts für das hohe Alterthum dieser Kunst in Egypten.

Man

Man will noch andere Beweise führen, daß diese Kunst in dieser Periode schon bekannt gewesen sey; allein sie bestehen aus blossen Muthmassungen, die man aus einigen Stellen des Homers ziehen will. Man beruft sich auf die gestickten Tücher der Helena und Andromeda, auf die Beschreibung des Schilds des Achilles und andere Stellen dieses Dichters. Allein, waren wohl die Stickereyen, von welchen Homer redet, aus verschiedenen Farben zusammengesetzt, oder schattirt? Man hat Ursache, daran zu zweifeln. Diese Zeichnungen waren wahrscheinlich von einerley Farbe, und nur von dem Grunde, worauf sie gestickt waren, verschieden. Homer thut auch in den Stellen, wo er von dergleichen Arbeiten redet, jederzeit nur einer einfärbigen Wolle Erwähnung. In der Odyssee bringt man der Helena ein Körbchen mit Knäueln von sehr fein gesponnener Wolle, ohne daß er durch ein Beywort die verschiedenen Farben derselbigen andeutet. Die aus dem Schilde des Achilles gezogenen Schlüsse sind nicht richtiger. Er war nichts als ein Werk der Goldschmidtskunst, und was er von der Verschiedenheit der Farben sagt, läßt sich vollkommen theils durch die Wirkung des Feuers auf die Metalle, theils durch ihre Vermischung erklären. Die Art, wie Homer einen auf dem Schilde vorgestellten Weinstock schildert, läßt sich blos durch die Vermischung der Metalle und die Farbe, welche die Wirkung des Feuers ihnen geben kann, erklären: die Stöcke sind von Gold, die Beeren der dunkeln Trauben sind geschliffener Stahl, und die Pfähle sind Silber. Von den Blättern des Weinstocks sagt der Dichter nichts; vermuthlich waren sie, wie die Stöcke, von Gold. Sogar alle die Personen, welche Homer in dieser Komposition angebracht hat, bis auf die Hirten einer Heerde, sind von Gold. Zum Beweis, daß Homer niemals die eigentliche Malerey im Sinn gehabt habe, und daß sie ihm gar nicht be-

kannt war, dienet dieses, daß die Wörter, welche in der griechischen Sprache diese Kunst bezeichnen, in seinen Gedichten gar nicht vorkommen; ζωγραφος steht weder in der Ilias noch in der Odyssee; und γραφειν heißt bey ihm blos eine Sache vorstellen. Schon Plinius hat, bemerkt, daß dieser Dichter nur selten von Farben rede. Wäre die Malerey schon zu seiner Zeit gebräuchlich gewesen, so würde er gewiß nicht versäumet haben, von einer so bewunderungswürdigen Kunst zu reden, da er sich es so angelegen seyn lässet, die Kunstwerke zu beschreiben. Es ist wahr, man hat schon Holz und andere Materialien mit Farben angestrichen. So waren die Schiffe der Griechen zur Zeit des trojanischen Kriegs roth angestrichen. Wer wird aber dieses eine Malerey nennen?

Man darf nur einen Blick auf die Geschichte werfen, um sich zu überzeugen, daß die Malerey in den Zeiten, wovon gegenwärtig die Rede ist, noch unbekannt war. Eine Menge Denkmäler bezeugen den häufigen Gebrauch des Meissels, des Grabstichels und der Bildhauerey; aber in Ansehung der Malerey findet man nicht die geringste Spur. Auch in den ältesten heiligen Büchern der Juden findet man nichts von Gemälden. Endlich thut noch das Zeugniß eines Schriftstellers, der ein grosser Kenner des Alterthums war, des Plinius, für unsere Meinung ebenfalls den Ausspruch, indem er versichert, daß die Kunst zu mahlen zur Zeit des trojanischen Kriegs noch nicht erfunden gewesen sey.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Zustand der Künste in Griechenland.

In der Geschichte der Egyptier und asiatischen Nationen findet man wenig Licht über das Wachsthum der Künste verbreitet; man kann daher auch den Weg, den der menschliche Verstand gegangen ist, nicht kennen lernen, und die Stufen desselbigen sind aus Mangel historischer Denkmäler und Nachrichten nicht kenntlich genug. Die griechischen Völkerschaften geben uns mehr Licht. Von der Zeit an, als sie anfiengen, den Zustand der Barbarey zu verlassen, bis auf die letzte Epoche ihrer Geschichte, kann man die Fortschritte ihrer Einsichten verfolgen. Freilich haben die Fabeln die ersten Nachrichten der griechischen Geschichte sehr verunstaltet, und es herrschet sowohl in Ansehung der Zeit, als der ersten Erfinder ein grosser Widerspruch; doch kann man noch immer mit Hülfe der Kritik manche Wahrheit aus diesen Fabeln herausfinden. Die Griechen können sich als die Erfinder weniger Künste rühmen; denn sie haben sie größtentheils aus Egypten und Asien erhalten. Aber der Grad der Vollkommenheit, auf welchen sie diese ihnen von andern Völkern mitgetheilten Entdeckungen gebracht haben, hält sie für die Ehre der ersten Erfindung hinlänglich schadlos. Der Wachsthum der Künste unter den Griechen war langsam. Von den ersten Jahrhunderten nach der Sündfluth an herrschte in Asien und Egypten Pracht; aber in Griechenland nicht. Statt der grossen und prächtigen Werke, von welchen wir bisher geredet haben, zeigen sich uns in Griechenland nur simple Gegenstände und ungeschickte Arbeiten, welche der geringen Einsicht angemessen sind, welche eine Nation, die erst anfängt, die Barbarey abzulegen, von den Künsten haben kann.

Erstes Kapitel.

Vom Feldbau.

Die ersten Einwohner von Griechenland waren, wie schon gesagt worden ist, rohe Barbaren, welche sich von wildwachsenden Wurzeln, Früchten und Kräutern ernährten. Egyptische Kolonisten hatten wahrscheinlich die erste Kenntniß von Künsten nach Griechenland gebracht; allein diese ersten Keime konnten nicht gedeihen, da durch die Zerstörung des Reiches der Titanen Griechenland aufs neue in einen anarchischen Zustand und Unwissenheit gestürzt wurde. Doch wurden darauf die Einwohner durch andere Kolonisten, die einige Zeit nachher aus Asien und Egypten hinüber kamen, wieder aus dieser Barbarey gezogen, indem sie sich mit den alten Einwohnern vermischten. Es vereinigten sich nun Gesellschaften in verschiedenen Gegenden, und die Oberhäupter derselbigen theilten ihren Untergebenen die nöthigsten Kenntnisse mit. So wurde Griechenland nach und nach gesitteter, und bereicherte sich nach und nach mit den Entdeckungen Asiens und Egyptens. Nun bekam alles eine andere Gestalt; die Menschen wurden menschlicher, die Künste faßten einen festen Fuß, und wurden so gar vollkommener.

Die Griechen hatten ihre Kenntniße und Künste von asiatischen Völkern und den Egyptiern erhalten, und auch sie haben, nach dem Beyspiele aller alten Völker den Ursprung derselbigen den Göttern zugeschrieben. Dieß hat nun die Geschichte sehr dunkel gemacht. Die Oberhäupter der ersten Kolonien, welche nach Griechenland kamen, brachten zugleich mit den Künsten auch die Gottesverehrung mit, welche in ihren Mutterländern gebräuchlich war. Diese Götter waren aber größtentheils Menschen, die man aus Dankbarkeit gegen ihre nützlichen Erfindungen vergöttert hatte. Die ersten Anlagen

zur

zur Kultur dauerten nicht lange, da das Reich der Titanen nach zwey bis drey Generationen wieder verlosch, und Griechenland wieder in seinen alten Zustand verfiel. Die Unwissenheit, eine Schwester der Anarchie, brachte die Begebenheiten in Vergessenheit, so daß nur ein dunkles Andenken davon übrig blieb. Und so vermischten hernach die Griechen diejenigen, welche sie die Künste gelehrt hatten, mit den Göttern, durch deren Schickung sie zu ihnen gekommen waren; welches die erste Ursache der Verwirrung war.

Nach den Titanen kamen neue Kolonien nach Griechenland, und die Anführer derselben brachten ebenfalls ihre vaterländischen Künste und Götter mit sich. Weil sie aber fast eben daher kamen, wo die vorigen hergekommen waren, so ist auch der Götterdienst, den diese neuen Kolonien eingeführt haben, weder in Ansehung seiner Art, noch in Ansehung seiner Ursachen von dem verschieden gewesen, welchen die titanischen Fürsten eingeführt hatten. Dieß wurde eine neue Quelle von Dunkelheiten. Unbemerkt bekamen die egyptischen und phönizischen Gottheiten, mit der Veränderung ihres Aufenthaltes, auch neue Namen. Die Griechen eigneten sich dieselbigen zu, und gaben ihnen einen griechischen Ursprung. Man verstellte die Geschichte dieser alten Götter, und dadurch wurde die wahre Beschaffenheit der Dinge vergessen. Die Dichter trugen nicht wenig dazu bey, daß sich der Ursprung der aus Egypten und Phönizien gebrachten Götter verlohr, indem sie verschiedene Umstände erfanden, und alles in ein dichterisches Gewand kleideten. Erst spät fiengen die Griechen an, die Geschichte zu bearbeiten, und da hatte man die Begebenheiten der ältesten Zeiten schon ganz aus den Augen verlohren. Einsichtsvollere Schriftsteller unter den Griechen haben eingesehen, daß ihre Götter aus dem Morgenlande gekommen sind; aber das Volk hatte einmal eine

andere Meinung angenommen. Daher kommt der ungeheure Mischmasch von den ungereimtesten Abentheuren, wodurch die Geschichte der griechischen Götter in den meisten Schriften des Alterthums angefüllt ist.

Vom Ackerbau.

Nach der gemeinen Meinung hatten die Griechen die Kenntniß des Ackerbaus der Ceres, einer sicilianischen Fürstin, zu verdanken; und Triptolemus aus Eleusis wird ihr zum Vertrauten und Lehrling gegeben. Sie sollen die Griechen alles, was zum Feldbau und zum Brodbachen gehört, gelehrt haben. Die Athenienser rühmen sich, diese Kenntnisse zuerst gehabt, und den übrigen Griechen mitgetheilt zu haben. Allein diese gewöhnliche Meinung ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden.

Einige alte Nachrichten legen die Einführung des Ackerbaus in Griechenland dem Bacchus; Plinius dem Athenienser Buzyges bei; die Argiver und Phereater aber machten den Athenienfern den Ruhm, den Ackerbau zuerst gekannt zu haben, streitig. Auch in Ansehung der Zeit dieser Erfindung finden sich Widersprüche. Wenn man der gemeinen Meinung folgt, welche der Ceres die Erfindung zuschreibt, so ist man über das Zeitalter derselben ungewiß. Die Parischen Marmore, Justin und andere setzen die Ankunft der Ceres unter die Regierung des Erechteus, des sechsten Königes zu Athen, ungefähr 1400 Jahre vor Christi Geburt. Aber dieser Zeitpunkt stehet mit andern Umständen im geraden Widerspruch. Fabel und Geschichte stimmen überein, daß Ceres in die Zeiten der Titanen, des Saturnus, Jupiter u. s. w. gehöre, daß sie dieselben den Ackerbau gelehret, und bald darauf mit ihnen die Ehre der Gottheit getheilet habe. Schon vor den Söhnen des Phoroneus hat Ceres Tempel gehabt, und Phoroneus wurde für den ersten

Sterb-

Sterblichen gehalten, der in Griechenland regierte. Herodot macht freilich die Verehrung dieser Göttin so alt nicht, und sagt, sie sey durch die Danaiden nach Griechenland gebracht worden; aber doch geht diese Begebenheit mehr als 100 Jahre vor dem Erechteus her. Den Triptolemus machen einige Schriftsteller zu einem Sohn des Oceanus, worunter man damals einen Mann verstand, der über die See hergekommen war. Die Ankunft des Kadmus in Griechenland fällt in das Jahr 1519 vor Christi Geburt. Aus seiner fabelhaften Geschichte sieht man doch so viel, daß zu seiner Zeit der Getraidebau bekannt gewesen seyn müsse, da er die Erde umgepflügt hat, um Drachenzähne darein zu säen. Nach einigen Schriftstellern wird Myles der Sohn des ersten Lacedämonischen Königes Lelex für den Erfinder der Mühlen gehalten, und die Regierung dieses Fürsten ist 100 Jahre älter, als die Zeit, in welche gewöhnlich die Ankunft der Ceres in Griechenland gesetzt wird. Natürlich war zwischen der Erfindung des Ackerbaues und der Mühle ein Zwischenraum, weil alle andere Völker zuerst das Getreide auf keine andere Art, als durch Rösten, zum Genuß zuzubereiten wußten.

Daraus sollte man schliessen, daß der Ursprung des Ackerbaues in Griechenland viel älter sey, als man gewöhnlich annimmt; daß diese Kunst daselbst unterbrochen wurde, und daß das Vorgeben der Athenienser, daß sie den ganzen übrigen Griechenlande den Ackerbau gelehrt hätten, nicht gegründet sey. Die erste Kenntniß des Ackerbaus scheint in die Zeiten der Kolonien zu fallen, welche aus Egypten kamen, wo der Ackerbau von den ersten Zeiten her bekannt war. Sie lernten denselbigen, so wie die Verehrung ihrer Götter, die Griechen kennen. Daher sagen auch die meisten alten Schriftsteller, daß die griechische Ceres mit der egyptischen Isis einerley sey. Auf die Verlöschung der Titanen folgte wieder

Barbarey und Anarchie, bis die Kolonien aus Agypten und Phönizien kamen, und sich in Griechenland niederliessen. Diese suchten die verlohrne Kenntniß des Ackerbaus wieder einzuführen, und zwar nicht ohne Mühe; denn Triptolemus soll vielen Widerstand gefunden haben, indem die Fabel sagt, Ceres habe ihn auf einem mit Drachen bespannten Wagen durch die Luft wegführen lassen, um ihn den Gefahren zu entziehen. Auch Bacchus kam in Gefahr, als er die Griechen den Ackerbau lehren wollte; denn Wilde ändern ihre Sitten ungern, und freye Leute, welche an ein freyes Leben gewöhnt waren, fanden an den mühseligen Arbeiten des Feldbaues keinen Geschmack.

Die erste der neuen Kolonien wurde von dem Kekrops angeführt, der 1582 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung nach Attika kam. Cicero sagt, er habe in Griechenland die Gewohnheit eingeführt, Getreide auf die Gräber der Todten, wenn man sie begrub, zu säen; aber es muß ihn doch vielleicht die Unfruchtbarkeit des Bodens in Attika vom Getreidebau abgeschreckt haben, weil er sein Getreide aus Sicilien und Afrika gezogen haben soll. Oelbäume schlugen ihm besser an. Daher führte er die Verehrung der Minerva ein, von welcher die Tradition sagte, daß sie den Oelbaum hervorgebracht habe. Nach dem Kekrops kam Kadmus aus Phönizien und Danaus aus Egypten; jener ließ sich in Boeotien, und dieser in Argolis nieder. Wahrscheinlich haben sie beyde den Ackerbau in ihre neuen Niederlassungen mitgebracht. Ungefähr 173 Jahre nach dem Kekrops langte Erechtheus, der Anführer einer neuen egyptischen Kolonie, mit einer Flotte, die mit Getreide beladen war, in Attika an, und befreite das Land von einer gerade damals herrschenden Hungersnoth. Aus Dankbarkeit erhoben ihn die Athenienser auf den Thron. Und nun gab er sich alle Mühe, die Athenienser an dem

Acker-

Ackerbau zu gewöhnen. Er soll auch die Athenienser gelehrt haben, die Ceres zu verehren und zu Eleusis den geheimen Gottesdienst dieser Göttin eingeführt haben. Die Ceres der Griechen war, wie wir schon gesagt haben, mit der Isis der Egyptier einerley; daher war es natürlich, daß Erechtheus den Dienst der Isis einführte. Da aber der Ursprung des Ackerbaus und der Verehrung der Ceres in Griechenland viel älter, als Erechtheus sind, so kann man die Einführung des geheimen Dienstes zu Eleusis, und die Kenntniß des Ackerbaues unter dem Erechtheus für nichts anders, als eine Erneuerung der alten Gebräuche ansehen.

Die Gerste ist die erste Sorte des Getreides, welche die Griechen bauten, und die Ebene von Rharia war die erste Gegend, die in dem Athenienſischen Gebiete besäet wurde. Pausanias sagt, daß man zum Angedenken der ersten Versuche im Ackerbau diejenige Art Kuchen, deren sich die Athenienser bey ihren Opfern bedienten, noch zu seiner Zeit von der Gerste machte, welche auf den Feldern zu Rharia gewachsen ist. Haber scheinen die Griechen zu der Zeit, von welcher wir jetzt reden, noch nicht gekannt zu haben. Zur Zeit des trojanischen Kriegs war Gerste das gewöhnliche Futter der Pferde.

Homer und Hesiod geben uns allein einige Nachrichten von der Art, wie das Feld in Griechenland gebaut worden ist. Es scheint, man habe das Feld dreymal umgearbeitet. Man hatte zwey Arten des Pfluges; die eine bestund nur aus einem einzigen Stück, aber die andere aus zwey Stücken, die so zusammengesetzt waren, daß das eine den eigentlichen Pflug machte, und das andere dazu diente, die Ochsen daran zu spannen. Diese Pflüge waren sehr simpel, hatten keine Räder, und es scheint auch kein Eisen dazu gekommen zu seyn. Die Maulesel wurden am gewöhnlichsten vor den Pflug gespannt.

spannt. Die Egge war den Griechen unbekannt; dennoch Hesiodus läßt einen jungen Sklaven den auf der Oberfläche des Feldes hingestreuten Saamen mit einem Spaten bedecken. Das Düngen der Felder ist alt, Plinius macht den Augias zum Erfinder desselbigen. Cicero und Plinius bemerken, daß schon Homer von Düngen geredet habe. Bey der Erndte banden die Griechen das Getreide nicht in Garben, sondern legten es in Körbe, und an statt dasselbige zu dreschen, ließen sie es durch Ochsen treten. Ihre Wanne war wahrscheinlich einer Schaufel ähnlich.

Ursprünglich kannte man das Mehl nicht, sondern es wurden die Körner frisch und halb geröstet geessen. Nachher zerstieß man sie mit Stempeln in Mörsern, bis man sich nach und nach der Handmühlen zu bedienen anfieng. Diese anfangs sehr unvollkommenen Maschinen soll Myles, der Sohn des ersten lacedämonischen Königs, erfunden haben. In Griechenland, so wie in Egypten, waren es hauptsächlich die Weibspersonen, welche sich mit dem Mahlen des Getreides beschäftigten. In Griechenland wurde das Getreide vor dem Mahlen in Wasser eingeweicht, dann ließ man es einen ganzen Monat hindurch trocknen, worauf es geröstet, und endlich in die Mühle gebracht wurde. Die Zeit, wenn die Kunst des Brodbachens in Griechenland bekannt wurde, kann nicht bestimmt werden; die Sage schrieb diese Erfindung den Pan zu. Aus dem Homer erhellt, daß diese Kunst ziemlich alt war.

Von der Kunst, Wein zu machen.

Auch die Ehre dieser Erfindung haben sich die Athenienser zugeeignet, und setzen die Zeit unter die Regierung des Pandions, des fünften athenienſischen Königs, 1463 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Einige

nannten

nannten als Erfinder den Bacchus, andere den Thracier Eumolpus, der sich in Attika niedergelassen hatte. Die meisten alten Schriftsteller nennen Bacchus den Erfinder des Weinbaues. Es haben mehrere diesen Namen geführt, und alle wurden für Söhne des Jupiters gehalten. Daraus ließe sich schließen, daß diese Erfindung in die Zeit der Titanen fällt, und daß die Kenntniß derselben bey der auf die Verlöschung der Titanen gefolgten Verwirrung wieder verlohren gegangen ist. Durch neue Kolonien wurden die Künste wieder nach Griechenland gebracht, und vermuthlich ist Böotien die erste Gegend in Griechenland gewesen, wo wieder Wein gebauet wurde. Kadmus hatte die Kenntniß davon mitgebracht, und daher auch den Dienst des Bacchus eingeführt, welchen eine asiatische Sage zum Weinerfinder gemacht hatte.

Die Griechen sind bey der Bereitung des Weins folgendermassen zu Werke gegangen. Wenn sie die Trauben abgeschnitten hatten, so ließen sie dieselben zehn Tage in der Sonne liegen, darauf wurden sie fünf Tage lang in den Schatten gebracht, und am sechsten wurden sie eingetreten. Dieß war ein mühsames und unbequemes Verfahren. Da man noch nichts von hölzernen Fässern wußte, so wurde der Wein in Schläuche, oder in grosse irdene Gefässe gethan, welche besonders zu Athen verfertiget wurden. Daher war aber auch die Verführung des Weins wegen der Zerbrechlichkeit der Gefäße beschwerlicher, und die Aufbehaltung wegen der aus Thierhäuten verfertigten Schläuche, die leicht einen widrigen Geruch annehmen, unsicherer.

Nach einigen Schriftstellern soll Bacchus die Griechen auch, nach dem Beyspiele des Osiris, gelehrt haben, aus Wasser und Gerste ein dem Weine ähnliches Getränke zu machen. Nach dem Ovidius hat der Ceres auf ihrer langen Reise eine alte Frau einen Trank von geröstetem

Korn

Korn oder Malz gereichet. Es ist aber zu bezweifeln, ob die Kenntniß des Biers in Griechenland so alt gewesen ist, als einige Schriftsteller vorgeben; denn Homer redet niemals davon.

Von dem Oele.

Das Pflanzen des Oelbaums, und die Kunst, aus seiner Frucht Oel zu bereiten, ist gewiß ursprünglich athenienſisch. In Attika wurde dieser Theil des Feldbaues zuerst bekannt, und zwar durch den Kekrops, der aus der egyptischen Stadt Sais kam, deren Einwohner sich hauptsächlich mit dem Oelbau beschäftigten. Und in kurzer Zeit wurde Athen wegen seines vortreflichen Oeles berühmt. Das fabelhafte Alterthum schreibt der Minerva die Entdeckung des Oelbaumes zu, und nach einer Dichtersage soll Minerva und Neptun über die Ehre, der Stadt Athen einen Namen zu geben, gestritten haben. Dieser Streit wäre, einige sagen, durch den Kekrops, andere, durch die zwölf grossen Götter dahin entschieden worden, daß diese Ehre demjenigen gebühren sollte, der das Nützlichste erfinden würde. Neptun habe hierauf das Pferd, und Minerva den Oelbaum hervorgebracht, wodurch die letztere den Sieg erhielt. Diese Fabel kann so erklärt werden. Mit der Einführung der Künste war auch zugleich die Einführung des Gottesdienstes verbunden. Den Minervendienst annehmen, hieß erklären, daß man sich auf die Künste legen wolle. Da aber die alten Einwohner von Attika sich wegen der Nähe des Meeres auf die Seeräuberey gelegt hatten, und daher Neptun ihr Schutzgott war, so widersetzten sich viele den neuen Anstalten des Kekrops, der die alte Lebensart abändern wollte. Er brachte aber doch den größten Theil der Einwohner auf seine Seite, und die Mehrheit der Stimmen verschafte dem Dienst der Minerva, d. i. dem Feldbau, den Vorzug. So legten durch wunderbare Erdichtun-

dichtungen die Griechen ihren Göttern die Erfindung aller Künste bey. Sie hatten dieselbigen von ihren ersten Beherrschern erhalten, die aus fremden Ländern gekommen waren, und zu gleicher Zeit den Dienst der Götter eingeführet hatten, welche für die Urheber aller dieser Erfindungen gehalten wurden.

Obgleich den Griechen schon bald die Kunst, Oel zu machen, bekannt war, so machten sie doch keinen Gebrauch von den Lampen, eben so wenig, als sie von dem Wachs oder Talg einen Nutzen gezogen hatten. Man verschafte sich Licht durch glühende Kohlen, die man in den Zimmern anzündete; Fürsten und Vornehmere brannten wohlriechende Hölzer.

Vor ihr brannt' auf dem Heerd' ein großes Feuer, und fernhin
Wallte der liebliche Duft vom brennenden Holze der Ceder
Und des Citronenbaums.

Die Fackeln, von denen bey dem Homer oft die Rede ist, waren von gespaltenem Holz. Homer hat ein einzigesmal einen Ausdruck gebraucht, welcher auf die Vermuthung bringen könnte, daß die Griechen von den heroischen Zeiten an die Lampen gekannt hätten; denn er sagt in der Odyssee:

— — — voran gieng Pallas Athenä
Mit der goldenen Lamp' und verbreitete leuchtenden Schimmer,

Aber schon der Scholiaste bemerkt, daß hier unter λιχνος keine Lampe zu verstehen sey, sondern eine an die Fackel befestigte goldene Kette. Wahrscheinlicher scheint eine Art von Kohlbecken darunter zu verstehen zu seyn, worein man brennendes Holz legte. Noch jetzt bedienen sich die Türken ähnlicher Maschinen zum Leuchten. — Des Talges bedienten sich die Griechen in den heroischen Zeiten zu nichts, als Dinge zu erweichen, welche durch die Zeit hart geworden waren. Man kannte auch das Wachs, bediente sich dessen nicht zum Brennen, und das Oel gebrauchte man zum Salben und Schmieren.

Von den Fruchtbäumen.

Schon in den ältesten Zeiten hatten die Griechen Fruchtbäume. Feigen und Birnen scheinen die ersten ihnen bekannten Fruchtarten gewesen zu seyn — vielleicht auch Aepfel. In dem Garten des Laertes läßt Homer diese drey Arten der Früchte wachsen. — Wie die Griechen ihre fruchtbarn Bäume in den heroischen Zeiten warteten, läßt sich nicht bestimmt sagen. Von der Kunst zu pfropfen wußte man noch nichts. Plinius läßt den Hesiodus sagen, daß kein Mensch jemals die Frucht von dem Oelbaum gesehen habe, den er gepflanzt hatte. Der Feigenbaum der Griechen war von anderer Art, als der bey uns wachsende. Er ist weit fruchtbarer gewesen; aber seine Früchte können nicht zur Reife kommen, bis sie von gewissen Insekten gestochen werden, die in der Frucht einer Art eines wilden Feigenbaums, der bey den Alten Kaprifikus heisset, erzeugt werden. Man pflanzet sie daher neben die zahmen Feigenbäume noch jetzt auf den Inseln des Archipelagus.

Strabo sagt von den alten Bewohnern von Britannien, daß sie, ob sie gleich sehr viele Heerden hatten, doch nicht die Kunst verstanden, aus der Milch Käs zu machen, und gibt diesen Umstand als einen Beweis von ihrer Unwissenheit an. Die Griechen aber waren schon in den Jahrhunderten, von welchen gegenwärtig die Rede ist, in dieser Kunst erfahren. Bey dem Homer kommt der Käs oft vor. Die Griechen gaben vor, daß der arkadische König Aristeus sie nicht nur diese Kunst, sondern auch den Honigbau gelehret habe. An dem letztern hat man Ursache zu zweifeln. Es scheint, daß man in den heroischen Zeiten noch nichts von Bienenstöcken gewußt habe; denn Homer läßt in der Stelle, wo er die griechische Armee mit einem Bienenschwarm vergleichet, die Bienen nicht aus einem Stocke, sondern aus der Höhle eines Felsen kommen.

Zweites Kapitel.

Von der Kleidung.

Die Kleidung der ersten Bewohner von Griechenland war ihrem Charakter gemäß. Die Felle der erlegten Thiere dienten ihnen zur Bedeckung, und da sie diese Felle nicht zuzubereiten wußten, so haben sie dieselbigen roh umgeworfen; die haarigte Seite trugen sie aussen. Die Sehnen der Thiere dienten ihnen statt des Fadens, und Dornen vertraten die Stelle der Nadeln und Pfriemen. Man weiß nicht, wann die Griechen die Kunst lernten, die Felle zu gerben. Plinius nennt den Erfinder derselben Tychius aus Böotien, bemerkt aber keine Zeit der Erfindung. Obgleich Homer einen Künstler dieses Namens nennt, der in den heroischen Zeitalter wegen seiner Lederarbeiten sehr berühmt war, und den Schild des Ajax verfertiget hatte, so scheint er doch nicht mit dem Tychius des Plinius einerley Person gewesen zu seyn.

Die Weberkunst scheint schon in der Zeit des Kekrops eingeführt worden zu seyn; denn er kam aus Egypten, wo die Kunst Wolle zu spinnen und Zeuge daraus zu verfertigen, von Alters her bekannt war. Die Athenienser wurden auch für die ersten gehalten, welche wollene und leinene Tücher zu verfertigen wußten, und sie waren jederzeit in der Weberkunst berühmt; es wurde auch die Wolle in Attika für die Beste gehalten. Die Reinlichkeit der Schaafe befördert die Güte der Wolle; daher richteten auch die Griechen eine grosse Aufmerksamkeit darauf, so daß sie so gar die Schaafe mit Fellen bedeckten, damit keine rauhe Witterung oder Unreinlichkeit der Wolle Schaden thun möchte.

Zu einer gewissen Zeit im Jahr geht den Schaafen die Wolle selbst aus. Diesen Zeitpunkt nahmen die Griechen in Acht, und rauften die Wolle aus; denn sie hat-

ten damals noch keine Scheeren oder andere dienliche Werkzeuge. Aber zu den Zeiten des Hesiodus hat man die Schaafe schon geschoren. In den heroischen Zeiten hatte man in Griechenland an aufrechtstehende Weberstühle. Die Zeuge, welche man damals verfertigte, waren ziemlich schlecht, denn man konnte sie noch nicht walken. Da Homer zu verstehen gibt, daß man zur Zeit des trojanischen Kriegs Oel zur Zubereitung der Stoffe nahm, so ist die Frage, was der Endzweck bey diesen Kunstgriffen war? In China und Ostindien ist es noch gewöhnlich, zur Zubereitung mancher Zeuge Oel zu nehmen, und zwar zu solchen, die aus einem groben Taffent bestehen, und deren sie sich zu Reisekleidern bedienen. Dieses Oel macht sie gegen den Regen undurchdringlich. Sie gebrauchen das Oel auch dazu, um ihren Atlassen einen Glanz zu geben, so wie in den ostindischen Cottonfabriken die letzte Zubereitung des Fadens diese ist, daß man ihn mit Oel schmieret. Vielleicht haben also die Griechen das Oel und die Wärme des Feuers dazu gebraucht, um die Wolle feiner und geschmeidiger zu machen. Diese Zeuge wurden hernach vermittelst gewisser Salze und anderer Zubereitungen wieder vom Fette gereiniget.

Drittes Kapitel.

Von der Baukunst.

Weder Asien noch Egypten können auf die Ehre Anspruch machen, die schöne Baukunst erfunden, oder nur gekannt zu haben. Ihre Neigung zum Kolossalischen und Wunderbarn beschäftigte sich mehr mit der ungeheuren Größe eines Gebäudes, als mit dem Edlen, Schönen und Symmetrischen. Diese Vorzüge hat die Baukunst von den Griechen erhalten. In diesem Verstande kann man sagen, daß das Genie der Griechen die Baukunst erfunden, andern Völkern aber nichts abgeborgt

borgt habe. Man findet in den drey Ordnungen der Griechen alles, was diese Kunst so wohl in Ansehung der Zierlichkeit, Schönheit, Majestät und Dauerhaftigkeit hervorbringen kann.

Die Baukunst hatte, wie alle andern Künste, bey den Griechen einen geringen Anfang. Ihre Häuser waren anfangs bloße Hütten, unformlich aus Thon und Erde erbaut. Man lernte nachher Backsteine verfertigen, wovon sie Häuser bauten. Zwey Brüder, Euryalus und Hyperbius, sollen die Erfinder der Backsteine gewesen seyn. Die Anführer der neuen Kolonien versammelten die alten, zerstreuten Einwohner in Gesellschaften, erbauten Flecken und Städte, und gewöhnten sie an einen festen Aufenthalt. Die ersten Denkmale der griechischen Baukunst zeugen von geringen Einsichten in derselbigen. Noch zur Zeit des Vitruvs sahe man zu Athen die Ueberbleibsel von dem Gebäude, in welchem sich die Areopagiten bey ihrer Stiftung versammelten; es war bloß eine Art von Hütte, mit Thon überzogen. Kadmus lehrte die Griechen erst die Kunst, Metalle zu bearbeiten, sie aus der Erde zu bringen, sie zu behauen und sich derselben zur Aufführung der Gebäude zu bedienen.

Wenn man dem Pausanias Glauben beymessen wollte, so müßte man die bewunderungswürdigsten Denkmäler, welche die Griechen aufgeführt haben, in die Kindheit der Künste setzen. Er redet von dem Gebäude, das Minyas, zu Orchemenos hatte errichten lassen, und von den Mauern zu Tirynthus, die Prötus gebaut hatte, als von bewunderungswürdigen Werken, und vergleicht sie sogar mit den Pyramiden. Allein nach der Beschreibung, die Pausanias selbst von diesen Werken macht, waren sie so ausserordentlich nicht. Andere griechische Schriftsteller, die von griechischen Gebäuden reden, sagen nichts

von dem Gebäude des Minyas, und von Tirynthus reden sie, wie von einer kleinen Festung. Es ist auch schwer, die Zeit dieser Gebäude mit der Epoche zu vereinigen, welche die Griechen von der Erfindung fast aller Werkzeuge angeben, welche zur Errichtung der Gebäude nöthig sind. Nach den meisten alten Schriftstellern hat man dem Dädalus den Hobel, den Bohrer, das Winkelmaas und die Bleischnur zu danken, und sein Neffe soll die Säge, den Zirkel und die Töpferscheibe erfunden haben. Da aber Dädalus später lebte, als die Gebäude, von welchen Pausanias redet, so kann man sich leicht vorstellen, daß ohne Hülfe der vom Dädalus erfundenen Werkzeuge keine beträchtlichen Gebäude haben aufgeführt werden können. Man muß sogar vermuthen, daß Homer weder von dem Cirkel, noch von der Säge redet, sondern den Ulysses sich bey Erbauung seines Schiffes nur einer zweyschneidigen Axt, eines Hobels, einer Bleiwage oder eines Lineals, um das Holz gerade zu richten, bedienen lässet. Die Griechen waren in dem heroischen Zeitalter beynahe eben so in den mechanischen Künsten unwissend, wie die amerikanischen Völker, unter welchen die Peruaner, ob sie gleich keine wilde Nation waren, auch nichts von dem Gebrauch der Säge gewußt haben. Noch jetzt ersetzen sie verschiedene Völker durch das Spalten der Stämme vermittelst steinerner Keile.

Man legt dem Dädalus auch verschiedene Werke der Baukunst bey, und läßt ihn nach Egypten reisen, um sich in der Kunst zu bilden. Er brachte es daselbst bald so weit, daß er von den Egyptern selbst bewundert wurde. Hierauf zeigte er auch in andern Ländern seine Geschicklichkeit, besonders in Sicilien. Am berühmtesten war sein Labyrinth auf der Insel Kreta. Plinius sagt: man muß sich nicht einbilden, daß das Labyrinth zu Kreta demjenigen gleiche, die man in den Gärten anlegt,

legt, wo man vermittelst einer grossen Anzahl verwickelter Alleen das Mittel findet, auf einem kleinen Platze einen langen Weg zu machen. Das Labyrinth zu Kreta war ein sehr geräumiges Gebäude, in eine Menge abgesonderter Stücke abgetheilt, die auf allen Seiten Oeffnungen und Thüren hatten, deren Anzahl und Verwirrung aber verhinderten, den wahren Ausgang zu unterscheiden. Ein anderer alter Schriftsteller, Philokorus, aber macht aus dem Labyrinthe ein Gefängniß, wo die Verbrecher auf das sicherste verwahrt wurden. Kedrenus und Eustathius aber sagen, daß es nichts anders, als eine Höhle gewesen sey, die viele Eingänge und Krümmungen gehabt, und wo die Kunst der Natur ein wenig nachgeholfen hätte. Diese letztere Meinung wird von einigen neuern Reisenden unterstützt, unter andern von dem Herrn von Tournefort, welcher im Jahr 1700 diese Gegend in Kreta mit vieler Sorgfalt besucht hat. Sie wird auch durch andere Gründe wahrscheinlich. Warum hat denn Homer, der dem Zeitalter des Dädalus so nahe war, nichts von dem kretensischen Labyrinthe gesagt, da er der Insel Kreta so oft Meldung thut, und den Städten und Ländern immer solche Beyworte gibt, welche von den Künsten der natürlichen Merkwürdigkeiten derselbigen hergenommen sind? Er redet von dem Dädalus, und von dem Raubs der Ariadne durch den Theseus, ohne des Labyrinthes nur mit einem Worte zu gedenken. Der alte Herodot beobachtet über das Labyrinth ebenfalls ein gänzliches Stillschweigen, ob er gleich von dem Minos redet, und sagt, daß dieser Fürst zu der Zeit, da er den Dädalus verfolgte, in Sicilien starb. Pausanias spricht umständlich von den Werken, die man dem Dädalus beylegt, ohne des Labyrinthes in Kreta zu gedenken, und Strabo gibt sehr deutlich zu verstehen, daß alles, was die Griechen von dem Labyrinth und dem Minotaurus erzählen, eine bloße Fabel sey.

Ueber die Einrichtung der Privathäuser der Griechen läßt sich nicht viel Bestimmtes sagen: und wenn Homer davon redet, so ist man über die Bedeutung der Kunstwörter, deren er sich bedient, nicht recht gewiß. So viel ist sicher, daß die Dächer der Häuser platt, wie unsere Altanen waren, welches auch in allen Morgenländern die Gewohnheit war. Die Hausthüren wurden auswärts und gegen die Strassen geöfnet, daher mußte man, ehe man sie von innen eröfnen wollte, ein Geräusche machen, um die Vorübergehenden zu warnen. Es ist schwer zu begreifen, wie man nach dem Homer die Thüren öfnen und schließen konnte. Man sieht wohl, daß die Schlösser und Schlüssel der Griechen anderst beschaffen waren, als die unsrigen, aber ihre Einrichtung läßt sich nicht deutlich angeben. Vermuthlich war innen an der Thüre eine Art von Riegel, den man vermittelst eines Riemens nachlassen oder aufziehen konnte. Die Schlüssel, deren man sich dazu bediente, waren eine Art von Hacken, aus einem langen Stück Kupfer gemacht, wie eine Sichel gebogen, und mit einer Handhabe von Holz oder von Elfenbein versehen. In der Thüre befand sich ein Loch, welches über den Riegel paßte, und durch dieses Loch wurde der Schlüssel gesteckt und der Riemen, der an dem Riegel befestiget war, aufgezogen.

— — — sie zog mit dem silbernen Ringe die Thüre
Hinter sich an, und schob den Riegel vor mit dem Riemen.

* * *

Faßte mit zarter Hand den schöngebogenen Schlüssel,
Zierlich von Erz gegossen, mit elfenbeinernem Griffe.

Von den heroischen Zeiten an suchte man die Häuser von innen auszuschmücken; denn die Zimmer in dem Pallaste des Menelaus waren nach dem Homer sehr prächtig.

Schaue den Glanz des Erzes umher in der hallenden Wohnung,
Und des Goldes und Ambra's und Elfenbeines und Silbers!

Unter allen Gebäuden, welche dieser Vater der Dichter beschrieben hat, zeiget keines von aussen Zierrathen der Baukunst. Er spricht blos von Hallen oder bedeckten Gängen, ohne daß wir ihre nähere Beschaffenheit wissen. Die Griechen machten von diesen Hallen den Gebrauch, daß sie unter denselbigen den Gästen ihre Schlafstellen anwiesen.

Als er dieses gesagt, rief Helena eilend den Mägden,
Unter die Halle ein Bette zu setzen, unten von Purpur
Prächtige Polster zu legen, und Teppiche drüber zu breiten.

Woraus erhellet, daß diese Hallen der Griechen etwas ganz anderes, als die Portikus oder bedeckten Gänge der Römer gewesen seyn müssen.

Ueberhaupt kann von dem Zustande und dem Wachsthume der Baukunst der Griechen in dem Zeitraume, von dem hier die Rede ist, nichts Gewisses gesagt werden. Vitruvius sagt sehr richtig von dem Ursprunge der verschiedenen durch die Griechen erfundenen Ordnungen: "vor Alters hat man die verschiedenen Theile eines Gebäudes nicht regelmässig einzurichten gewußt." Man bediente sich wohl der Säulen, hat sie aber aufs Gerathewohl ohne Regeln und Grundsätze, und ohne auf die Verhältnisse, welche man ihnen geben mußte, Rücksicht zu nehmen, zugehauen, hat sie auch ohne Absicht an andere Theile der Gebäude gesetzt. Dorus, Hellens Sohn und Deukalions Enkel, hatte zu Argos der Juno einen Tempel gebaut, und derselbige wurde zufälliger Weise nach dem Geschmack und den Verhältnissen derjenigen Ordnung, die man nachher die Dorische nannte, gebaut. Weil man seine Form schön fand, so hat man sich in der Folge bey andern Gebäuden darnach gerichtet. Zu eben dieser Zeit schickten die Athenienser unter Jons Anführung eine Kolonie nach Asien. Jon wurde Herr von Carien, errichtete viele Städte, und die neuen Einwoh-

ner bauten auch Tempel. Sie nahmen dabey den Tempel der Juno zu Argos zum Muster; weil sie aber die Verhältnisse der Säulen und des ganzen Gebäudes nicht wußten, so erfanden sie Regeln, nach welchen sie arbeiteten. Sie suchten ihre Säulen nicht nur stark zu machen, damit sie das Gebäude tragen konnten, sondern sie auch dem Auge angenehm zu machen; daher gaben sie ihnen eben das Verhältniß, welches zwischen dem Fuß eines Mannes und seinem übrigen Körper ist. Nach ihrer Meinung machte der Fuß den sechsten Theil der Höhe eines Menschen aus, und daher gab man anfangs der dorischen Säule, mit Inbegriff des Säulenkopfes, sechs ihrer Durchmesser, d. i. man machte sie sechsmal so hoch, als sie dick war; nachher setzte man noch den siebenten Durchmesser hinzu. Diese neue Ordnung gab bald darauf, indem man die erste Erfindung zu verschönern suchte, zu einer andern Gelegenheit. Die Jonier bedienten sich dazu eben der Art, wovon sie schon bey der Zusammensetzung der dorischen Ordnung Gebrauch gemacht hatten; allein, anstatt die männlichen Körper zum Muster zu nehmen, nahmen sie den weiblichen, und um die Säulen dieser neuen Ordnung noch angenehmer zu machen, gaben sie achtmal so viel Höhe, als sie im Durchmesser hatten. Sie machten auch an dem ganzen Schaft ausgehölte Striemen, um die Falten an den Weiberröcken nachzuahmen. Die Schnecken der Säulenköpfe stellten einen Theil der auf beiden Seiten des Gesichtes herunterhangenden Haarlocken vor. Auch bekamen sie noch ein Fußgestelle, das bey der dorischen Säulenordnung nicht gewöhnlich war.

Dem sey, wie ihm wolle; der Ursprung der zwey Säulenordnungen kann nicht in die früheren Zeiten gesetzt werden. Der später lebende Homer hatte keinen Begriff von einer architektonischen Ordnung; denn hätte er sie gekannt, so würde er gewiß davon Gebrauch gemacht

macht haben, weil er dazu Gelegenheit gehabt hatte; denn er redet ja von den Tempeln der Minerva und des Neptuns, so wie auch von Palläſten. Vielleicht waren die Säulen an dieſen Gebäuden nicht einmal von Stein, ſondern bloße Pfoſten. Was er von dem Pallaſte des Ulyſſes rühmt, beſteht blos darin, daß er ſagt, daß er ſehr hoch geweſen, und der Hof mit einer Mauer und einem Zaun umgeben geweſen ſey, auch daß ſeine Thore ſehr ſtark und nicht zu erbrechen geweſen wären, welches in den heroiſchen Zeiten ſehr nothwendig war.

Viertes Kapitel.

Von der Metallurgie.

Einige Geſchichtſchreiber ſetzen die Erfindung der Kunſt, Metalle zu bearbeiten, in die entfernteſten, andere in viel neuere Zeiten der Griechen. Vermuthlich iſt die Kenntniß der Metalle und die Kunſt, ſie zu bearbeiten, zuerſt durch die titaniſchen Fürſten nach Griechenland gekommen. Nach einigen Schriftſtellern legten die Griechen dem Sol, einem Sohne des Oceanus, die Entdeckung des Goldes bey. Es iſt ſchon erinnert worden, daß man vor Alters diejenigen Söhne des Oceanus nannte, welche über das Meer in ein Land gekommen ſind, und auf dieſem Wege ſind die Titanen aus Egypten nach Griechenland gekommen. Die Egyptier ſchrieben ihren alten Beherrſchern die Erfindung der Metallurgie zu, und hatten ſie für dieſe und andere Erfindungen vergöttert. Ein Fürſt, den die Griechen Helios, und die Römer Sol nannten, ſoll nach einigen alten Schriftſtellern der älteſte Fürſt und die älteſte Gottheit Egyptens geweſen ſeyn. Gold war das erſte Metall, das die Menſchen gekannt haben, und vielleicht hat dieſer Fürſt die Egypter gelehrt, dieſes Metall zu bearbeiten. Dieſe Kunſt wurde von den Titanen aus Egypten nach Griechenland gebracht.

bracht. Die Entdeckung des Silbers wurde von den Griechen dem Erichthonius, einem Sohne des Vulkans, beygelegt. Nach einigen Schriftstellern sind die ersten, welche das Kupfer in Griechenland bearbeiten, von dem Saturnus und Jupiter herbeygeführt worden, und eine alte Tradition gibt den Prometheus als denjenigen an, der die Griechen die Bearbeitung der Metalle gelehrt habe. Woraus erhellet, daß die ersten Kenntnisse der Metallurgie durch die titanischen Fürsten nach Griechenland gebracht worden sind.

Da aber, wie schon bemerkt worden ist, ihre Herrschaft nur kurz gewesen ist, so verfielen mit ihnen auch die Kenntnisse, die sie den rohen Griechen mitgetheilt hatten, bis spätere Kolonien sie wieder herstellten. Kadmus entdeckte in Thracien am Fuße des Berges Pangäus Goldminen, und lehrte die Griechen sie zu bearbeiten. Er machte ihnen auch das Kupfer kenntlich und zeigte ihnen dessen Bearbeitung. Die Kadmia, oder der Galmey, eine noch jetzt sehr gebräuchliche Mischung, soll von ihm den Namen erhalten haben. Ungewisser ist es, wann die Griechen mit dem Eisen und seiner Bearbeitung bekannt geworden sind. Die Kenntniß desselbigen kam mit den Daktylen, als sie die Gegend des Berges Ida verliessen, und sich auf Kreta festsetzten, aus Phrygien nach Europa; doch wurde diese Kenntniß damals in Griechenland nicht sehr ausgebreitet; denn die Griechen, wie andere alte Völker, bedienten sich lieber des Kupfers. So waren zur Zeit des trojanischen Kriegs nicht nur die Waffen, sondern auch alle Werkzeuge von Kupfer, und das Eisen war damals in einem solchen Werth, daß Achilles bey den Spielen, die er dem Patroklus zu Ehren anstellte, eine Kugel von Eisen als den größten Preiß aussetzte. Das Zinn erhielten die Griechen von den Phöniziern, und sie haben in den heroischen Zeiten einen starken Gebrauch davon gemacht.

Fünftes Kapitel.

Von Kunstarbeiten in Metall.

Auch die Erfindung der Zeichenkunst bey den Griechen ist unbekannt; man schreibt der Liebe den ersten Versuch zu. Ein Mädchen suchte sich die Sehnsucht nach ihrem oft abwesenden Liebhaber erträglicher zu machen, und als sie den Schatten ihres Geliebten durch das Licht einer Lampe auf eine Wand hingezeichnet erblickte, so kam sie auf den Gedanken, den Umriß des Schattens mit einer Linie zu umziehen, und nun hatte sie ein richtiges Schattenbild. Ihr Vater soll Dibutades, ein Töpfer zu Sicyon, gewesen seyn, und als er das Werk seiner Tochter bemerkt hatte, Thon auf den Umriß gebracht haben, wodurch er ein Profil von Thon erhielt, das er in seinem Ofen brannte. So soll der Ursprung des Zeichnens und der erhabenen Bilder in Griechenland beschaffen gewesen seyn. Von den Fortschritten, welche die zeichnenden Künste nach und nach bey den Griechen gehabt haben, läßt sich nichts sagen; doch beweißt vieles, was Homer sagt, daß die Griechen in den Jahrhunderten, von welchen jetzt die Rede ist, in vielen Künsten, welche von der Zeichenkunst abhangen, erfahren gewesen sind. Sie wußten in Elfenbein zu arbeiten, die griechischen Fürsten bedienten sich goldener und silberner Schaalen, Trinkgefässe und Becken. Der Dichter redet auch oft von Künstlern, welche Gold und Silber zu vermischen, und daraus kostbare Gefässe zu verfertigen wußten.

Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß damals die Griechen die Kunst, in Metalle zu graben, gekannt haben; denn erstlich redet Homer niemals von Siegelringen oder Petschaften; zweitens konnten sie nach ihm ihre Kisten nicht anders verwahren, als durch künstlich verknüpfte Riemen, welche die Stelle der Vorlegschlösser und Siegel vertraten. Homer sagt, daß Ulysses diese

Kunst

Kunst von der Circe gelernt habe. Nach andern Schriftstellern wären aber doch schon in dem heroischen Zeitalter Siegelringe gebräuchlich gewesen. Plutarch redet von dem Ringe des Ulysses, auf dem ein Delphin gegraben war, und Hephästion bey dem Photius gibt der Helena eine Gemme, deren Figur einen monströsen Fisch vorstellte. Allein diese Schriftsteller waren von dem Zeitalter, von dem die Rede ist, zu weit entfernt, als daß ihr Zeugniß dem Ansehen des Homers das Gleichgewicht halten könnte. Daher behauptet auch Plinius, daß damals Petschafte und Siegelringe noch nicht bekannt waren. Die Griechen wußten auch noch nicht das Gold zum Vergolden, wie wir zu gebrauchen. Homer beschreibt, wie man die Hörner der Opferthiere mit Gold überzog, bey Gelegenheit eines Opfers, das Nestor der Minerva brachte.

— — — es kam der Meister im Golde,
Alle Schmiedegeräthe, der Kunst Vollender, in Händen,
Seinen Hammer und Ambos, und seine gebogene Zange,
Auszubilden das Gold. Der Roßebändiger Nestor
Gab ihm Gold; und der Meister umzog die Hörner des Rindes.

Die Bildhauerkunst war den Griechen lange unbekannt. Ihre Götzenbilder waren in den ersten Zeiten blosse Pfähle oder unförmliche Steine. Das Bild der Juno, das von den Argivern heilig verehrt wurde, war in den ersten Zeiten nichts, als ein nur im Groben gearbeitetes Stück Holz. Wahrscheinlich kamen auch die ersten Kenntniße dieser Kunst aus Egypten herüber — vielleicht unter dem Kekrops. Noch zur Zeit des Pausanias zeigten die Athenienser ein hölzernes Minervenbild, das von dem Kekrops herkommen sollte. Die ersten Werke der griechischen Bildhauerkunst zeigten auch deutlich die egyptische Manier. Man traf die Fehler der egyptischen Statuen auch an den Statuen der ältesten griechischen Bildhauer an. Es waren plumpe Figuren, mit hängenden, an dem

Körper

Körper angeklebten Armen, Schenkel und Füsse ebenfalls aneinander geschlossen, ohne Stellung und Bewegung. Lange Zeit blieb bey den Griechen die Bildhauerkunst in diesem Zustande. Erst zu den Zeiten des Dädalus wurde die Kunst verbessert. Da vorher das Gesicht und die Augen keinen Ausdruck hatten, so suchte man jetzt ihnen dergleichen zu geben; es wurden auch die Arme und Schenkel von dem Körper los gemacht, und ihnen eine Bewegung und Stellung gegeben. Daher sagten die Alten von den Statuen des Dädalus, daß sie zu gehen schienen. Aber doch waren diese alten Produkte der griechischen Kunst noch sehr unvollkommen. Plato sagt: "unsere Künstler würden sich lächerlich machen, wenn sie jetzt ihre Statuen im Geschmacke des Dädalus verfertigen wollten"; und Pausanias, der viele dergleichen gesehen, nennt sie widerlich, und ihre Verhältnisse übertrieben und kolossalisch.

Die ersten Kunstwerke der Griechen waren von erhobener Arbeit und aus gebrannter Erde geformt. Hierauf lernten sie den Gebrauch des Meisels und arbeiteten in Holz, und zwar eine lange Zeit hindurch; daher sagen auch alle Geschichtschreiber, daß die alten Statuen von Holz gewesen sind. Es sind zwar einige Spuren vorhanden, daß noch vor dem trojanischen Kriege von den Künstlern in Stein und Marmor gearbeitet worden ist; allein das Stillschweigen des Homers macht auch dieses unwahrscheinlich; den Marmor scheint er nicht einmal gekannt zu haben. Auch die Kunst, bronzene Statuen zu gießen, reicht nicht bis in das heroische Zeitalter hinauf; diese Kunst wurde viel später bekannt. Man könnte zwar dargegen einwenden, daß Homer an das Thor des Alcinous zwey Hunde von Gold und Silber stellt, welche Vulkan diesem Fürsten soll geschenkt haben, daß er in eben diesen Pallast goldene Statuen setzt, welche Jünglinge mit Fackeln in den Händen vorstellten,

daß

daß er ferner eine wunderbare Beschreibung von zwey Sklavinnen von Gold macht, welche Vulkan geschmiedet haben soll, um ihm bey seinen Arbeiten an die Hand zu gehen; allein erstlich legt der Dichter diese Kunstwerke einem Gotte bey, zweitens versetzt er dieselbigen nach Asien, und mischt in die ganze Beschreibung so viel Wunderbares ein, daß man schließen muß, er habe nicht von etwas Wirklichen geredet. Uebrigens setzt Homer keine Statuen in die Palläste seiner griechischen Fürsten.

Sechstes Kapitel.

Vom Ursprung der Schrift.

In den ersten Zeiten haben die Griechen nur von solchen Mitteln, ihre Gedanken sichtbar zu machen und sie der Nachwelt zu überliefern, Gebrauch gemacht, welche alle alten Völker zu gebrauchen pflegten. Man suchte das Andenken merkwürdiger Begebenheiten durch Gesänge zu erhalten. Wahrscheinlich haben sie auch von der mahlenden Schrift Gebrauch gemacht; aber von den Hieroglyphen findet man in ihrer Geschichte keine Spur.

Die Buchstabenschrift ist sehr spät in Griechenland eingeführt worden, und zwar, nach dem Zeugniß der besten Geschichtschreiber, von dem Phönizier Kadmus. Wenn einige diese Ehre dem Kekrops zuschreiben, so können sie es nicht beweisen. Neuere Gelehrten haben behaupten wollen, daß schon vor dem Kadmus die Pelasger eine Buchstabenschrift gehabt hätten; aber man findet in der Geschichte des Alterthums keinen Beweis davon. Schon die Vergleichung des griechischen und phönizischen Alphabets kann uns überzeugen, daß Kadmus der Urheber ist. Die griechischen Buchstaben sind die phönizischen von der Rechten gegen die Linke gekehrt; womit man auch die Namen, die Gestalt, die Ordnung und den Werth der Buchstaben verbinden kann.

Das alte phönizische Alphabet, welches Kadmus nach Griechenland brachte, war ziemlich unvollständig, indem es sich mit dem Buchstaben Tau endigte. Erst später und nach und nach kam das ypsilon, phi, psi u. a. hinzu. Nach einigen griechischen und römischen Schriftstellern soll das Alphabet des Kadmus nur aus 16 Buchstaben bestanden haben, und sie nennen den Palamedes, Simonides und Epicharmus als die Erfinder der neuen Buchstaben, womit das Alphabet vermehret worden ist. Es kann diese Meinung aber mit Recht bezweifelt werden, da sich mehr als 16 phönizische Buchstaben, die im Namen und Schall mit einander übereinstimmen, in der griechischen Sprache finden, und da es eine Menge der gemeinsten, ältesten und nothwendigsten griechischen Wörter gibt, die sich nur durch diejenigen Buchstaben schreiben lassen, deren Erfindung man dem Palamedes, Simonides oder Epicharmus zuschreibt. Die Gestalt der Buchstaben war bey den Griechen sehr verschieden, und ist nach und nach eben so verändert worden, wie die Schrift aller Völker. Einige Charaktere, die man für neu ausgegeben hat, sind bloße Abänderungen alter Buchstaben.

Ursprünglich haben die Griechen wechselsweise von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten geschrieben, eben so, wie die Landleute, ihre Furchen ziehen; und diese Art zu schreiben hieß Bustrophedon, furchenartige Schrift. Vermuthlich haben schon die Phönizier so geschrieben. Ob sie uns gleich sehr sonderbar vorkommt, so mußte sie sich doch der Hand am ersten zeigen, und es war ganz natürlich die Linie rückwärts fortzuführen, und so wechselsweise fortzufahren. Es ist wahr, daß man bey dieser Art zu schreiben bey jeder Linie gezwungen war, einen Theil der nemlichen Buchstaben auf eine gegenseitige Art zu bilden; aber die Erfahrung lehrt, daß man bey Erfindungen fast immer mit dem schwersten Handgriff angefangen hat. Uebrigens

hat

hat man Anfangs wahrscheinlich nur mit grossen Buchstaben geschrieben, und in dem griechischen Alphabet sind viele, die man auf einerley Art bey gegenseitigen Stellungen machen kann. Man grub ferner diese Buchstaben auf harte und feste Materien ein, wobey es gleichgültig war, den nemlichen Buchstaben nach der rechten oder linken Hand zu schreiben. In der Bustrophedon-Schrift, welche lange in Griechenland fortdauerte, waren die Gesetze des Solons geschrieben. Man hat auch Aufschriften in dieser Schrift gefunden, die nicht höher als zwischen 500 und 460 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung hinaufsteigen. Fabricius führt in seiner griechischen Bibliothek einen alten, noch ungedruckten Schriftsteller an, welcher sagt, daß ein gewisser Pronapides zuerst in Griechenland die Art eingeführt habe, von der linken zur Rechten alle Zeilen zu schreiben, und dieser Pronapides wurde für den Lehrer des Homers gehalten. Der Abt Fourmont hat von seiner Reise in den Orient Aufschriften mitgebracht, welche aus den Zeiten des ersten lacedämonischen Kriegs gegen die Messenier, und also vom J. 742 vor Ch. G. zu seyn scheinen. Man weiß aber, daß noch hundert Jahre nachher das Bustrophedon im Gebrauch gewesen ist, so daß es scheint, daß beide Arten zu schreiben eine ziemliche Zeitlang mit einander fortgedauert habe.

Als die phönizische Schrift aus Asien nach Europa übergieng, so erlitte sie noch eine andere Veränderung. Die Phönizier haben, wie andere morgenländische Völker, in ihrer Schrift die Selbstlauter nicht ausgedrückt. Man kann aber die Zeit nicht angeben, wann die Selbstlauter in der griechischen Sprache eingeführt worden sind. Ein alter Schriftsteller legt diese Aenderung dem Linus, dem Lehrer des Orpheus bey, der aus Theben in Böotien gebürtig war, welche Stadt Kadmus erbaut

hatte,

hatte, und wo also die Schreibkunst bald vollkommener werden mußte.

Im gemeinen Leben bedienten sich die Griechen hölzerner, mit Wachs überzogener kleiner Tafeln, in welche sie die Buchstaben mit einem eisernen Griffel zogen. Gesetze, Bündnisse, Friedensverträge u. d. g. aber wurden auf Stein oder Erz gegraben. Doch scheinen die Griechen, so wie andere Völker des Alterthums, in den ersten Zeiten wenig Gebrauch von der Schrift gemacht zu haben. Man bediente sich derselben nicht immer bey den nothwendigsten Handlungen des bürgerlichen Lebens, sondern es wurden, nach dem Homer, Processe durch die mündliche Aussage einiger Zeugen entschieden. Es ist sogar ungewiß, ob die Friedensverträge damals schriftlich verfasset worden sind. Wenn Homer von der Errichtung eines Grabmals redet, so sagt er nicht, daß man eine Aufschrift darauf gemacht habe, sondern man sieht, daß man auf dergleichen Denkmäler ein charakteristisches Zeichen gesetzt habe. Es geschieht auch keines Briefwechsels oder schriftlichen Befehls Meldung, sondern alle Befehle geschahen mündlich, und wurden auch mündlich ausgerichtet. Ein einzigesmal scheint Homer von einer Schrift zu reden, und zwar bey Gelegenheit des Bellerophons; er sagt:

> Aber er sandte den Jüngling gen Lükia; schlimme Briefe
> Gab er ihm, auf ein künstlich gefaltetes Täflein geschrieben.

Man könnte aber vielleicht σηματα, dessen sich hier der Dichter bedient, welches eigentlich: Zeichen, Merkmale heißt, auch anderst als durch Briefe erklären. In dem Zeitraum aber, der von dem trojanischen Krieg, bis auf den Homer verflos, muß das Schreiben allgemein geworden seyn. Die Vollkommenheit, zu welcher die griechische Sprache zur Zeit dieses Dichters gebracht wurde, ist ein Beweis davon; denn sie hatte bereits alle Kenn-

zeichen einer reichen, zierlichen, regelmässigen, und zu allen Schreibarten geschickten Sprache. Dieß würde sie aber nicht haben werden können, wenn die Griechen in dem obengedachten Zeitraume nicht viel geschrieben hätten.

Drittes Buch.

Von den Wissenschaften.

Es hatten zwar die Völker vor der Erfindung der Buchstabenschrift einige Mittel, das Andenken ihrer Erfahrungen und Erfindungen zu erhalten; allein sie waren nur unvollkommen, und konnten nur wenig zur Fortpflanzung der Kenntnisse und Wissenschaften beytragen. Die Buchstabenschrift hat alle Hindernisse gehoben, und die Ausbreitung der Kenntnisse ungemein erleichtert. Kolonien aus Egypten und Asien brachten Kenntniße nach Griechenland, und verscheuchten aus diesem Theile von Europa Unwissenheit und Barbarey. Es konnte freilich nicht anders, als langsam, damit zugehen, und nur die Länge der Zeit hat die große Geistesbildung der Griechen zu Stande gebracht.

Erstes Kapitel.

Von Asien.

In Phönizien trift man die ersten Spuren eines philosophischen Lehrgebäudes von dem Ursprunge und der Bildung der Welt an. Sanchuniathon, von dem uns Eusebius ein schätzbares Stück aufbewahrt hat, hat zu Anfang des Zeitraums, den wir gegenwärtig beschreiben, gelebt, und sein Werk war nach den Büchern Mosis das älteste schriftliche Denkmal. Er hat uns die alten Traditionen der Phönizier als Philosoph und Geschichtschreiber überliefert. Man glaubt insgemein, daß er ein Zeitgenosse des Josua gewesen ist. Wenn in dem

Buche

Buche Josua von einer Stadt, die Kiriath-Sepher heißt, die Rede ist, und wenn Kiriath-Sepher so viel, als die Stadt der Bücher heißt, so sollte man glauben, daß schon damals in verschiedenen Städten gelehrte Lehranstalten gewesen sind.

Da Phönizien eines der Länder war, die am ersten gesittet wurden, so kamen daselbst auch gewisse Kenntnisse am ersten zur Reife. So dunkel und verwirrt nach dem Sanchuniaton die Kosmogenie der Phönizier ist, so setzet sie doch immer Untersuchungen und Vernunftschlüsse voraus. Was die eigentlichen sogenannten Wissenschaften betrift, so haben die Seereisen der Phönizier unstreitig vieles zum Wachsthum der Astronomie und Geographie beytragen müssen. Sie fuhren durch die Gaditanische Meerenge, jetzt die Strasse von Gibraltar genannt, und wagten sich auf den atlantischen Ocean hinaus. Die Entdeckung, welche sie von den Mitteln machten, die man aus der Beobachtung des Polarsterns ziehen kann, um den Lauf eines Schiffes zu richten, war die Ursache von dem glücklichen Fortgange ihrer Unternehmungen zur See. Es wird unten in dem Kapitel von der Schiffarth mehr davon geredet, und gezeigt werden, in welchem Grade die Phönizier die wichtigsten Theile der mathematischen Wissenschaften in diesem Zeitraume besitzen mußten.

Zweites Kapitel.

Von den Egyptiern

und zwar

von der Arzneykunst.

Es ist schon oben gesagt worden, daß es vor Mosis Zeiten keine Aerzte von Profession gegeben habe, und welcher Mittel man sich zuerst bediente, um die Kranken zu heilen. Man legte unter andern die Kranken auf die öffentlichen Strassen, damit ihnen jeder

Vorübergehende aus dem Schatze seiner Erfahrung einen guten Rath geben konnte. Nach der Erfindung der Schreibekunst schrieben die geheilten Patienten die Mittel auf, welche ihnen geholfen hatten, und legten diese Nachrichten in den Tempeln nieder, damit jedermann davon einen Gebrauch machen konnte. Mit der Zeit vermehrten sich diese Recepte, und man mußte sie daher in Ordnung bringen. Die Personen, welche sich damit beschäftigten, lernten also die Mittel genauer kennen, und erwarben sich in diesem Fache mehr Kenntnisse, als andere. Man zog also diese Personen bey Krankheiten vorzüglich zu Rath, und so entstanden die ersten Aerzte, deren Ursprung wahrscheinlich in die Zeiten Mosis fällt.

Die Egyptier sind die ersten gewesen, welche die unbestimmten und willkührlichen Kunstgriffe auf Grundsätze gebracht, und an gewisse Regeln gebunden haben. Es ist aber auch leicht, den Grund davon anzugeben. Die Ueberschwemmung des Nils verursacht viele Krankheiten. Da das ausgetretene Gewässer dritthalb Monate lang keinen freyen Abfluß hat, so wird es nothwendig stinkend und durch seine Ausdünstungen schädlich. Wenn die Ueberschwemmung groß ist, so läßt der Nil bey seinem Zurücketreten Moräste zurück, welche die Luft anstecken. Ueberdieß trinken die Einwohner der Städte und Dörfer, die nicht an dem Nil liegen, den größten Theil des Jahres hindurch schlammichtes und verdorbenes Wasser, und das Brunnenwasser ist nicht besser. Nach dem Berichte der Reisenden ist auch daselbst die Luft sehr ungesund; daher herrschen jährlich von dem Aequinoktium im Frühjahre bis zur Sonnenwende im Sommer bösartige Fieber, die viele Menschen dahin raffen, und zur Zeit des Steigen des Nils werden die Einwohner von hartnäckigen Ruhren befallen, welche das Wasser dieses Flusses verursacht, weil es um diese

Zeit

Zeit viel Salz bey sich führt. Auch das helle Wetter ist daselbst gefährlich. Die sehr heiß scheinende Sonne verursacht viele Augenkrankheiten, daher gibt es auch in Egypten sehr viele Blinde. Gewisse Winde, welche viele salzichte Theile in die Luft bringen, veranlassen gichterische Schmerzen in allen Theilen des Körpers, oft so gar Lähmungen, wovon man schwer geheilet wird. Es gibt auch wenig alte und starke Leute in Egypten. Weil also Egypten jederzeit so vielen allgemeinen und eigenthümlichen Krankheiten ausgesetzt war, so mußte man bald auf Heilmittel und Aerzte in diesem Lande denken.

Es soll auch, nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller, in keinem Lande so viele Aerzte gegeben haben, als in Egypten. Nicht ein jeder heilte aber alle Krankheiten ohne Unterschied. Es gab Aerzte für das Zahnweh, Aerzte für die Augenkrankheiten und Aerzte für die Kopfschmerzen. Da die Egyptier dachten, daß das Leben und der Fleiß eines einzigen Menschen nicht hinreichend sey, alle Theile einer so weitläuftigen Wissenschaft, als die Arzneykunde ist, vollkommen zu erlernen, so mußten diejenigen, welche sich auf diese Kunst legten, sich nur auf die Kenntniß einer einzigen Krankheit legen. Von den in Egypten gebräuchlichen Arzneymitteln haben uns die alten Schriftsteller keine Nachrichten gegeben; nur so viel weiß man, daß sie sehr viel auf Diät und auf Purgirmittel gehalten haben, weil sie glaubten, daß die Krankheiten aus den Lebensmitteln entstünden. Es waren auch alle Arzneymittel ausgeschlossen, die bey dem Gebrauche schädlich werden konnten. Sie haben auch viele Vorbauungsmittel gebraucht, und Herodot sagt, daß sie gewohnt gewesen wären, alle Monate drey Tage hintereinander den Körper durch Brechmittel und Klystiere zu reinigen. Das Oel von süssen Mandeln sollen die Egyptier zuerst gekannt und eingeführt haben; auch

das von dem Homer so sehr gerühmte Nepenthe wird unter die von ihnen erfundenen Mittel gezählt;

ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.

Die Eigenschaften dieses Nepenthe des Homers hat eine Aehnlichkeit mit dem Opium der Türken; und vielleicht waren zur Zeit des Homers die Egyptier die einzigen, welche es zu verfertigen wußten.

Die Behandlung der Kranken stand bey den Egyptiern nicht in der Willkühr der Aerzte. Alle Regeln der Arzneykunst waren in gewisse heilige Bücher zusammengetragen, nach welchen sich die Aerzte genau richten mußten. Konnten sie nach dieser Methode den Kranken nicht retten, so waren sie ausser aller Verantwortung, hatten sie dieselbe aber nicht befolgt, und der Kranke starb, so wurden sie mit dem Tode bestraft. Aristoteles redet von einem alten Gesetze der Egyptier, wodurch den Aerzten verboten war, vor dem vierten Tag der Krankheit die Säfte des Körpers zu bewegen, d. i. die Kranken zu purgieren. Man kann daraus leicht schliessen, daß in diesem Lande die Arzneykunde keine grossen Vorschritte habe machen können. Nach einigen Schriftstellern war die Arzneykunst in Egypten noch dazu mit astrologischen Aberglauben verbunden, welches um so wahrscheinlicher ist, da Herodot sagt: daß die Egyptier die abergläubischste Nation unter der Sonne gewesen sind. Doch muß auch auf der andern Seite bemerkt werden, daß die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf alles gerichtet hat, was zur Erhaltung des Bürgers etwas beytragen konnte. Im Kriege und auf Reisen kostete die Kur dem Kranken nichts, weil es vom Staat besoldete Aerzte gab, die sich solcher Kranken annehmen mußten; andere Kranke aber mußten die Aerzte bezahlen.

Astronomie.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die Egyptier noch vor dem Moses ein Sonnenjahr von 360 Tagen gehabt haben, und vermuthlich haben sie durch die Beobachtung des Unterschiedes und der Ungleichheit des Mittagsschatten eingesehen, daß der Sonnenlauf während eines Jahrs die Länge von 12 Mondsumläufen weit übertreffe, und sich dazu anfänglich der natürlichen Sonnenuhren, der Bäume, Berge, Gebäude u. s. w. bedient. Da aber dadurch die Länge eines Sonnenjahrs nicht genau gemessen werden konnte, so sannen sie auf künstliche Sonnenuhren, und dieß sind, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Obelisken gewesen. Eine Stelle des Appions bey dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus sagt deutlich, daß die Obelisken von den Egyptiern zum astronomischen Gebrauch bestimmt gewesen sind, und nach dem Plinius hatte dieses Volk die Obelisken zur Nachahmung der Sonnenstrahlen gehauen, und setzet hinzu, daß dieses der Name sey, womit sie diese großen Spitzen bezeichneten. Diese Benennung hatte eine Beziehung sowohl auf die Gestalt dieser Monumente, als auf den Gebrauch den man davon machte. Als Augustus Egypten zu einer römischen Provinz gemacht hatte, so ließ er 2 grosse Obelisken nach Rom führen, und den einen auf der Rennbahn, den andern auf dem Marsfelde aufstellen, und man gebrauchte dabey alle Vorsicht, damit dieser zum Sonnenweiser dienen konnte, wobey Augustus wahrscheinlich die Weise der Egyptier nachahmte.

Diese alten Sonnenweiser waren aber viel unzuverlässiger, als diejenigen, welche in der Folge erfunden worden sind. Man betrachte nur die noch vorhandenen Obelisken. Sie sind in der Gestalt viereckigter Pyramiden zugehauen, woran die Spitze abgenommen war. Es konnte daher der Punkt des Schattens, der

von der Spitze des Obeliskes gemacht wurde, auf der Mittagslinie nicht bestimmt werden, da er den Theil eines sehr schwer zu unterscheidenden Halbschattens machte. Ein scharfsinniges Volk, wie die Egyptier waren, mußte bald die Unbequemlichkeit dieser Sonnenweiser gewahr werden. Sie setzten daher auf den Gipfel des Obeliskes eine Kugel, die auf einem dünnen und ziemlich hohen Stabe ruhete, damit der Schatten, den sie machte, von dem Schatten des Obeliskes ganz abgesondert war. Die Projektion dieses Schattens auf dem nahen Boden des Gnomons machte eine Ellipse, deren Mittelpunkt durch seine Lage die Höhe des Mittelpunktes der Sonne ziemlich genau bestimmte. Man findet zwar keinen unmittelbaren Beweis in den alten Schriftstellern, daß die Egyptier Kugeln auf ihre Obelisken gesetzt hätten; aber Augustus hat dergleichen auf denjenigen setzen lassen, der auf dem Marsfelde von ihm errichtet worden ist. Sollte er dieses nicht gethan haben, um die Gewohnheit der alten Egyptier nachzuahmen? Man sieht ja auch auf alten griechischen Münzen Obelisken mit Kugeln.

Syncellus schreibt die Verbesserung des alten egyptischen Kalenders einem König Aseth zu, unter dessen Regierung das egyptische Jahr, das nur 360 Tage hatte, auf 365 gesetzt wurde. Da es aber schwer ist, die Regierungen der alten Beherrscher von Egypten zu finden, so läßt sich auch die Zeit dieser Verbesserung schwer bestimmen. Wenn Diodor das Grab des Königs Osymandes zu Theben beschreibt, so redet er von einem goldenen Ringe, dessen Umkreis 365 Eln hatte, und der eine Elle breit war. Eine jede von den 365 Ellen, sagt er, gliech einem Tage des Jahrs, und es war darauf der Aufgang und der Untergang der Gestirne von jedem Tage gezeichnet. Strabo nennt diesen König Ismandes und setzt hinzu, er wäre der Memnon, den die alten Geschichtschreiber so oft einen König von Aethiopien nennen.

nen. Man findet diesen Memnon in einigen Verzeichnissen der egyptischen Könige, und seine Regierung fällt in die Zeit des trojanischen Kriegs. Man weiß auch übrigens, daß zur Zeit des trojanischen Kriegs das Sonnenjahr der Egyptier 365 Tage hatte, und daß also die Regierung des Asethes vor dieser Epoche hergehen müsse. Allein die Untersuchung des Kyklus, welchen die Egyptier den Kyklus Kanikularis nannten, gibt ein noch genaueres Datum an. Die Alten reden oft von dem grossen Jahre der Egyptier, auch Gottesjahr genannt, und Censorinus nebst andern Schriftstellern sagen, daß dieses Jahr mit dem 1461sten Jahre anfieng, welches also ein Kyklus Kanikularis war. Wenn man dieses voraussetzt, so findet man vom Jahr 1322 vor Christi Geburt bis auf das Jahr 139 der christlichen Zeitrechnung einen Kyklus Kanikularis, der durch die Zeugnisse und Rechnungen vieler Schriftsteller bewiesen ist. Man muß also sehen, ob die Einführung des Jahrs von 365 Tagen mit dem Anfang eines Kyklus übereintrift. Nun aber sieht man augenscheinlich, daß zu der Zeit dieser verbesserten Einführung der Thoth kanikularisch war, und daß dieses erste Jahr mit dem Aufgange des Hundssternes angefangen habe. Es ist also wahrscheinlich, daß man die Einführung des Jahrs von 365 Tagen auf das Jahr 1322 vor Christi Geburt setzen könne.

Die fünf zugesetzten Tage des Jahrs waren nicht in die Monate eingeschaltet, sondern stunden am Ende des letzten Monats. Die Egyptier waren also der wahren Länge des Sonnenjahres ziemlich nahe gekommen, und ihre Astronomen haben endlich sogar entdeckt, daß das Jahr von 365 Tagen nur um einige Stunden kürzer sey, als das natürliche Sonnenjahr, welches aber in spätern Zeiten geschah, als diejenigen sind, wovon wir jetzt reden.

Von der Geometrie, Mechanik und Geographie.

Die Auflagen, welche Sesostris auf alle Ländereyen legte, waren dem Wachsthume der Geometrie in Egypten zuträglich, weil die Auflagen mit der Grösse der Besitzungen im Verhältniß gestanden sind, und man auch auf die Veränderungen, welche der Nil an den Feldern machte, Rücksicht genommen hat, wodurch die Kunstgriffe der Geometrie vollkommener wurden.

Die Mechanik scheinen die Egypter in diesem Zeitraume unter allen Theilen der Mathematik am besten verstanden zu haben; denn wie würden sie ohne mechanische Kunstgriffe im Stande gewesen seyn, solche Massen, wie die Obelisken gewesen sind, aufzurichten? Welcher Maschinen sie sich aber bedient haben, das ist unbekannt. Durch die Eroberungen des Sesostris wurden sie auch mit der Länderkunde bekannt. Dieser König soll sogar eine Charte von allen Ländern, die er durchzogen hat, haben aufnehmen lassen. In dem Gedichte des Apollonius Rhodius weissagt der König Phineus den Argonauten die Begebenheiten, welche ihnen bey ihrer Rückfahrt zustossen würden; und wenn Argus, einer ihrer Gefährten, ihnen diese Wahrsagung erklärt, so sagt er ihnen, daß der Weg, den sie nehmen mußten auf Tafeln, oder vielmehr auf Säulen beschrieben wäre, die ein egyptischer Eroberer zu Ora, der Hauptstadt in Kolchis, zurückgelassen hätte. Er setzt hinzu, daß die ganze Länge der Wege, die Gränzen des Erdbodens und des Meeres auf diesen Säulen zum Besten der Reisenden verzeichnet wären. — Noch kann hier angemerket werden, daß die älteste Bibliothek, deren die Geschichte gedenket, eine egyptische war; denn unter den Gebäuden, welche das prächtige Grabmahl des Osymandes umgaben, war eines, in dem sich die heilige Bibliothek befand, und welches die Aufschrift hatte: Arzneymittel für die Seele.

Drittes Kapitel.

Von Griechenland.

Viele griechische Schriftsteller haben ihren alten Landsleuten die Erfindung der Künste und Wissenschaften zugeschrieben; andere und besser unterrichtete aber haben auf diese angemaßte Ehre Verzicht gethan, und eingestanden, daß Griechenland seine ersten Kenntnisse aus Egypten und Asien erhalten habe. Aber so viel ist richtig, daß die ersten Kenntnisse, welche Griechenland von dem Auslande erhalten hatte, von den Griechen weit vollkommner gemacht worden sind. Man kann den Kekrops, Danaus und Kadmus für die Urheber vieler Kenntnisse ansehen, wodurch sich die Griechen in den folgenden Zeiten vor allen andern Völkern so vortheilhaft ausgezeichnet haben, so unvollkommen auch der erste Anfang gewesen seyn mag. Viele Jahrhunderte hindurch blieben die Kenntnisse der Griechen in der Kindheit. Um sie aus diesem Zustande herauszuführen, mußten verständige Personen, so zu sagen, zu der Quelle wieder zurückegehen, aus welcher die ältesten Griechen zuerst geschöpft hatten. Sie mußten aus Egypten und Asien aufs neue das erforderliche Licht holen. Durch diese Reisen haben sie aufs neue ihr Vaterland mit neuen Kenntnissen bereichert, und die Schüler haben in kurzer Zeit ihre Lehrmeister übertroffen.

Von der Arzneykunde.

Bey den Griechen waren, wie bey allen alten Völkern, die Professionen des Arztes, Wundarztes und Apothekers in einer Person vereiniget. In dem heroischen Zeitalter war man aber mit der Heilkunde der innerlichen Krankheiten wenig oder nicht bekannt. Man hat ein einziges, aber durch die Fabel verstelltes Beyspiel davon. Die Töchter des Proetus, Königes zu Argos, bil-

deten

deten sich ein, sie wären durch den Zorn der Juno oder des Bacchus in Kühe verwandelt worden; das ist, sie waren durch eine Gemüthskrankheit wahnsinnig worden. Ein argivischer Prinz, Melampus, hatte sich nach der Sitte des Alterthums dem Schäferleben ergeben, und diese Lebensart gab ihm Gelegenheit, einige Entdeckungen in der Arzneykunde zu machen. Er hatte unter andern bemerkt, daß seine Ziegen, wenn sie Nieswurz gefressen hatten, stark abgeführt wurden, und gerieth auf den Einfall, den Töchtern des Prötus die Milch von dieser Nieswurz zu geben, und soll sie dadurch von ihrem Wahnsinne geheilet haben. Er verlangte aber für diese Kur von dem Prötus den dritten Theil des Königreiches Argos; oder nach andern Geschichtschreibern hat Prötus aus Dankbarkeit sein Königreich mit dem Melampus und dessen Bruder Bias getheilt.

Die Wissenschaft der ersten Aerzte bestand also blos in der Ausübung der Wundarzneykunst, und es haben die Griechen bereits vor Troja bey ihrer Armee Aerzte gehabt; aber Homer sagt doch nicht, daß sie in der eingerissenen Pest gebraucht worden sind. Er läßt sie nur zum Verbinden der Verwundeten rufen. In der Ilias wird Menelaus mit einem Pfeil in die Seite verwundet, und sogleich läßt man den Machaon kommen, um ihn zu verbinden. Dieser, ein Sohn des Aeskulaps untersucht zuerst die Wunde, saugt das Blut heraus, und legt einen schmerzenstillenden Verband darauf. Aus was für Mitteln dieser Verband bestand, wird nicht bemerkt; wahrscheinlich aber blos aus einigen bittern Wurzeln, indem Homer ein andermal ausdrücklich sagt, daß man den Saft einer bittern zerstossenen Wurzel auf die Wunde that. Man bediente sich derselben, um die Fäulnis zu verhüten, und das Zuheilen der Wunden zu befördern. Es war auch gewöhnlich, die Wunden mit lauem Wasser auszuwaschen. Die Waffen der heroischen Zeiten waren,

wie

wie schon gesagt worden ist, von Kupfer, und Aristoteles glaubte, daß Wunden, die von solchen Gewehren gemacht worden sind, nicht so schwer zu heilen wären, als die Wunden von eisernen Waffen. So schädlich der Kupferrost oder Grünspan innerlich gebraucht ist, so nützlich ist sein äusserlicher Gebrauch. Er trocknet die Geschwüre und verzehret das wilde Fleisch. Uebrigens ist auch die Entdeckung der Eigenschaften des Kupfers zur Heilung der Wunden sehr alt. Achilles hat den Telephus mit dem Rost seiner Lanze, deren Spitze von Kupfer war, geheilet.

Es gehört unter die ältesten Arten des Aberglaubens, daß man sich einbildete, man könne durch die Kraft gewisser Worte das Blut stillen und Wunden heilen. Bey dem Homer erzählt Ulysses, daß, als er von einem wilden Schweine verwundet worden wäre, die Söhne des Autolykus seine Wunde verbunden und das Blut durch gewisse hergesagte Worte gestillet hätten. Wahrscheinlich war auch mit dem wunderbaren Knoten, welchen Herkules erfunden haben soll, Aberglauben verbunden. Man schrieb diesem Knoten die Kraft zu, Wunden zu heilen. Was die Krankendiät anbetrift, so läßt Homer seine verwundeten Helden eine eben nicht vorzügliche beobachten. Machaon, Arzt und Soldat zugleich, wurde bey einem Ausfalle der Trojaner gefährlich an der Schulter verwundet. Nestor führte ihn in sein Gezelt zurück, und hier nahm Machaon einen Wein, in welchen Käse und Brosamen gemischt waren. Schon Plato hat eine Anmerkung darüber gemacht, aber es durch die Lebensart des heroischen Zeitalters zu entschuldigen gesucht; aber diese schlechte Diät ist mehr der Unwissenheit zuzuschreiben, in welcher man sich damals in Ansehung der Grundsätze der Arzneykunst befand.

Was das Aderlassen betrift, so ist schon angemerkt worden, daß man in den alten Zeiten nichts davon gewußt

wußt hat. Bey dem Homer findet man keine Spur davon; und doch will Stephan von Byzanz behaupten, daß es in den heroischen Zeiten schon bekannt gewesen seyn; aber ein gar zu neuer Zeuge kann bey so entfernten Zeiten nicht gültig seyn. — So wie bey den morgenländischen Völkern die Sorgfalt für die Entbindung der Frauen den Weibspersonen anvertraut gewesen ist, so war bey den Griechen das Gegentheil gewöhnlich; denn bey ihnen war es den Frauenspersonen ausdrücklich verboten, irgend einen Theil der Arzneykunst zu treiben, selbst die Hebammenkunst nicht ausgenommen, welches Verbot schlimme Folgen hatte, weil die Weiber sich scheuten, in so kritischen Augenblicken die Männer zu Hülfe zu rufen. Daher kamen sehr viele bey den Geburtsschmerzen ums Leben. Die Geschicklichkeit einer jungen Athenienserin, welche sich in eine Mannsperson verkleidete, hat den Weibern aus dieser Verlegenheit geholfen. Da man aber endlich darüber Argwohn schöpfte, so wurde dieser vermummte Arzt vor den Areopagus geführt. Agonice, so hieß diese Geburtshelferin trug aber den Grund ihres Betragens so geschickt vor, daß man das alte Verbot abschafte, und von dieser Zeit an den Weibern erlaubte, den Gebährenden beyzustehen.

Fast allen Helden der heroischen Zeiten werden medicinische Kenntnisse beygelegt, dem Aristeus, Jason, Telamon, Teucer, Peleus, Achilles, Patroklus u. s. w. und sie sollen von dem Centauren Chiron unterrichtet worden seyn. Man nennt noch heutiges Tages viele Pflanzen nach den Namen dieser Helden, zum Beweise, daß man sie in dem Alterthume für die ersten hielte, welche ihre Heilkraft entdeckt hatten. Die Kolchierin Medea wurde von den Alten für eine berühmte Zauberin gehalten, wahrscheinlich deswegen, weil sie sich die Kenntniß von den Kräften gewisser Kräuter erworben, und davon vielleicht einen bösen Gebrauch gemacht hat.

Mathematik.

Die mathematischen Kenntnisse der Griechen waren in dem heroischen Zeitalter sehr eingeschränkt, und verdient gewiß nicht den Namen einer Wissenschaft. Der Geist der Griechen entwickelte sich überhaupt nicht so geschwind, als der Geist der morgenländischen Völker. Wenn man die Griechen dieser heroischen Zeiten mit den Phöniziern eben dieser Zeit vergleicht, so wird man beynahe einen eben so grossen Unterschied finden, als zwischen den europäischen Völkern und den Amerikanern zur Zeit ihrer Entdeckung.

Arithmetik.

Man kann keine bestimmten Begriffe von dem Zustande dieser Wissenschaft unter den Griechen in den heroischen Zeiten angeben. Sie haben, wie alle Völker des Alterthums, keine eigentlich sogenannten Ziffern gehabt, sondern sich statt derselbigen der Buchstaben des Alphabetes bedient, die sie auf eine verschiedene Art eintheilten und stellten. Es scheinet, daß sie Anfangs die Zahlen durch die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter ausgedruckt haben, an deren Stelle sie aber, weil es Verwirrung verursachte, da sich mit dem ε drey Zahlwörter, ἑξ, ἑπτα und ἐννεα anfangen, in der Folge die Zahlbuchstaben nahmen. Diese zweite Operation ist weit zusammengesetzter als die erste, und konnte nicht eher eingeführt worden seyn, als bis man von den Phöniziern die Episemon Bau, Koppa und Sanpi, die später nach Griechenland gekommen sind. Zu der Zeit des Herodians war noch die erste Art zu rechnen in den Gesetzen des Solons, und auf alten Säulen vorhanden, und bey den Athenienſern erhielt sie sich auch länger.

Astronomie.

Mit der Astronomie sind die Griechen lange Zeit unbekannt geblieben, daher auch in den heroischen Zeiten und noch lange nachher ihr Kalender sehr unvollkommen gewesen ist, weil sie sich nur erst spät auf den Ackerbau legten, und sie lange Zeit keine weiten Schifffahrten gemacht haben. Doch wurde ein grosser Theil der berühmten Helden dieses Zeitalters für Sternkundige gehalten, und es werden den meisten derselbigen astronomische Entdeckungen zugeschrieben. Wahrscheinlich haben die Griechen zuerst die Jahre blos nach den Jahrszeiten gerechnet, und zwar verschiedene griechische Völker auch verschieden. Die Arkadier gaben dem Jahr zuerst drey und nachher vier Monate; die Argiver und Akarnanier gaben dem ihrigen sechs. Es läßt sich die Zeit nicht bestimmen, wenn sie hierinnen eine Verbesserung gemacht haben. Vor Alters waren ihre Monate blos lunarisch; aber sie mußten bald einsehen, wie unregelmäßig diese Eintheilung der Zeit sey. In weniger als 17 Jahren war die Ordnung der Natur ganz umgekehrt; der Sommer kam an die Stelle des Winters und der Winter an die Stelle des Sommers. Und so ersannen sie nach und nach verschiedene Perioden oder Kyklen, um die Länge ihrer Jahre mit der periodischen Zurückkunft der Jahrszeiten übereinstimmend zu machen. Aber es fehlte dabey an Genauigkeit, wie die Beschaffenheit dieser Perioden beweiset.

Die erste, Dieteris genannt, setzt voraus, daß 25 Mondesumläufe mit 2 Sonnenumläufen eintreffen, und aus diesem falschen Grundsatz glaubten sie, das wahre Mittel gefunden zu haben, ihre Monate auf die rechte Jahrszeit zurück zu bringen, indem sie alle zwey Jahre einen dreyzehnten Monat einschalteten, so daß die Jahre wechselsweise aus 12 und 13 Monaten bestanden sind. Da man aber die Unvollkommenheit dieser Jahresrechnung

nung

nung einsah, denn die Dieteris war 7 Tage länger, als 2 Sonnenjahre, und machte folglich alle 8 Jahre einen Fehler von 28 Tagen, so fiel man auf den Gedanken, die Zeit zwischen der Einschaltung des 13ten Monats zu verdoppeln, und diese Einschaltung nicht eher, als nach dem Umlauf von 4 Jahren, oder zu Anfang eines jeden 5ten Jahres, vorzunehmen. Daher hieß diese Bestimmung des Jahrs Tetraeteris oder Pentaeteris. Weil sie aber noch fehlerhafter war, als die Dieteris, so erfanden die Griechen endlich eine dritte, welche man Oktaeteris oder Enneaeteris nannte, weil dieser Kyklus mit dem neunten Jahre anfieng. Die Schriftsteller sind aber über die Einrichtung desselbigen nicht einig.

Dieser letzte Kyklus mag von den Zeiten des Kadmus an in Griechenland statt gehabt haben; denn unter ihm geschieht von einem grossen Jahre Meldung, das aus 8 Jahren bestanden haben soll. Bekanntermassen haben die Alten unter diesen grossen Jahren angenommene Perioden verstanden, um die Länge der ordentlichen Jahre zu berichtigen, und sie auf die Ordnung der Jahrszeiten, und den Umlauf der Gestirne zurückzubringen. Es scheinen sich auch in der Art, wie nach dem Zeugnisse der Alten Minos seine Gesetze bekannt machte, Spuren von dieser Jahrrechnung zu finden. In der Folge gaben sich die Griechen mehr Mühe, die Länge der Jahre zu berichtigen. Eine alte Sage schreibt diese Verbesserung dem Delphischen Orakel zu, welches gesagt haben soll, daß man die Feste nicht blos nach der Gewohnheit des Landes feiern, sondern noch drey Dinge beobachten müsse. Sie glaubten darinnen einen Befehl erhalten zu haben, auf die Tage, Monate und Jahre Acht zu haben, und die Jahre nach dem Lauf der Sonne, und die Monate nach dem Lauf des Mondes einrichten zu müssen.

Nach dem Zeugniß der besten Schriftsteller hatten die Griechen vor der Regierung des Atreus noch nicht

auf die eigene Bewegung der Sonne vom Abend gegen Morgen Acht gegeben; denn dieser Fürst soll die Griechen zuerst darinn unterwiesen haben; seine Regierung aber ist nur 16 Jahre vor dem trojanischen Krieg hergegangen. Doch haben einige Neuere behaupten wollen, daß der Zug der Argonauten die astronomischen Kenntnisse der Griechen sehr bereichert habe, da eine lange und gefährliche Schiffarth sie genöthiget habe, den Himmel genau zu beobachten. Man legt sogar dem Centauren Chiron die Verbesserung des Kalenders zum Besten der Argonauten bey, aber alles ohne Grund. Chiron ist blos für einen in der Kräuterkunde erfahrnen Mann gehalten worden, und daher auch für einen Arzt, der von den Heilkräften der Pflanzen gute Kenntnisse hatte. Er war ein Lehrer des Jasons, und soll ihm aus diesem Grunde den Namen Jason (der Heilende) statt seines vorigen Diomedes, gegeben haben. In diesen Traditionen ist nun aber von der Sternkunde die Rede nicht. Uebrigens haben bey der Beschaffenheit der damaligen Schiffahrt die Argonauten eben keinen Kalender nöthig gehabt, der den Auf- und Untergang der Sterne bemerkt hätte; denn damals schifften die Griechen blos an den Küsten hin, und so fuhren die Argonauten von Thessalien bis nach Kolchis. Zu was hätten sie also den vorgeblichen Kalender des Chirons nöthig gehabt? Man wird in der Folge sehen, daß selbst zur Zeit des Homers, das ist, mehr als 300 Jahre nach der Fahrt der Argonauten, der große Bär der einzige Führer war, den die Griechischen Schiffer kannten.

Homer, der in seinen Gedichten so viele Gelegenheit hat, von Gestirnen zu reden, und es auch oft thut, nennet nicht mehr als sechs Sternbilder: den grossen Bären, Orion, Hirten, Hyaden, Plejas und den grossen Hund; und daraus sollte man schliessen, daß zu sei-

ner Zeit die Griechen nicht mehrere gekannt haben. Er nennt auch keine grössere Anzahl in der Beschreibung des Schildes des Achilles, wo er sagt: daß Vulkan alle Gestirne, mit welchen der Himmel bekränzt ist, darauf vorgestellt habe. Auch Hesiodus nennt nicht mehrere; denn der Sirius und der Arkturus, die bey ihm vorkommen, sind nur zwey besondere Sterne, davon jener einen Theil des grossen Hundes, und der andere des Hirten ausmachten. Der viel jüngere Anakreon nennt nur ein einziges Sternbild mehr, und zwar den kleinen Bären. Ueberhaupt haben die Griechen vor dem Thales keinen Begriff von der Astronomie, als Wissenschaft betrachtet, gehabt. Nach dem Plinius hat sie Anaximander zuerst mit der Schiefe der Ekliptik bekannt gemacht, und nach eben diesem Schriftsteller ist Kleostratus der erste gewesen, der die verschiedenen Zeichen, aus welchen der Thierkreis besteht, bekannt machte, und dieß scheint erst einige Zeit nach dem Anaximander geschehen zu seyn.

Die Griechen haben also in den heroischen Zeiten, und selbst noch lange nachher, nur diejenigen Sternbilder gekannt, deren Beobachtung zum Ackerbau am nöthigsten ist. Nur nach und nach gelangten sie zur Kenntniß und Zeichnung des größten Theiles der Gestirne. Was die Planeten anbetrift, so ist es gewiß, daß die Griechen in diesem Zeitraume nur die Venus kannten; denn dieses ist der einzige Planet, von welchen in den Schriften des hohen Alterthumes geredet wird. Sie hatten sogar, bis auf die Zeit, da Eudoxus und Plato aus Egypten zurückkamen, gar keinen Begriff von der eigenen Bewegung der Planeten, indem sie noch zur Zeit des Pythagoras glaubten, daß die Venus am Morgen, und die Venus am Abend zwey verschiedene Planeten wären. Erst Pythagoras hat sie eines bessern belehrt.

Von der Geometrie, Mechanik und Geographie.

Die Nachrichten, welche uns die alte Geschichte, und besonders Homer von diesem Zeitraume geben, beweisen, daß die Griechen damals einige Begriffe von den Grundsätzen dieser Wissenschaften gehabt haben. Aber es ist doch unmöglich, von dem Zustande der mathematischen Wissenschaften in dem heroischen Griechenlande bestimmte Nachrichten zu geben, weil uns die alten Schriftsteller dergleichen nicht überliefern. Wenn man weitläuftiger davon reden wollte, so müßte man blos die Muthmassungen wiederhohlen, die in dem ersten Theile vorgelegt worden sind. Statt dessen sollen einige Betrachtungen über die Ursachen, welche das Wachsthum der Wissenschaften in Griechenland so lange aufgehalten haben, vorgetragen werden. Wenn man den Zustand untersucht, in dem sich Griechenland im heroischen Zeitalter befunden hat, und die daselbst vorgefallenen Begebenheiten erwägt: so wird man sehen, daß es den Griechen nicht möglich war, die ersten aus Egypten und Asien erhaltenen Kenntnisse zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Wissenschaften können nur in etwas beträchtlichen Staaten zu einer Art von Vollkommenheit gelangen; Griechenland aber zählte in den heroischen Zeiten, und noch lange nachher fast eben so viele Königreiche, als Städte; und da sich die Einwohner dieser kleinen Staaten blos mit der Sorge für ihre Erhaltung beschäftigen mußten, so konnten sie es in den Wissenschaften unmöglich weit bringen. Zum Wachsthume der Wissenschaften ist auch Ruhe nöthig. Griechenland war aber damals nichts weniger, als in dem Genuße derselbigen. Es war den Streifereyen und Plünderungen der Ausländer ausgesetzt, von innerlichen Kriegen und Spaltungen geplagt, genöthiget, Kriege in entfernten Gegenden zu führen, und endlich den traurigsten Revolutionen

aus-

ausgesetzt — wie hätten sich da die Griechen den Wissenschaften und Künsten, die nur in dem Schatten des Friedens gedeihen, mit Eifer ergeben können?

Die griechischen Staaten waren anfangs nicht blühend; daher gab es auch keine Sicherheit und Ruhe. Das offene und wehrlose Land war der Raubsucht der benachbarten Völker Preiß gegeben, und aus Furcht vor den Seeräubern entfernten sich die Einwohner, so viel als möglich von der Küste. Aber auch im Innern des Landes fand man nicht mehr Sicherheit, weil die Einwohner einander beraubten und aus den Wohnungen vertrieben, so daß man fast beständig die Waffen in der Hand haben mußte. Die neuen aus Asien und Egypten zu Anfange dieses Zeitraums gekommenen Kolonien befreiten die Griechen aus dieser traurigen Lage. Sie brachten Kenntnisse mit, welche sie noch nicht, oder wenigstens ganz vernachlässiget, hatten. Man erbaute Städte an wohlgelegenen Orten, die zugleich zum Handel bequem waren. Nun wurden die Küsten sicherer, die Seeplätze reicher, größer und volkreicher, und auf diese Weise wurde Griechenland nach und nach gesitteter und erkenntnißreicher. Aber ein Geist der Zwietracht entstand zugleich in den verschiedenen benachbarten Staaten, und ohne mehrere innerliche Feindseeligkeiten anzuführen, so setzten die zween thebanischen Kriege ganz Griechenland in Brand. Die Fahrt der Argonauten, welcher den Kern der Nationaljugend im Auslande beschäftigte, das darauf gegen Troja geschlossene Bündniß, und endlich die Veränderung, welche die Zurückkunft der Herakliden nach dem Peloponnes veranlaßte, ließen den Griechen keine Zeit, sich zu einer bessern Geistesbildung zu erholen. Die Heere der Herakliden bestanden größtentheils aus Doriern, einem unwissenden und wilden Volk, das Griechenland in eine neue Barbarey stürzte, daher sich viele Griechen, die aus ihrem Vaterlande ver-

trieben wurden, auf den Inseln und der Küste von klein Asien niederliessen. Und diese Griechen waren es, denen nachher das europäische Griechenland den neuen Glanz der Wissenschaften zu verdanken hatte.

Viertes Buch.

Handlung und Schiffahrt.

In dem ersten Theile dieses Werkes konnten über den Ursprung der Handlung und Schiffahrt nur allgemeine Betrachtungen, wegen der Dunkelheit der ältesten Geschichte, angestellt werden. Nun kann man aber schon bestimmter davon reden.

Erstes Kapitel.

Von den Egyptiern.

Die ersten Einwohner von Egypten hatten keine große Neigung zum Handel, und legten sich auch späte auf die Schiffahrt, weil die Staatskunst und der Aberglaube dieses Volkes beide nicht begünstigte. Sesostris, der 1659 vor der christlichen Zeitrechnung den Thron bestieg, setzte sich über diese Vorurtheile hinweg, um seinen Plan, die ganze Erde zu erobern, auszuführen. Er ließ eine ansehnliche Flotte ausrüsten, die aus 400 Seegeln bestanden haben soll. Nach den alten Schriftstellern waren dieses die ersten Kriegsschiffe, weil die Egyptier vorher nur schwache Kähne oder Fähren hatten, mit denen sie an den Ufern des arabischen Meerbusens hinseegelten. Auf diesem Meere ließ auch Sesostris seine Flotte bauen, vermuthlich mit Hülfe phönizischer Arbeitsleute; und vielleicht ist auch ein großer Theil des Schiffsvolkes aus Phöniziern bestanden. Durch diese Flotte bemeisterte sich Sesostris eines großen Theiles der an dem indianischen Meere liegenden Küsten. Von Schiffen, die er

auf

auf der mittelländischen See gehabt hatte, weiß die Geschichte nichts. Wenn Diodor sagt, er habe sich der cykladischen Inseln bemächtiget, so ist dieses wahrscheinlich von einer Inselgruppe des indischen Meeres zu verstehen. Seine Regierung war eine glänzende, aber bald vorübergehende Epoche für das egyptische Seewesen. Die nachfolgenden Könige scheinen das Seewesen nicht in Schutz genommen zu haben, sondern zu den alten Vorurtheilen zurückgekehrt zu seyn. Obgleich auch Sesostris in dem Lande viele Kanäle hatte anlegen lassen, um den Transport der Waaren durch das ganze Land zu erleichtern, so haben diese Anstalten, welche so geschickt waren, die Handlung zu begünstigen, ihnen doch keinen Geschmack an derselbigen einflössen können. Daß Kekrops und Danaus, ungefähr hundert Jahre nach dem Sesostris, Kolonien aus Egypten nach Griechenland geführt haben, kann man nicht wohl als ein Projekt der Handlung und Schiffarth ansehen, da diese Anführer der Kolonien keine Verbindung mit dem Mutterlande unterhielten. Sie waren eigentlich Ebentheurer, die, mit ihrem Vaterlande, das vielleicht nicht Platz genug für sie hatte, unzufrieden, sich an die Spitze anderer Ebentheurer stellten, und in einem fremden Lande ihr Glück zu machen suchten.

Die Egyptier ließen auch die Ausländer nicht gerne in ihr Land. Die egyptischen Seehäfen, den zu Naukratis ausgenommen, blieben stets verschlossen, und wurden erst unter der Regierung des Psammetichus, mehr als 1000 Jahre nach dem Sesostris, eröfnet. Allein, ungeachtet das alte Egypten wenig Handlung trieb, so besaß es doch sehr große Reichthümer, welche ihm die Eroberungen seiner ersten Beherrscher verschafft hatten; denn diese hatten einen grossen Theil von Asien durchzogen und unterjocht. Sesostris brachte von seinen Zügen eine unermeßliche Beute zurück, und legte den bezwun-

genen Völkern beträchtliche Tribute auf, die sie sogar selbst nach Egypten bringen mußten. Seine Nachfolger ahmten seinem Beyspiele nach. Noch zur Zeit des Strabo und Tacitus vorhandene Aufschriften bemerkten das Gewicht des Goldes und Silbers, die Zahl der Waffen und Pferde, die Menge Elfenbein, Rauchwerk, Getreide u. s. w. welche ein jedes Volk liefern mußte. Dadurch wurde das alte Egypten auch ohne Handlung reich. Die prächtigen Denkmäler, welche seine Könige errichten ließen, brachten das Geld unter dem Volk in Umlauf.

Zweites Kapitel.

Von den Phöniziern.

Wenn man von den Phöniziern redet, so muß man die Zeiten sorgfältig unterscheiden. Ihr Land war von beträchtlichem Umfange, und hieß Kanaan; aber die Israeliten haben den größten Theil desselbigen erobert, so daß die Länder, welche in der Theilung dem Stamm Asser zufielen, sich bis Sidon erstreckten; diese Stadt aber blieb ununterjocht. Die Sidonier haben nicht nur ihre Handlung fortgeführt, sondern sie auch immer mehr erweitert; und sie wurden auch bald so mächtig, daß sie zur Zeit der sogenannten Richter die Israeliten wieder unterdrückten.

Wenn auch gleich die Eroberungen des Josua den Phöniziern einen Theil ihres Landes entzogen, so wurden sie doch dafür in der Folge hinlänglich entschädiget. Um ihre Handlung mit Vortheil führen zu können, legten sie in verschiedenen Ländern, wo sie hin handelten, Niederlagen an, und um diese zu sichern, sandten sie Kolonien dahin. Sidon gab den aus ihren Wohnplätzen verdrängten Phöniziern eine Freystätte, und als dieser Ort ihnen zu klein wurde, so mußten sie sich neue Niederlassungsplätze suchen. Das Meer stand ihnen offen,

Sidon gab ihnen Schiffe, und bediente sich dieser Leute sehr vortheilhaft, um ihre Handlung auszubreiten und Niederlagen anzulegen. Daher kommt die grosse Menge von Kolonien, welche die Phönizier in Europa und Afrika angelegt haben.

Von der Stadt Tyrus war damals noch keine Rede, auch nicht einmal von dem alten Tyrus, welches Nebuchodonoser eingenommen hat. Diese Stadt ist erst 40 Jahre nach der Eroberung von Troja erbaut worden, und hatte ihren Ursprung einer Kolonie Sidonier zu verdanken. Ihr Anfang war gering; daher Homer, der so oft von Sidon redet, Tyrus nicht einmal nennet.

Die ersten Niederlagen der Phönizier waren auf den Inseln Cypern und Rhodus, und nach und nach kamen sie nach Griechenland, Sicilien und Sardinien, hierauf nach Gallien, und endlich lernten sie auch das südliche Spanien kennen. Sie sind die ersten, welche zu Schiff bis an die westliche Spitze von Europa gekommen sind. Man will noch den Namen Spanien aus der Phönizischen Sprache ableiten, in welcher Spanija so viel heißt, als: voll von Kaninchen, indem die ersten Phönizier eine ungeheure Menge dieser Thiere in diesem Lande sollen angetroffen haben. Bisher war man zur See noch nicht über das mittelländische Meer hinausgekommen. Da aber jetzt die Phönizier an die südwestliche Spitze von Spanien kamen, so bemerkten sie, daß die mittelländische See vermittelst eines Kanals mit einem andern Meere Gemeinschaft habe. Und so kamen ungefähr um das Jahr 1250 die phönizischen Schiffe aus dem mittelländischen Meere durch die Strasse auf den atlantischen Ocean, stiegen an der westlichen Küste von Spanien an das Land, schickten Kolonien dahin und erbauten Städte, vorzüglich aber auf der nahe an der Küste gelegenen Insel Gades, die jetzt unter dem Namen Ka-

dix bekannt ist. Es war dieser Posten eine sehr bequeme Niederlage für die kostbaren Waaren, welche sie aus Asien und den benachbarten Ländern brachten, und sie konnten auch diejenigen dahin bringen, welche sie aus dem bätischen Spanien geholt hatten. Der auf der Insel erbauten Stadt gaben sie einen Namen, der in ihrer Sprache Gadir, das heißt: ein Zufluchtsort, bedeutet.

Die Handlungsvortheile der Phönizier an der spanischen Küste waren ihnen sehr vortheilhaft. Die Einwohner dieses reichen Landes waren rohe Barbaren, hatten aber Gold und Silber im Ueberfluße, die sie zu dem schlechtesten Gebrauche verwandten. Gegen Oel und andere Kleinigkeiten bekamen sie eine ungeheure Menge Silbers, daß es kaum ihre Schiffe fassen konnten. Sie mußten daher alles Bley, womit ihre Anker beschwert waren, wegnehmen, und Silber an dessen Stelle setzen. Eben so gieng es den Europäern, als sie die ersten Reisen nach Amerika machten. Ausser dem Gold und Silber zogen die Phönizier aus Spanien auch Wachs, Honig, Mennig, Eisen, Bley, Kupfer und Zinn.

Nachdem sie sich aber mit der Schiffarth auf dem atlantischen Ocean bekannt gemacht hatten, so breiteten sie sich auf der linken Seite der Meerenge eben so aus, wie sie es auf der rechten gethan hatten. Strabo sagt: daß sie nicht lange nach dem trojanischen Krieg einen Theil der westlichen Küste von Afrika beschifft, und daselbst auch einige Niederlagen errichtet, auch Städte erbauet hätten. Ihre Reise nach England läßt sich wohl nicht in diese Zeiten setzen. Die alten Schriftsteller waren überzeugt, daß alles Zinn, welches in der alten Welt verbraucht wurde, aus den Kassideritischen Inseln kam, welche ohne Zweifel die jetzigen Sorlingen und ein Theil der Küste von Kornwallis sind. Schon zu den Zeiten Mosis war das Zinn bey den Israeliten bekannt,

und

und aus dem Homer erhellet, daß man schon in dem heroischen Zeitalter davon Gebrauch gemacht habe. Daraus scheint zu folgen, daß die Phönizier seit den ältesten Zeiten nach England gehandelt hätten. Es lassen sich aber doch wichtige Zweifel dagegen einwenden. Diese Inseln und Spanien sind allzuweit von einander entfernt, als daß man vermuthen könnte, daß die Phönizier schon so frühzeitig diese Ueberfahrt versucht hätten, da dieselbe nur auf der hohen See geschehen konnte. Man könnte freilich sagen, daß die Phönizier von der Küste Galliens, die England gegen über liegt, dahin gekommen sind; aber dieß würde voraussetzen, daß diese Völker, von den ältesten Zeiten an, alle spanischen und gallischen Küsten durchzogen hätten, welches nicht sehr wahrscheinlich ist. Spanien und Portugall scheint vielmehr den Phöniziern das Zinn geliefert zu haben, weil es sich in diesen Ländern im Ueberflusse befand.

Ausgemacht ist es, daß schon in diesem Zeitalter die Handlung der Phönizier groß und ausgebreitet war, und daß sich also in ihrem Lande große Reichthümer befanden. Diese haben auch die Israeliten darinnen angetroffen. Die Könige waren in Purpur gekleidet, das Volk trug goldene Ohrengehänge und kostbare Halsbänder; die Kameele waren sogar mit goldenen Buckeln am Gebiß, mit Ketten und Platten von Gold gezieret. Ihre Handlung war um so einträglicher, da sie die Faktoren fast von der ganzen bekannten Welt waren, weil die andern verschiedenen Länder in keiner Verbindung mit einander gestanden sind. Sorgfältig verschwiegen sie die Orte, wo sie hinschifften, und suchten sie vor andern Völkern zu verbergen. Daher stunden sie aber auch in keinem guten Ruf. Ulysses sagt bey dem Homer:

Siehe da kam ein fönikischer Mann, ein arger Betrüger
Und Erzschinder.

Anfangs hatte man nichts als Fähren oder bloſſe Barken, und regierte dieſe ſchwachen und leichten Schiffe nur durch Ruder. Als mit der Zeit die Schiffe größer wurden, ſo brauchte man mehr Schiffvolk, und mehr Kunſt, um ſie zu regieren. Man bemerkte bald, daß der Wind den Lauf eines Schiffes beſchleunigen und erleichtern konnte, und dieß veranlaßte die Erfindung des Maſtes und der Seegel. Wann dieſes geſchehen, iſt unbekannt. Vermuthlich bedienten ſich die Phönizier derſelbigen zuerſt. Wie hätten ſie ſo weite Seereiſen auf Schiffen ohne Seegel unternehmen können? Dieſe Schiffe waren unſern Galeeren ähnlich, und waren auch mit Rudern verſehen. Bey günſtigen Winden bediente man ſich der Seegel, und bey Windſtillen oder widrigen Winden nahm man ſeine Zuflucht zu den Rudern. Als die Seefahrten ſelbſt unter den Nationen Streitigkeiten verurſachten, ſo dachte man auf Mittel, ſich auch auf der See vertheidigen oder angreifen zu können; und ſchon Seſoſtris ſoll Kriegsſchiffe gehabt haben. Man machte auch ſchon von dieſem Zeitalter an einen Unterſchied zwiſchen Laſt- und Kriegsſchiffen. Die phönizíſchen Kriegsſchiffe waren lang und ſpitzig und hießen Argo; die Kauffartheyſchiffe aber, die Gaulus hießen, waren faſt rund, und weit. Solche Schiffe aber ſind unbequem, weil ſie nicht tief im Waſſer gehen, und allen Winden nachgeben; aber da die älteſten Schiffer ſich nahe an die Küſten hielten, ſo konnten ſie ihren Schiffen keine groſſe Tiefe geben, und ſie ſuchten durch die Breite die Tiefe zu erſetzen. Wahrſcheinlich konnten ſie nach allen Seiten ſteuern, weil ihr Bau von dem Baue der unſrigen verſchieden geweſen ſeyn muß, indem ſie 3 bis 4 Ruder hatten, welche vermuthlich eine Art von einem ſehr langen und breiten Ruder geweſen, vermittelſt deſſen ſie ſich auf mehrere Seiten wenden konnten. Noch jetzt bedienen ſich einige indiſche Nationen gewiſſer Schiffe, die

mit

mit dem Vorder- und Hintertheile auf einerley Art gehen. Was die Kunstgriffe der Phönizier bey ihrer Schiffahrt betrift, so sind sie uns nicht bekannt.

Der grosse Bär war wahrscheinlich der erste Führer, der den ältesten Schiffern, wenn sie durch einen Sturm von der Küste verschlagen worden sind, zum Wegweiser diente. Die Phönizier sahen zuerst die Unzuverlässigkeit desselbigen ein, und suchten einen andern Punkt am Himmel, der sicherer leiten konnte, als der grosse Bär. Man bemerkte über ihn ein kleineres Gestirn, von einer fast ähnlichen Gestalt, das aber dem Pol näher war, und in Ansehung der damals befahrnen Meere niemals untergieng — den kleinen Bären. Diesen wählten die Phönizier zu ihren Führer und Kennpunkt; wahrscheinlich bedienten sie sich dazu des sogenannten hellen Sterns, der in der Schulter desselben stehet, von zweiter Grösse ist, und sehr in die Augen fällt.

Drittes Kapitel.

Von den Phrygiern, Lydiern, Trojanern u a.

Von der Handlung anderer asiatischen Völker hat uns die Geschichte nicht so viele Nachrichten aufbehalten, als von den Phöniziern; und doch ist nicht zu zweifeln, daß auch in Kleinasien keine unbeträchtliche Handlung getrieben worden ist, welches man aus zerstreuten Zügen schließet, die man in den alten Schriftstellern findet. Was die Fabel vom Midas erzählt, daß er alles, was er berührte, in Gold verwandelte, kann von seiner Geschicklichkeit, sich Schätze zu erwerben, verstanden werden. Ist nicht die Handlung die beste Goldmacherkunst? Es wird um so wahrscheinlicher, da Midas die Schiffahrt vollkommener zu machen suchte, und den Anker erfunden haben soll. Die Phrygier sollen auch die Wägen mit

vier

vier Rädern erfunden haben, die so bequem zum Landtransporte der Waaren sind.

Daß die Lydier schon in den älten Zeiten sich auf die Handlung legten, ist schon in dem ersten Theile des Werkes gesagt worden, und sie scheinen dieses mit so guten Erfolg gethan zu haben, daß ihr letzter König Krösus für den reichsten Monarchen der Erde gehalten wurde.

Das trojanische Reich war sehr vortheilhaft gelegen; es breitete sich an der ganzen westlichen Seite des Hellesponts aus, und es gehörten auch die Inseln Tenedos und Lesbos dazu. Die Trojaner benutzten diese günstige Lage zur Handlung und Schiffahrt; sie hatten gute Häfen und geschickte Schiffszimmerleute. Aeneas und Antenor waren nach der Zerstörung ihres Vaterlandes im Stande, beträchtliche Flotten auszurüsten, und mit denselben neue Wohnplätze zu suchen. — Die Karier trieben in den ältesten Zeiten Seeräuberey und plünderten die Küsten. Schon unter der Regierung des Kekrops landeten sie auf der athenienſischen Küste und verheerten sie; und noch vor dem Minos machten sie das ägäische Meer unsicher, indem sie sich auf den kykladischen Inseln festsetzten, aus welchen sie, wie Thucydides sagt, Minos vertrieben hat.

Viertes Kapitel.

Von den Griechen.

Bey dem alten rohen Zustande von Griechenland hat die Handlung dort lange unbekannt seyn müssen. Sobald die Griechen aber anfiengen, sich auf den Ackerbau zu legen, so nahm auch die Handlung ihren ersten Anfang. Alte Sagen geben vor, daß einige Jahre nach der Ankunft des Kadmus die Handlung in Griechenland eingeführt worden sey. Auch in Griechenland war die erste Art zu handeln ein Waarentausch; sie war noch zur

Zeit

Zeit des trojanischen Kriegs üblich. In der Odyssee sagt Minerva:

ich steure mit meinen Genossen
Ueber das dunkle Meer zu unverständlichen Völkern,
Mir in Temesa Kupfer für blinkendes Eisen zu tauschen.

Tausch fand auch im Kleinen statt. In der Ilias kommen mit Wein beladene Schiffe,

es kauften die hauptumlockten Achaier
Dieses Weines mit Erz, und andre mit schimmernden Eisen;
Diese gaben Stiere, und andere Felle von Stieren,
Einige Knechte.

Zwar nicht aus diesen, aber doch aus andern Stellen des Dichters erhellet, daß schon damals Maas und Gewicht bekannt war. Es gaben zwar einige Schriftstellen den Phidon von Argos als den Erfinder desselbigen an, der nach dem Homer erst lebte; aber vielleicht hat derselbige Maas und Gewicht nur vollkommener gemacht. Ob aber gleich zur Zeit des trojanischen Krieges noch getauscht wurde, so bediente man sich doch auch schon der Metalle zur Handlung, und Homer redet oft von Talenten Goldes. Das Gewicht bestimmte zuerst den Werth der Metalle, welches schon aus der Bedeutung des Worts Talent erhellet, welches ursprünglich eine Wage, ein Gewicht heißt. Die Zeit der Einführung der Münze in Griechenland läßt sich nicht bestimmen. Einige schreiben sie dem Erichthonius, dem vierten König der Athenienser, zu; andere dem argivischen Könige Phidon, der 890 Jahre vor Chr. G. lebte; wieder andere den Aeginetern, ohne eine Zeit zu bestimmen. Homer bestimmt den Werth einer Waare bald nach Talenten, bald nach einer gewissen Anzahl Ochsen. Einige Kunstrichter wollen das letztere nicht im eigentlichen Verstande nehmen, sondern darunter eine Münzsorte verstehen, auf welche ein Ochs geprägt war, die vornehmlich bey den Athenienser im Gange war, und von dem Theseus eingeführet worden

worden seyn soll. Daher auch das alte griechische Sprichwort: er trägt einen Ochsen auf der Zunge d. i. er ist durch Geld zum Schweigen gebracht worden. Andere Kunstrichter nehmen bey dem Homer die Ochsen im eigentlichen Verstande, und wieder andere schlagen eine Mittelstraße ein, und sagen, daß diese Münze in Stücken Goldes oder Silbers bestand, die man nach dem Verhältniße, was ein Ochs kosten konnte, zerschnitt. Was das Talent anbetraf, so glaubt man fast durchgehends, daß blos das Gewicht den Werth dieser Art Münze bestimmt habe, und daß daher in den ältern Zeiten von grossen und kleinen Talenten die Rede sey.

Goguets Meinung ist diese: daß schon in den heroischen Zeiten die Griechen geprägte Münzen gehabt haben, deren Einführung durch die phönizischen und egyptischen Kolonien zu ihnen gekommen ist. Das erste Gepräge war ein Ochs, weil man sich vor Einführung der Metalle in der Handlung der Ochsen, als der theuersten Waare bediente, um alle andere Waaren darnach zu schätzen. Die Römer hatten es in den ersten Zeiten eben so gemacht. Was Homer unter dem Wort Talent verstehe, ist nicht so leicht zu erklären. Schwerlich hat es eine solche Münze gegeben, sondern Talent war damals vermuthlich eine erdichtete Münze. Vermuthlich hat es ursprünglich dazu gedient, Gold und Silber zu wägen, und ist nachher dazu gebraucht worden, eine gewisse Menge von zu Münze geprägten Metallen zu bezeichnen, eine Menge, die wahrscheinlich in den ersten Zeiten gar nicht beträchtlich war.

Es ist nicht bekannt, wann die Griechen angefangen haben, sich der Lastthiere zum Waarentransport zu bedienen. Die Handlung im Innern des Landes muß lange nicht bedeutend gewesen seyn, da es in den ältesten Zeiten keine festen und blühenden Städte gab, das Land

schlecht

schlecht angebaut wurde und die Künste wenig bekannt waren. Auch die Gefahren der Reisen mußten den Wachsthum der Handlung hinderlich seyn, da die Strassenräuber viele Gegenden unsicher machten. Herkules und Theseus haben sich auch durch die Ausrottung dieser Strassenräuber um Griechenland verdient gemacht.

Die Schiffahrt lernten die Griechen durch die in ihr Land gekommenen Kolonien kennen, und besonders haben die Athenienser diese Kenntniß dem Kekrops zu verdanken, der zu Schiff aus Egypten nach Griechenland gekommen war, und auch Schiffe nach Sicilien geschickt hatte, um für seine neuen Kolonie Getreide zu holen. Doch müssen die Athenienser die Schiffahrt damals noch wenig getrieben haben, weil sie zur Zeit des Theseus genöthiget waren, Kretenser zu Matrosen und Piloten des Schiffes, das den Theseus nach Kreta brachte, zu nehmen. Sie hatten auch lange Zeit nur einen einzigen und schlechten Seehafen, den von Phalerus. Andere griechische Völker legten sich mehr auf das Seewesen, besonders die Bewohner der Inseln Aegina und Salamin, welche für geschickte und erfahrne Seeleute gehalten wurden. Die Kretenser aber hatten den Vorzug vor allen. Minos, ihr König, wurde allgemein für den mächtigsten Fürsten zur See gehalten, nemlich der Minos, welcher wegen der Ermordung seines Sohnes Androgeus sich so grausam an den Athenienser gerochen hat. In den fabelhaften Erzählungen von dem Bellerophon, Perseus und Herkules finden sich auch einige Spuren von Seezügen, die aber nicht so bedeutend gewesend sind, als einige Neuere glauben. Die Schiffe waren damals noch sehr schlecht beschaffen, und hatten noch keine Seegel. Man will den Dädalus für den Erfinder derselbigen halten, der sich vermittelst derselbigen (die Dichter nannten sie Flügel) aus Kreta gerettet haben soll. Wenn sie aber auch damals Seegel hatten, so verstanden sie doch die

Kunst noch nicht, sie gehörig und vortheilhaft nach dem Winde zu richten. Zur Zeit des Homers kannten die Griechen nur erst die vier Hauptwinde. Der Seezug der Griechen nach Kolchis verbesserte ein wenig ihre Schiffsbaukunst. Jasons Schiff übertraf an Größe und Ausrüstung alle diejenigen, die man bisher in Griechenland gesehen hatte. Was die Ursache zu seiner Unternehmung war, läßt sich eben so schwer heraus bringen, als das, was das goldene Fell gewesen, das er zu dem Ziel seiner Unternehmung gemacht hatte. Nach einigen wollte Jason die Schätze aus Kolchis holen, welche Phryxus dahin gebracht hatte; nach andern soll der Begriff vom goldenen Fell aus der Gewohnheit einiger Völker, die Goldkörner in den Flüssen vermittelst der Schaaffelle aufzufangen, entstanden seyn. Varro glaubt, die Griechen hätten eine vortrefliche Schaafswolle, die es in Kolchis gab, abholen wollen. Eustathius scheint es am besten zu treffen, welcher, nach einem alten griechischen Schriftsteller, den Zug der Argonauten zu einer Kriegs- und Handlungsunternehmung zugleich macht. Die Griechen wollten sich eine Handlung ins schwarze Meer eröfnen, und dieselbe zugleich durch eine Flotte gegen Feinde schützen. Sie gebrauchten auch dazu mehr als ein Schiff, obgleich die meisten Dichter nur von dem Admiralschiff Argo reden. Aus dem Mangel hinlänglicher Kenntnisse sind sie lange an verschiedenen Küsten herumgeirrt. So gering die Fahrt der Argonauten zu seyn scheint, wenn man sie mit unsern jetzigen Schiffahrten vergleicht, so war sie doch in den damaligen Zeiten, wo man mit den Meeren und dem Seewesen so unbekannt war, ein gefährliches und muthiges Unternehmen. Von dieser Zeit an legten sich die Griechen eifriger auf die Schiffahrt. Schon bey dem Anfange des trojanischen Kriegs hatten sie 1200 Schiffe. Agamemnon, Fürst von Argos und Mycene, hatte 150, und Athen 50 dabey.

Minos

Minos soll der erste gewesen seyn, der sich in ein Seetreffen eingelassen hat, wenigstens hat er die Seeräuber vertrieben, welche das ägeische Meer unsicher gemacht hatten, welches er aber ohne eine Seeschlacht thun konnte. In den Gedichten des Homers findet man nichts von einem Kampf der Schiffe gegen einander.

In den heroischen Zeiten war bey den Griechen die Struktur der Schiffe sehr einfach. In einem kleinen Zwischenraum stehende Balken, mit Zapfen verbunden, machten das Gerippe, und an die Rippen des Schiffes mit hölzernen Nägeln befestigte Bretter machten den Ueberzug, und andere längere Bretter den Schiffsboden aus. Diese Fahrzeuge hatten ein Verdeck; aber vielleicht keinen Kiel, weil Homer dessen nicht gedenket. Das Steuerruder war auf beiden Seiten durch Flechten von Weiden verstärkt, damit es dem Ungestümm der Wellen besser widerstehen konnte. Eisen war damals noch nicht dazu gekommen, und das Ganze war roh gearbeitet. Zum Schiffsbau nahm man Erlen, Pappelbäume und Tannen, weil diese Bäume in warmen Ländern von einer andern und dauerhaftern Art sind, als bey uns. Da man schon damals bemerkt hatte, daß man den Schiffen ein gewisses Gewicht geben müsse, um sie im Gleichgewichte zu halten, und sie tiefer im Wasser gehen zu machen, so nahmen sie Ballast ein, und Diomedes brauchte dazu Steine von den Ruinen Trojas. Die griechischen Schiffe hatten damals nur einen einzigen Mast, der mit Stricken befestiget, beweglich und nur von einer Seegelstange durchkreuzt war. Die Seegel waren von Hanf, von Pflanzen mit grossen Blättern, von Matten und Fellen; die gewöhnlichen der Griechen aber scheinen von Leinen gewesen zu seyn. Zu dem Tauwerk wurde Leder, Flachs, Hanf, Ginster u. d. g. gebraucht. Die Taue von Seeweiden aber scheinen in den heroischen Zeiten bey den Griechen den Vorzug gehabt zu haben, und sie zogen sie

aus Egypten, wo diese Pflanze im Ueberflusse gewachsen ist. Schon vor dem trojanischen Krieg wurden die Schiffe mit Farben angestrichen.

Bey den Griechen waren die Kauffartheyschiffe weit und bauchicht, die Kriegsschiffe aber lang. Die letzten wurden durch Seegel und Ruder in Bewegung gesetzt, denn es ist immer von Seegeln und Ruderknechten zugleich die Rede, obgleich Homer keiner Schiffe mit mehrern Reihen von Rudern gedenket. Die größten Schiffe, deren Homer gedenket, waren die böotischen, deren jedes doch nur 26 Mann führte. Auch daraus läßt sich auf ihre unbeträchtliche Größe schließen, daß sie in dem Hafen an das Land gezogen werden konnten. Die Gewohnheit, die Schiffe auf das Trockene zu bringen, wenn sie ausser Dienst waren, ist allgemein gewesen. Obgleich die alten Griechen sich so viel als möglich an die Küste hielten, so wurden sie doch oft auch in die hohe See hinausgetrieben. Wornach sie sich aber alsdann in ihrem Laufe richten konnten, ist unbekannt. Die Beobachtung der Mittagshöhe zur Bestimmung der Polhöhe haben die griechischen Schiffer nicht verstanden; aber in der Nacht wußten sie aus der Beobachtung der Gestirne Nutzen zu ziehen. Homer läßt den Ulysses auf seiner Fahrt die Plejaden, den Hirten, Bären und Orion fleißig beobachten, und Kalypso befiehlt ihm, daß er den grossen Bären links lassen solle. Da diese Beobachtungen aber sehr unvollkommene Resultate geben, und man noch weniger von Seekarten wußte, so mußte man bey finstern Nächten auf gut Glück herumirren, und landen, wo man konnte. Daher kommt bey dem Homer Ulysses in verschiedene Länder, ohne daß er weiß, wie. — Zur Zeit der Argonauten wußte man noch von keinen Ankern, und es ist zu zweifeln, ob man in den Zeiten Homers davon Gebrauch gemacht hat; denn das Wort αγκυρα (Anker) findet man in keinem homerischen Gedichte. Man

findet

findet wohl einige Stellen, die man gewöhnlich durch Ankerwerfen übersetzt, aber ohne Grund; denn die Griechen gebrauchten damals nichts als große Steine, um ihre Schiffe festzuhalten. Ulysses bindet bey den Lästrygoniern sein Schiff mit Tauen an einen Felsen, und bey seiner Abfahrt aus dem Hafen der Phäacier machen die Ruderknechte das Tau los, welches das Schiff vermittelst eines durchlöcherten Steines, daran es gebunden war, hielte. Auch von dem Senkbley redet Homer niemals, und ohne dieses Hülfsmittel mußten die alten griechischen Schiffer oft in Gefahr gerathen zu scheitern. Daher waren gute Steuerleute aber auch in großen Ehren gehalten, und die alten Schriftsteller haben uns die Namen vieler derselben aufbehalten.

Die griechische Seehandlung kann also in den heroischen Zeiten nicht beträchtlich gewesen seyn. Mehr als 600 Jahre nach der Argonautenfahrt erst wagten sich die Griechen auf den Ocean hinaus, und den arabischen Meerbusen haben sie vor Alexander dem Grossen nicht beschifft. Sie hatten aber auch in ihrem Lande damals noch keine solche Produkte im Ueberfluß, womit sie Seehandlung hätten treiben können. Ferner war die See durch Seeräuber unsicher gemacht, zumal da das Handwerk eines Korsaren in den heroischen Zeiten eben nicht schimpflich war. Selbst Fürsten gaben sich damit ab. Menelaus sagt bey dem Homer dem Pisistratus und Telemach, welche seine Reichthümer bewunderten, daß er sich dieselbigen auf dem Meere erworben hätte.

Fünftes Buch.

Von der Kriegskunst
und zwar
bey den Egyptiern.

Erstes Kapitel.

Diese Nation war nie kriegerisch, ob sie gleich unter ihren Königen einige Eroberer zählet, deren Thaten berühmt sind. Die Regierung des Sesostris, der um das Jahr 1650 den Thron bestieg, ist die Epoche des Kriegsruhms der Egyptier. Sein Plan war nicht geringer, als die Welt zu erobern; daher suchte er vor allen sein Kriegswesen in Ordnung zu bringen, welches seine Vorfahren vernachlässiget hatten. Die Militz der Egypter war immer zahlreich, und bestand aus 2 Korps, den Kalasiriern und Hermotybiern, jenes 1,60000, dieses 2,50000 Mann stark. Die Soldaten hatten keinen Sold, durften auch kein Handwerk treiben; aber jedem Soldaten waren vom Staat 12 Morgen Land angewiesen, welche von allen Abgaben frey waren, und die sie an die Landleute verpachteten. Aus diesen Truppen wurde die 2000 Mann starke Leibwache der Könige gezogen, die noch besser besoldet wurde. Der Soldatenstand war nach dem Priesterstande am meisten geachtet. Wenn ein Glied desselbigen seine Schuldigkeit nicht that, so wurde es so lange für unehrlich gehalten, bis es durch eine tapfere That sein Versehen wieder gut machte. Gewöhnlich bestand also die egyptische Kriegsmacht aus 4,10000 Mann, wenn sie aber sollte vermehret oder completirt werden, so hob man Rekruten aus den Ackerleuten aus. Sesostris soll eine Armee von 600000 Mann zu Fuß, 24000 zu Pferde, und 27000 Streitwägen, ausser der Flotte von 400 Seegeln auf dem arabischen Meerbusen gehabt haben. Zuerst grief er die Aethiopier an und besiegte sie; hierauf wandte er sich nach Asien, und Herodot begränzt seine Eroberungen auf einer Seite mit den

Theilen

Theilen von Asien, die längst des arabischen Meerbusens liegen, und auf der andern Seite mit den westlichen Provinzen von Asien. Thracien soll die Gränze seiner Eroberungen in Europa gewesen seyn. Wie er seine Kriege führte, oder was für Mittel er sich bey seinen Eroberungen bediente, weiß man nicht; nur so viel, daß er starken Gebrauch von den Streitwägen machte. Seine Eroberungen mußten ihm leicht werden, da die meisten angegriffenen Völker in der Kriegskunst unerfahren waren, und weder Städte noch Festungen den Lauf des Siegers hemmen konnten. Ein Sieger konnte damals seine Armee auch leicht erhalten, weil er den bezwungenen Völkern alles nahm, und damit sein Heer unterhielt. Daher war auch Thracien die Gränze der Eroberungen des Sesostris; denn da er hier Widerstand fand, so konnte er seine Armee nicht mehr unterhalten. Die Dauer dieser Eroberungen ist aber auch mit ihrer Geschwindigkeit im Verhältniß gestanden. Die unterjochten Provinzen waren so bald verlohren, als gewonnen. Sesostris war mehr für die Sicherheit seiner Erbstaaten besorgt. Er befestigte die ganze östliche Küste von Egypten, wo leicht zu landen war, mit einer 1500 Stadien langen Mauer, die sich von Pelusium bis nach Heliopolis erstreckte. Von dem Sesostris an bis auf den Sesak, ein Zeitraum von fast 700 Jahren, scheint sich Egypten durch keine kriegerische Unternehmung hervorgethan zu haben.

Zweites Kapitel.

Von den asiatischen Völkern.

Die Geschichte der Israeliten beweiset, daß die Einwohner von Palästina kriegerisch gewesen sind. Sie hatten viele Reuterey und Streitwägen, und in ihrem Lande befanden sich auch schon befestigte Städte. Moses sagt, daß die Städte durch hohe Mauern, und

die Thore mit Riegeln und Pallisaden geschützt waren. Die Geschichte der Kriege, welche in den Büchern Mosis, Josua und der Richter enthalten ist, bestättiget das, was bereits gesagt worden ist, daß in den damaligen Zeiten eine einzige gewonnene Schlacht entscheidend war. Noch ist zu bemerken, daß damals viele Völker, wenn sie in den Krieg zogen, sich mit allem, was sie kostbares hatten, schmückten. Die Midianiter trugen goldene Ringe, Ohrengehänge, Armbänder und Halsbänder u. s. w.

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

Die ersten Kriege dieser Nation sind bloße Einfälle der Barbaren, um Beute zu machen und zu verwüsten. Man war fast beständig im Streit gegeneinander begriffen. Kekrops soll zu Athen, Kadmus zu Theben und Danaus zu Argos Schlösser erbaut haben; sie werden aber von geringer Bedeutung gewesen seyn. Doch mußten die Griechen bald die Nothwendigkeit eingesehen haben, ihre Städte zu verwahren, um sie vor Plünderungen sicher zu stellen. Amphion soll zuerst Theben mit Mauern umgeben haben, zwischen welchen sich Thürme befanden; er lebte um das Jahr 1390 vor Chr. Geburt. Wahrscheinlich haben andere griechische Fürsten seinem Beyspiel nachgeahmt.

Einer der merkwürdigsten alten Kriege ist der erste thebanische. Oedipus hatte seine Krone seinen beiden Söhnen Eteokles und Polynikes übergeben, daß sie wechselsweise ein Jahr um das andere regieren sollten. Eteokles wollte nach seinem verflossenen Jahr seinem Bruder die Regierung nicht übergeben, worauf dieser Hülfe bey dem König Adrastus zu Argos suchte. Er leistete sie ihm, mit mehrern Fürsten im Bunde. Aber auch Eteokles hatte sich Bundesgenossen verschaft. Die Armeen stießen

an

an den Fluß Ismenes zusammen; bey dem ersten Angriff flohen die Thebaner in die Stadt zurück, und die Sieger belagerten sie. Dieß ist die erste Belagerung, deren in der griechischen Geschichte gedacht wird. Damals verstand man noch keine eigentliche Belagerungskunst, wie aus den Anstalten erhellet, welche die Argiver machten, um sich Thebens zu bemächtigen. Die Stadt hatte sieben Thore, daher theilten sich die Belagerer in sieben Haufen, von denen sich ein jeder vor ein Thor stellte. Es war noch kein Besteigen der Mauern mit Leitern gewöhnlich, vielweniger waren Kriegsmaschinen in Gebrauch. Man suchte blos die Belagerten zu verhindern, den Ort zu verlassen. Um Meister von Theben zu werden, das sieben Thore hatte, theilten die Argiver ihre Truppen in 7 Haufen, und stellten einen vor ein jedes Thor. Die Anstalten der Belagerten war wie der Angriff der Belagerer. Eteokles hat seine Besatzung ebenfalls in 7 Haufen getheilt. Man that viele Ausfälle, und suchte dadurch die Belagerten entweder zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, oder ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Als sich aber die Belagerung von Theben in die Länge zog, so entschlossen sich die beiden Brüder Eteokles und Polynikes ihren Streit durch einen Zweykampf auszumachen. Sie kämpften mit einander vor den Mauern der Stadt im Angesichte beider Armeen, und beide blieben auf dem Platze.

Ihr Tod endigte den Krieg nicht. Ein Anverwandter von ihnen, Kreon, bemächtigte sich der Oberherrschaft und ermunterte die Thebaner, den Tod ihres Königes zu rächen. Sie thaten einen Ausfall, eroberten das Lager der Belagerer, und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nur der einzige Adrastus entfliehen konnte; aber dieser Sieg wurde von ihnen sehr theuer erkauft; daher das Sprichwort: ein thebanischer oder kadmeischer Sieg.

Bald darauf entstand ein zweiter thebanischer Krieg. Kreon ließ die getödeten Argiver unbegraben auf dem Schlachtfelde liegen, welches nach den Begriffen der Alten die ungerechteste Barbarey war. Vergeblich ließ ihn Adrastus durch Gesandte um ihre Begräbniß bitten; es wurde ihm seine Bitte abgeschlagen. Adrastus flehte damals die vom Theseus beherrschten Athenienser um Hülfe an. Sie wurde ihm gewährt. Theseus zog in Person gegen Theben ins Feld, und nöthigte den Kreon, dem Adrastus zu erlauben, seinen gebliebenen Streitern die letzte Ehre zu erzeigen.

Der Trojanische Krieg gibt über die Kriegskunst der Alten mehr Licht. Die Entführung der Helena durch den Paris gieng eigentlich nur den Menelaus und seinen Bruder den Agamemnon an; weil sie aber damals die zween mächtigsten griechischen Fürsten waren, so bewogen sie die ganze Nation an ihrem Streite Theil zu nehmen. Man rüstete sich sehr lange zu diesem Krieg, und das war natürlich, da man noch nie einen solchen Krieg, in welchem sich die ganze Nation vereinigte, unternommen hatte. Man mußte eine Flotte ausrüsten, welche aus 1200 Schiffen bestand, auf welchen die vereinigte Macht der griechischen Fürsten nach Asien hinüber gebracht werden sollte. Die Anzahl der vereinigten Griechen mag beynahe 100000 Mann betragen haben. Brauchten die Griechen lange Zeit sich zu rüsten, so hatten auch die Trojaner Zeit genug, um Gegenanstalten zu machen. Die Nationalarmee des Priamus mochte sich auf 50000 Mann belaufen haben, aber die Truppen seiner Bundesgenossen waren noch weit stärker. Die Befestigungswerke der Stadt Troja bestanden aus Mauern, an deren Seiten hölzerne Thürme waren. Sie war aber von keinem Graben umgeben. Die Mauern waren wahrscheinlich nur von Erde, Wällen ähnlich; denn Patroklus, nachdem er die Trojaner in einem sehr lebhaften

Gefechte zurückgeschlagen hatte, stieg in dem ersten Anlauf auf die Mauern, welche also nicht senkrecht, sondern abhängig gewesen seyn müssen. Nach einer langen Fahrt landeten sie an dem Sigäischen Vorgebirge unter einem blutigen Gefechte, in welchem die Griechen siegten, worauf sie an dem Flusse sich lagerten und verschanzten. Obgleich ihre Absicht war, Troja einzunehmen, so findet man doch keine gewöhnlichen Belagerungsanstalten. Sie eröfneten keine Laufgräben, machten keinen Gebrauch von Mauernbrechern oder Sturmleitern. Homer nennt keine Kriegsmaschinen, ob er gleich von dem kriegerischen Werkzeugen immer redet. Die Stadt wurde sogar niemals eigentlich berennt, welches unter andern daraus erhellet, daß man in den zehn Jahren, da die Griechen vor den Mauern von Troja gelagert waren, von keinem Mangel in der Stadt höret, und die fremde Hülfe der Bundsgenossen ungehindert in die Stadt kommen konnte. Das Lager der Griechen war weit davon entfernt, und der Zwischenraum war so groß, daß die Armeen Platz hatten, sich in Schlachtordnung zu stellen. Die Gefechte vor Troja waren auch lauter Scharmützel. Wenn die Trojaner ausrückten, so giengen ihnen die Griechen aus ihren Verschanzungen entgegen, und dann kam es zum Handgemenge. Und als sich endlich die Griechen der Stadt bemeisterten, so geschah es nur durch eine plumpe Kriegslist, die mit einer Verrätherey verbunden war; denn das war wohl der richtige Begriff von dem hölzernen Pferde, und die Ursache, warum die Sieger den Aeneas und Antenor entwischen ließen.

Die Kunst, ein Lager zu schlagen, ist aber den Griechen schon in den heroischen Zeiten nicht unbekannt gewesen, und das griechische Lager vor Troja scheint sehr ordentlich eingerichtet gewesen zu seyn. Es hatte einen sehr großen Umfang, da auch die an das Land gezogenen

Schiffe

Schiffe darinnen eingeschlossen waren. Die 1200 Schiffe stunden in 2 Linien, und zwischen diesen Linien waren die Truppen gelagert. In der Mitte war ein großer Platz, wo man Lebensmittel verkaufte, Gericht hielt, und auf Altären den Göttern opferte. Jeder Anführer hatte auch sein besonderes Quartier. Die Verschanzungen des Lagers bestanden aus einem Erdwalle, der in gewissen Entfernungen hölzerne Thürme hatte, und diese Werke waren durch einen breiten und tiefen Graben beschützet, der mit Pallisaden besetzt war. Die Truppen campirten unter Zelten, oder vielmehr solchen Baracken, wie Homer die des Achilles beschreibet.

Ihrem Könige hattens die Mürmidonen errichtet
Aus gezimmerten Tannen, und oben mit Binsen bedeckt, —
Ein Gehege hatten sie auch dem Gezelte gegeben
Aus umhergereiheten Pfälen; ein tannener Riegel
Wehrte dem Eingang u. s. w.

Man hielt genaue Wacht, und Homer bemerkt es als einen Fehler der trojanischen Kriegsdisciplin, daß sie dieses nicht thaten. Zu Nachts wurden Wachtfeuer angezündet, und Kundschafter ausgeschickt.

In den heroischen Zeiten waren die Griechen fast eben so bewafnet, wie die meisten Völker des Alterthums. Zum Angriff hatten sie Kolben, Streitäxte, Degen, Bogen, Wurfspieße, Lanzen und Schleudern. Man kann nicht bestimmen, wie sich die Griechen eigentlich des Degens oder Schwerdtes bedienten. Vermuthlich hieng er an einem Wehrgehänge über den Schultern. Die Schutzwaffen waren der Schild, der Brustharnisch, der Helm und die metallenen Schenkel- und Fußschienen. Anfangs bestunden die Schilde nur aus Thierhäuten; nachher wurden sie von Erzt verfertiget; auch waren sie anfänglich so groß, daß sie fast den Mann bedeckten. Nach vielen Homerischen Stellen sollte man glauben, daß man den Schild nicht an den Arm getragen hat, sondern daß

er

er am Halse mit einem Riemen angemacht war, und vor der Brust hieng. Wenn man fechten wollte, so kehrte man ihn auf die linke Schulter, und hielt ihn mit dem linken Arm; beym Gehen aber warf man ihn hinten auf den Rücken, und alsdann schlug er an die Ferse. Aber unter diesen Umständen hätte man keinen allzuvortheilhaften Gebrauch von dem Schilde machen können. Die Karier sollen diesen ungeschickten Gebrauch abgeändert, und die Griechen gelehrt haben, den Schild vermittelst angebrachter Riemen an dem Arm zu tragen.

Schwerlich haben die Griechen in den heroischen Zeiten die Kunst verstanden, die Armeen in verschiedene Korps einzutheilen; man findet bey dem Homer keinen Ausdruck, der eine besondere Abtheilung der Truppen bezeichnete. Eben so wenig kennt man die verschiedenen Stufen der kriegerischen Würden, die in spätern Zeiten vorkommen. Aber schon müssen die Griechen einige taktische Grundsätze gehabt haben; denn Homer rühmt den Nestor und Mnestheus als Feldherrn, die in der Kunst, eine Armee in Schlachtordnung zu stellen, sehr berühmt waren.

Nestor stellte die Reisigen vorwärts, Wagen und Rosse;
Hinten das meiste und tapfere Kriegsvolk, die Mauer des Krieges,
In der Mitte die Feigen, auf daß er sie zwänge zu streiten.

Homer läßt die Griechen bey dem Angriff ein tiefes Stillschweigen beobachten, die Trojaner aber ein großes Geschrey erheben. Das letztere war bey vielen alten Völkern gewöhnlich, und ist es noch. Sich der Waffen und des Körpers des überwundenen Feindes zu bemächtigen wurde für eine große Ehre gehalten. Die alten Helden sorgten auch besonders dafür, daß sie, wenn sie verwundet waren, ihren Freunden befahlen, ja ihre Waffen und Körper nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Die Nacht machte allezeit dem Kampf ein Ende — eine bey allen alten Völkern beobachtete Gewohnheit.

Obgleich

Obgleich Homer viele Beschreibungen von Schlachten giebt, so kann man sich aus ihnen doch keinen bestimmten Begriff von den gemachten Bewegungen der Armeen machen. Man weiß nicht, ob die Truppen auf einmal, oder in Abtheilungen angreifen; er sagt nichts von Evolutionen, nichts von künstlichen Bewegungen während des Treffens. Die Anführer lassen ihre Hände in der Schlacht eben so viel arbeiten, als die Soldaten; sie scheinen blos mit dem Schlagen sich zu beschäftigen. Ihre Verdienste bestehen nicht sowohl darin, einen Haufen zu befehligen, als viele Feinde zu erlegen. Man kann auch die langen Unterredungen nicht begreifen, welche oft zween feindliche Kämpfer auf dem Schlachtfelde in dem Augenblick, wo die Truppen im hitzigsten Streite sind, miteinander halten. Dieß streitet gänzlich gegen den Begriff, den man sich jetzt von einem allgemeinen Treffen machet. Hat Homer diese Reden aus dem Gebrauche seines Zeitalters hergenommen, oder hat er sie blos seiner Einbildungskraft zu danken?

Unter der Reuterey versteht Homer nicht eine solche Kavallerie, wie wir sie jetzt haben, oder wie sie die Griechen späterhin hatten; bey ihm bedeutet Reuterey die mit 2 Pferden bespannten Wägen, worauf 2 Männer stunden. In den heroischen Zeiten gab es noch keine eigentlichen Reuter bey den Armeen, obgleich die Kunst zu reuten nicht unbekannt gewesen ist. Von den zwey Personen, welche auf jedem Wagen befindlich waren, hat die eine gefochten, und die andere blos die Pferde gelenkt. Es gab auch drey- und vierspännige Wagen, von welchen aber auch nicht mehr als eine Person gefochten hat. Ein Graben, ein Erdloch, ein Zaun, oder ein unebener Boden konnte diesen Streitwägen hinderlich seyn; und doch wurden sie so lange beybehalten. Aber man wußte damals noch nicht, sich den Vortheil des Bodens zu Nutzen zu machen, auch nicht den Krieg in einer

mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Gegend zu führen; denn man wählte zum Kampf jederzeit eine grosse und weite Ebene. Die an die Streitwägen gespannten Pferde schienen gepanzert zu seyn; beschlagen aber waren sie nicht. Hat ja der viel spätere Xenophon in seiner ökonomischen Schrift über die Pferdzucht kein Wort vom Beschlagen der Pferde gesagt!

In der Ilias wird niemals eines Trompeters, Trommelschlägers oder Pauckers gedacht; Homer redet zwar von der Trompete, aber nur vergleichungsweise, und man muß bey ihm einen Unterschied machen zwischen dem, was er von sich sagt, und was er als Geschichtschreiber erzählt. Als Dichter bedient er sich öfter solcher Vergleichungen, die von spätern Gewohnheiten, als der trojanische Krieg, hergenommen sind; als Geschichtschreiber aber thut er, als ein kluger Beobachter des Kostums, keinen Eingriff in seine Zeiten, und daher gibt er weder den Griechen noch den Trojanern Trompeten. Er sagt blos, daß man in dem Lager der letztern den Schall von Flöten und Schalmeyn gehöret habe. Eine sehr nothwendige Eigenschaft eines Anführers war damals, eine starke Stimme zu haben, und daher wird auch Menelaus von dem Homer gelobt. Auch der Gebrauch der Fahnen war den Griechen und Trojanern damals unbekannt; denn Homer redet niemals davon; auch wußte man nichts von einem Feldgeschrey oder einer Parole, woran die Soldaten einander erkennen konnten; daher die häufigen und geglückten Ueberfälle.

Was die Werbung und Errichtung einer Armee anbetrift, so sagt Nestor in der Ilias, daß er und Ulysses von dem Agamemnon wäre abgeschickt worden, um Soldaten in ganz Griechenland zusammenzubringen. Jede Familie war verbunden, einen streitbaren Mann zu stellen, und dabey wurde das Loos geworfen. Wer sich

weiger-

weigerte, die Waffen zu ergreifen, wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt. Kein Sold wurde gezahlt, sondern jeder mußte auf seine Kosten dienen. Die Belohnung war der Antheil an der Beute, von der sich niemand für seine Rechnung etwas zueignen durfte, sondern alles Erbeutete wurde zur gemeinen Masse gebracht. Von Zeit zu Zeit geschah die allgemeine Theilung mit der größten Genauigkeit. So wie die Macht der alten griechischen Fürsten nicht despotisch war, sondern durch den Einfluß des Volks und der Vornehmen gemildert wurde, so hatte auch im Kriege Agamemnon, ob er gleich oberster Befehlshaber war, keine uneingeschränkte Gewalt. Wenn er am Tage der Schlacht die Truppen commandirte, so hatte er Gewalt über Leben und Tod; zur andern Zeit war seine Macht sehr eingeschränkt; er mußte einen Kriegsrath versammeln, welcher durch die Mehrheit der Stimmen entscheiden konnte. Man kann bey dem Homer eine dreyfache Art des Kriegsrathes unterscheiden: einen öffentlichen und allgemeinen, wenn dem sämtlichen Heer ein Anführer die Sache, worüber berathschlagt werden sollte, vortrug; einen besondern Kriegsrath, der aus den Häuptern der Armee bestand, und endlich noch einen geheimen Rath, der ordentlich in dem Zelte des Agamemnons gehalten wurde, wozu nur die ältesten und erfahrensten Anführer gelassen wurden.

Die kriegerischen Belohnungen waren dem Geiste des Zeitalters gemäß. Dem Teucer verspricht Agamemnon, daß er ihm, nach der Eroberung von Troja, zur Belohnung seiner Tapferkeit, entweder einen Dreyfuß, oder einen bespannten Wagen, oder ein schönes Mädchen geben wollte. Es wurde auch denen, die sich tapfer gehalten hatten, bey Feyerlichkeiten eine große Portion Fleisch gegeben.

Den Menelaus wegen der Entführung seiner Gemahlin zu rächen, war der Bewegungsgrund, warum

die

die Griechen nach Asien hinüber zogen; an Eroberungen und Vergrösserungen dachte man dabey nicht; denn sobald Troja eingenommen war, so schifften sich die Griechen wieder ein. Gegen eine geringe Beute gaben sie Gelegenheit, daß sich in ihrem Vaterlande die grösten Unordnungen einschlichen, weil die lange Abwesenheit der meisten griechischen Fürsten den Ausschweifungen Thür und Thor öfneten. Die Städte wurden ein Raub des Aufruhrs, der die alten Einwohner nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen, und diese wurden, wenn sie keine neuen Wohnplätze fanden, Strassen- und Seeräuber, so wie auch diejenigen Trojaner, welche die Zerstörung ihres Vaterlandes überlebten, eben diese Lebensart ergriefen.

Die Geschichte gibt uns viele Beyspiele, daß in diesen Zeiten oft Kriege durch Zweykämpfe entschieden worden sind. Eine jede Parthey wählte einen rüstigen Kämpfer, und der Ausgang des Zweykampfs entschied das Schicksal der Parthey, für welche sie fochten. Im dritten Gesange der Ilias schlägt Hektor, da die beyden Armeen zum Kampfe bereit waren, vor, den Zwist der beiden Nationen durch einen Zweykampf zwischen dem Paris und Menelaus zu entscheiden. Die Bedingungen waren, daß der Sieger die Helena mit allen ihren Reichthümern bekommen, beide Armeen nach Hause zurückkehren, und zwischen den Griechen und Trojanern ein dauerhafter Bund geschlossen werden sollte. Die Kämpfe der vornehmsten homerischen Helden sind sehr einfach. Sie führen immer nur einen Streich und dieser ist entscheidend; ganz das Gegentheil von den Kämpfen, die Tasso und andere neue Dichter auftretten lassen, deren Kämpfe sehr verschieden und umständlich beschrieben sind. Woher dieser Unterschied? — Weil in den heroischen Zeiten die Stärke allein den Ausschlag gab; denn die Kunst zu fechten war noch nicht bekannt.

Die Folgen der alten Siege waren fürchterlich; Städte wurden zerstört, die Feinde kaltblütig niedergemetzelt, und die Gefangenen in die härteste Sklaverey geführt. Daher loben die alten Schriftsteller den Sesostris sehr, daß er den besiegten Völkern nicht so grausam begegnete, die überwundenen Fürsten auf ihren Thronen ließ, und ihnen bloß Tribute auflegte, die sie aber selbst nach Egypten bringen mußten. Hier erfuhren sie aber doch eine große Demüthigung, indem sie bey dem Einzug des Königes statt der Pferde vor seinen Wagen gespannt wurden. Es waren bey den Griechen auch die Kriegsgesetze grausam und hart. Wie barbarisch verfährt nicht Achilles mit dem Leichnam des tapfern Hektors? Wie unmenschlich schlachtet eben dieser Lieblingsheld des Homers zwölf Trojaner an dem Grabe des Patroklus? Die Fürsten ermorden, ihre Leichname den Hunden und Raubvögeln Preiß geben, Kinder an der Mutterbrust erwürgen, Königinnen zu Sklavinnen machen — dies war die gewöhnliche Rache, welche die Sieger ausübten. Hektor sagt seiner Andromacha, daß sie, wenn die Griechen Troja erobern sollten, als Sklavin würde Wasser holen müssen. Hekuba beklagt sich beym Euripides, daß man sie, wie einen Hund, an die Thüre des Agamemnons angekettet habe. Die Griechen hatten sogar in diesem Zeitalter vergiftete Gewehre; denn Homer erzählt, daß Ulysses ausdrücklich zu dem König Ilus zu Ephyrus gegangen sey, um bey ihm ein Gift zu holen, womit er seine Wurfspieße bestreichen wollte, welches ihm aber Ilus aus Furcht vor den Göttern verweigert habe.

Sechstes

Sechstes Buch.
Von den Sitten und Gebräuchen.

Erstes Kapitel.
Palästina.

Die Sitten einer Nation stehen immer mit ihrem Wachsthum in den Künsten und Wissenschaften im Verhältniß. Geschmack an Stolz und Pracht war immer ein Nationalfehler der Morgenländer, und da die alten Einwohner von Palästina, die Phönizier, frühzeitig Künste und Wissenschaften bearbeiteten, so hatten sie auch bald Mittel, ihre natürliche Neigung zur Pracht und Weichlichkeit zu befriedigen. Man erkennet dieses nicht nur aus den Schriften des Moses, sondern auch aus den Profanschribenten Uebrigens ist die Lebensart der Einwohner von Palästina in den Jahrhunderten, wovon jetzt die Rede ist, derjenigen sehr gleich gewesen, welche in den allererſten Zeiten gebräuchlich war, da bekannt ist, daß sich im Morgenlande die Sitten und Gewohnheiten sehr wenig geändert haben.

Zweites Kapitel.
Von den Völkern in Kleinasien.

Aus dem, was Homer von den Trojanern und ihren Bundesgenossen sagt, läßt sich schließen, daß auch in Kleinasien viele Pracht und Weichlichkeit geherrschet habe. Nach diesem Dichter scheint es in Troja große und prächtige Palläste gegeben zu haben.

Als er die hochgewölbete Burg des Priam erreichte,
Wo aus zierlich gehauenen Steinen funfzig Zimmer
Neben einander gebauet waren, Priamus Söhne
Schliefen alle daselbst bey ihren züchtigen Weibern;
Noch zwölf Zimmer unter dem Dach, aus Steinen gehauen,

Waren neben einander gebauet, die Eidame Priams
Schliefen alle dort mit ihren züchtigen Weibern: u. s. w.

Hektor und Paris hatten jeder einen Pallast für sich. Von der eigentlichen architektonischen Pracht dieser Gebäude sind wir aber nicht weiter unterrichtet. So viel sieht man, daß die Zimmer dieser Palläste mit kostbarem Holze getäfelt und mit köstlichem Hausrathe versehen waren. Nach dem Homer hat man auch in den Zimmern immer angenehmes Rauchwerk angezündet. Auch der Putz der Trojaner war fein und wollüstig. Die Trojanerinnen bestriechen sich mit wohlriechenden Essenzen, und beräucherten ihre Kleider, die zahlreich und mannichfaltig waren. Was Homer von der Toilette der Juno sagt, kann wahrscheinlich auch auf den Putz der Weiber in Kleinasien angewendet werden.

Mit Ambrosia salbt sie die reizenden Glieder;
— — — — ihr Haupthaar
Ordnete sie mit den Händen, es floß in glänzenden Locken
Wallend hinab vom unsterblichen Haupt der göttlichen Härä.
Himmlisch war ihr Gewand, die Arbeit von Pallas Athenä,
Fein und künstlichschön, mit mancherley Bildergewebe;
Dieses hackte sie unter der Brust mit güldenen Häcklein;
Und nahm eine Scherpe mit hundert Quasten behangen;
Henkte dreyfache künstlich geschliffene Edelgesteine
In die Ohren; u. s. w.

Auch Fürstinnen und Fürstentöchter beschäftigten sich in den heroischen Zeiten mit Spinnen, Sticken und Weben, und die Frauensperſonen hatten besondere Zimmer, und erscheinen öffentlich nicht anders, als mit einem Schleyer bedeckt. Bey den Trojanern waren auch die Mannspersonen putzsüchtig. Homer schildert den Paris, wie er beschäftiget ist, seine Haare in Ordnung zu bringen, und bey dem Virgil wirft Turnus dem Aeneas vor, daß er seine Haare kräußle und parfumire.

Sie

Sie hatten auch goldene und silberne Ringe in den Haaren, wodurch die Locken fest gehalten wurden. Auch gibt Homer den Trojanern durchaus reiche und kostbare Waffen; die Rüstung des Glaukus war von Gold. Auch bey den Gastmälern dieser Völker gieng es üppig zu; denn Priamus beschwert sich, daß seine Kinder ganze Nächte bey Tanz und guten Mahlzeiten zubrächten, und daß sie so viele Lämmer und junge Ziegen verzehrten.

Ungeachtet der Pracht und der Weichlichkeit findet man bey diesen Völkern noch Gebräuche, die aus dem ersten Alterthum herübergeerbt worden sind. Die Söhne des Priamus zogen selbst den Wagen aus der Remise, auf welchem er in das Lager der Griechen fahren wollte. Sie haben auch die Pferde daran gespannt, und den Koffer, in welchem die Geschenke befindlich waren, aufgepackt. Obgleich Alcinous viele Bediente hatte, so spannen doch seine Söhne die Maulthiere ihrer Schwester Nausikaa aus, und tragen die Päcke in den Pallast ihres Vaters. Ungeachtet die Fürstentöchter Mägde hatten, so verrichteten sie doch manche beschwerliche Arbeiten selbst. Nausikaa geht mit ihren Dienerinnen an den Fluß, um ihre Kleider zu waschen, und legt dabey selbst Hand an, welches auch die Frauen und Jungfrauen der Trojaner thaten. Diese Mischung der Pracht und Einfalt, welche die Sitten der alten Völker auszeichnet, macht einen sonderbaren Kontrast.

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

In den heroischen Zeiten findet man an den Tafeln der Griechen noch keine Pracht und Niedlichkeit; vielmehr war damals noch ihre Lebensart rauh und sparsam. Sie assen nur Stiere, Hammel, Böcke und Eber, weil Homer deutlich zu verstehen gibt, daß man zur Zeit des trojanischen Kriegs in Griechenland die Thiere noch nicht zu verschneiden wußte. Seine Gastmäler der Griechen haben viele Aehnlichkeit mit den Mahlzeiten der neuern Wilden. Wenn die Griechen ein Mahl zubereiten wollten, so schlachteten sie ein Thier, zogen ihm die Haut ab, schnitten es in Stücken und rösteten sie auf der Stelle; denn vom Braten des Fleisches wußte man noch nichts. Und damit gaben sich selbst die Fürsten und Helden ab. Auch hatten sie, wie die Wilden, weder Löffel, noch Gabeln, weder Tischtücher noch Servietten, vermuthlich auch keine Teller. Sie nahmen sehr starke Mahlzeiten zu sich, und daher war es auch eine Ehre, wenn man einem recht grosse Stücken Fleisch vorlegte. Agamemnon reichte dem Ajax den ganzen Rücken eines Stiers. Des Wildprets, Geflügels und der Eier wird bey den Homerischen Mahlzeiten niemals gedacht; man findet sie nicht einmal an der Tafel der Liebhaber der Penelope, welche doch grosse Schwelger waren. Auch des Obstes und der Hülsenfrüchte thut Homer nicht Meldung. Fische verabscheuten die Griechen der heroischen Zeiten, und Menelaus entschuldiget sich, daß er in der Noth Fische gegessen habe. Wein war das ordentliche Getränke der Griechen, den auch die Weiber, gegen die Sitte der alten Völker, getrunken haben. Doch mischte man ihn mit Wasser. Sie speiseten des Tages zweymal, zu Mittag und zu Abends. Die Abendmahlzeit war die stärkere.

Das

Das Fleisch wurde zerschnitten auf den Tisch gebracht, und jedem Gast seine Portion vorgelegt. Die Griechen aßen in den heroischen Zeiten sitzend, und nicht liegend, wie es in der Folge geschah; die Frauen mußten besonders essen. Man hatte auch schon die Gewohnheit, auf Gesundheit untereinander zu trinken.

Die Kleidung der Griechen bestand in diesem Zeitraum in einem langen Rock und einem Mantel, der mit einem Hacken zusammengehalten wurde. Der Rock wurde durch einen Gürtel aufgeschürzt, wenn man auf der Reise war, oder in den Krieg zog. Schuhe trugen die Griechen nur, wenn sie ausgehen wollten; ihre Gestalt ist aber nicht bekannt. Die Männer trugen auch eine Art Stiefel von Ochsenhäuten, die sie roh um die Beine wickelten. Da der Kopf unbedeckt war, so wurden lange Haare für schön gehalten, vorzüglich wurden die gelben geschätzt. Die eleganten Personen hefteten ihre Haarlocken mit goldenen Hacken, und bey den Athenienſern hatten diese Hacken die Gestalt der Heuschrecken. In den heroischen Zeiten liessen die Griechen den Bart wachsen. Nicht nur Fürsten, sondern auch angesehene Männer trugen zum Unterscheidungszeichen einen Stab in Gestalt eines Scepters. Homer kennt aber weder Kronen noch Kopfbinden.

Die Kleider der Mannspersonen waren prächtig. Ulysses war, sagt Homer, mit einem feinen und grossen Purpurmantel bekleidet, der von einer doppelten goldenen Spange zusammengehalten wurde. Er war auch vornen gestickt; unter andern Figuren darauf, sahe man auch einen Hund, der einen jungen Hirsch hielt. Diese Figuren waren von Gold. Unter diesem Mantel hatte Ulysses einen Rock von einem ungemein feinen Stoff,

dessen Glanz der Dichter mit dem Glanze der Sonne vergleicht, woraus man schliessen könnte, daß die Griechen schon damals mit Gold und Silber durchwürkte Kleider trugen. Die Frauenspersonen trugen lange Röcke, die mit Spangen geheftet wurden, goldene Arm- und Halsbänder, mit Bernstein besetzt, und Ohrengehänge mit drey Glocken. Sie hatten bereits auch schon eine Schminke, ob sie gleich nicht anders als mit einem Schleyer bedeckt sich öffentlich zeigen durften. Uebrigens aber war diese Kleidung sehr unvollkommen, da man weder Hosen, noch Strümpfe, noch Schnallen, Mützen und Hüte hatte. Sie wußten auch nichts von leinenen Hemden, und daher war der Gebrauch des Badens bey den alten Völkern so gemein.

Die Form und Einrichtung der Häuser sind wenig bekannt. Die untern Zimmer scheinen für die Mannspersonen, die obern und innern aber für die Weiber bestimmt gewesen zu seyn. Es mußten diese Zimmer aber unbequem seyn, da die Griechen von Kaminen, Oefen, Fenstern und dergleichen Bequemlichkeiten nichts gewußt haben. Ihr Hausgeräthe war theils zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, theils zur Pracht bestimmt. Ihre Betten bestunden aus einer Bettstelle mit Gurten, die mit Matrazen, Oberdecken, und wahrscheinlich auch mit einer Art von Kissen versehen waren. Die hölzernen Bettstellen der Fürsten und Könige waren mit goldenen und silbernen Platten, auch mit Helfenbein gezieret. Im Felde lagen die Krieger auf Fellen auf der Erde, die mit Teppichen bedeckt waren, und man deckte sich auch mit dergleichen zu. Die Stühle waren von Holz mit einem Rücken ohne Arme, auch mit einem Fußschemel versehen. Die Vornehmen bedeckten ihre Tische mit Fellen oder purpurnen Teppichen, ließen Zierrathen daran machen, wie

oben von den Bettestellen gesagt worden ist. Das zum Pracht dienende Hausgeräthe bestand in zierlichen Dreyfüssen, die blos zum Schmuck der Zimmer bestimmt waren; man hatte auch Wannen, und andere wegen der Materie und Arbeit kostbare Gefässe; aber weder Statuen, noch Gemälde.

Die Höflichkeit dieses Zeitalters bestand darinn, daß man einen jeden bey seinem Namen nannte, einander bey der rechten Hand faßte, und auch umarmte. Die Höflichkeit erforderte es auch, daß man einen angekommenen Fremden erst nach einigen Tagen, um die Ursache seiner Herkunft fragte. Die Männer wohnten nicht bey ihren Frauen, die in ihre Zimmer fast beständig eingeschlossen waren. Der gesellschaftliche Umgang war überhaupts nichts weniger als fein; selbst die Zeichen der Achtung, die man einander gab, hatten etwas rohes und barbarisches an sich. Ein vorzügliches Zeichen der Achtung war, wenn man einem das größte Stück bey der Tafel vorlegte, und ihm allemal voll einschenkte.

Bey den Griechen gab es zweierley Arten von Bedienten: Sklaven und freye Leute, die für Lohn dienten. Man gebrauchte sie zum Viehhüten und zum Ackerbau; blos zum Stolz und zur Pracht hatte man keine. Die Homerischen Helden bedienen sich im Felde selbst; aber zu Hause war es doch anderst. Nestor und Menelaus lassen sich in ihren Pallästen durch Bediente aufwarten. Es ist dabey merkwürdig, daß Frauen und Jungfrauen damals alle häusliche Verrichtungen der Mannspersonen, auch so gar solche, wo die Schamhaftigkeit mit in das Spiel kam, verrichteten. Frauensperſonen führten die Männer zu Bette und ins Bad, beräucherten sie, und kleideten sie aus und an. Auch waren damals, wie noch

jetzt bey den Wilden, die Frauen fast mit allen beschwerlichen, häuslichen Arbeiten belastet. Sie mahlten das Getreide, bucken Brod, holten Wasser, machten Feuer an, u. s. w. Die geringe Achtung gegen das weibliche Geschlecht war zu alten Zeiten ein Zug in dem Charakter der Barbaren.

In den heroischen Zeiten kannten die Griechen verschiedene Arten von Lustbarkeiten. — Musik, Tanz, Leibesübungen, das Diskuswerfen und Ballspiel; besonders hielten sie viel auf die Musik, welche sie nicht blos für einen Zeitvertreib ansahen, sondern sie auch wegen ihres Einflusses auf das Herz schätzten. Homer sagt von der Klytemnestra:

Auch war ein Sänger bey ihr, dem Agamemnon besonders,
Als er gen Ilion fuhr, sein Weib zu bewahren vertraute.
Aber da sie die Götter in ihr Verderben bestrickten,
Führt Aegisthos den Sänger auf eine verwilderte Insel,
Wo er ihn zur Beute der Raubgevögel zurückließ.

Es ist eine Folge von diesen Begriffen von den Wirkungen der Musik, daß sie die Aufmerksamkeit der alten Gesetzgeber auf sich zogen.

Homer spricht bey allen Gelegenheiten vorzüglich von der damals sehr geschätzten Laute oder Leyer. Einige glauben, die Saiten dieses Instrumentes wären damals nur von Flachsfäden gewesen; allein es ist erwiesen, daß man damals schon Saiten von Därmen kannte. Dieses Instrument diente aber eigentlich dazu, der Singstimme zu akkompagniren. Der Inhalt der Gesänge war aus der Mythelogie oder der Geschichte genommen, und hauptsächlich war es bey der Tafel, daß man einen Sänger mit der Laute anhörte. Die Kunst, mehrere Instrumente zugleich zu spielen, oder ein Kon-

cert

cert aufzuführen, war den Alten unbekannt. — Ungeachtet der Zeugnisse vieler Schriftster, ist es doch zu bezweifeln, daß es in den Heldenzeiten ordentliche und auf eine gewisse Zeit und an einem gewissen Ort bestimmte Spiele, wie nachher die olympischen, pythischen u. s. w. waren, gegeben habe. Nur sieht man aus dem Homer so viel, daß es gewöhnlich war, bey gewissen Gelegenheiten Spiele anzustellen, bey welchen den Siegern ansehnliche Preiße ausgetheilet wurden; da hingegen bey den olympischen und andern griechischen Nationalspielen die Preise blos in Kränzen von verschiedenen Zweigen bestanden.

Aus dem, was bisher gesagt wurde, hat man gesehen, daß die Griechen noch roh und unwissend waren. Sie hatten weder Moral, noch Grundsätze. Das Recht des Stärkern war geltend. Die Anarchie nöthigte die Griechen beständig bewafnet zu seyn, um sich immer sogleich vertheidigen zu können. Daher sieht man auf dem Schilde des Achilles bey dem Homer die Jünglinge mit dem Schwerdte an der Seite tanzen. Weil überall Räuberey und Muthwillen herrschte, so waren körperliche Stärke und Kühnheit im Streit die schönsten Eigenschaften, die man kannte. Die Weisheit, Gerechtigkeit, und viele andere moralische Tugenden waren wenig bekannt und geschätzt. Zur Zeit des trojanischen Kriegs hatte die Philosophie Griechenland noch nicht aufgeklärt, sondern die Geschichte stellt uns in den heroischen Zeiten nichts als unrechtmässige Besitznehmungen, Todschläge, Gewaltthätigkeiten und Schandthaten vor Augen. Sie macht uns mit einem Atreus, Eteokles, Alkmäon, Orestes, Eryphylus, Phädra und Klytemnestra bekannt; fast alle Fürsten, welche der Belagerung von Troja beywohnten, wurden durch ihre

Gemah-

Gemahlinnen verrathen. Das Königreich Mycene allein zeigt die schrecklichsten Katostrophen, und die Scenen daselbst sind immer blutig. Die Geschichte des Pelops und seiner Nachkommen ist ein Gewebe von abscheulichen Verbrechen. Mit einem Worte, das heroische Zeitalter gehört unter die furchtbarsten Zeiten von Blutschändereyen und Vatermorden, davon die Geschichte Meldung thut.

Dritter

Dritter Theil.

Von der Einführung der königlichen Würde bey den Israeliten bis auf ihre Zurückkunft aus der Gefangenschaft;

ein Zeitraum von ungefähr 560 Jahren.

Erstes Buch.

Von der Regierungsverfassung.

Ehe wir zur Regierungsverfassung anderer Völker übergehen, muß etwas von der Regierungsform der Juden vorausgeschickt werden. Als ein unruhiges und leichtsinniges Volk, wurden sie endlich ihrer Theokratie, vermög welcher sie Gott zum unmittelbaren Oberhaupte hatten, überdrüssig, und verlangten durchaus einen König zum Beherrscher, wie andere Völker hatten. Es ist merkwürdig, daß dieses gerade zu der Zeit geschah, da die meisten griechischen Staaten aus Monarchien zu Republiken wurden. Saul wurde in eben dem Jahr zum König über Israel gesalbet, da Medon zum Archonten zu Athen gewählt wurde. Die schlechte Aufführung ihrer Könige, die Spaltung des Reichs in das jüdische und israelitische, und endlich der gänzliche Untergang dieser Reiche waren gerechte Strafen für ihre Undankbarkeit und Unbeständigkeit. David, Salomon und einige andere Könige von Juda ausgenommen, waren die übrigen grobe Götzendiener und ungerechte Despoten, und die Geschichte der Juden zeigt in dieser Epoche viele entsetzliche Schauspiele und unerhörte Uebelthaten. Zu Samaria war der Götzendienst beständig herrschend, und bisweilen auch zu Jerusalem. Das israelitische

Reich

Reich gieng zuerst zu Grunde, und endlich hatte das jüdische eben dieses traurige Schicksal. Die Gefangenschaft brachte die Juden wieder zur Theokratie zurück, und nach der Zurückkunft aus ihrer Zerstreuung in den Ländern der babylonischen Monarchie machten sie mit Bewilligung und unter dem Schutze der persischen Könige eine Art von Republik aus.

Erstes Kapitel.

Von den Assyrern.

Die Assyrer erscheinen jetzt zwar wieder in der Geschichte; aber um bald wieder ganz daraus zu verschwinden. Nachdem sie viele Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über Asien gehabt hatten, so wurden sie endlich durch die Empörung verschiedener Völker entkräftet. Die Meder schüttelten zuerst das assyrische Joch ab. Aus der Zertrümmerung des assyrischen Reiches, entstund das neubabylonische und das medische, obgleich der Thron zu Ninive noch einige Zeit bestand. Die heiligen Geschichtbücher der Juden nennen die Namen und Thaten dieser assyrischen Könige, welche in Judäa viele Verwüstungen angerichtet haben. Herodot sagt, daß der medische König Phraortes, als er den Assyrern den Krieg angekündiget hatte, mit dem größten Theil seiner Truppen umgekommen ist. Eben dieser Geschichtschreiber sagt, daß Sennacherib, den er einen König der Araber und Assyrer nennt, mit einem furchtbaren Heer Egypten angegriffen habe, und es scheint, der Sohn und Nachfolger desselbigen, Assarhadon, habe sich den achtjährigen regentlosen Zustand der Babylonier zu Nutzen gemacht, ihr Reich mit dem assyrischen zu vereinigen, welches neue Reich 54 Jahre bestanden ist. Der medische König Cyaxares brachte den Statthalter von Babylon auf seine Seite, eroberte Ninive und zerstörte es, wodurch

das

das assyrische Reich auf ewig vernichtet worden ist, indem es unter die Meder und Babylonier getheilt wurde, welches im Jahr 626 vor der christlichen Zeitrechnung geschah.

Zweites Kapitel.

Von den Babyloniern.

Die Babylonier ahmten dem Beyspiele der Meder nach, und als sie durch den Abfall der Meder die assyrische Macht geschwächt sahen, so machten sie sich auch von der Herrschaft der Assyrer los. Der erste Beherrscher des neubabylonischen Reiches hieß Nabonassar, und war derjenige, welcher zu einer neuen Zeitrechnung Gelegenheit gegeben hat, die von ihm dem Namen hat, und mit dem Jahr 747 vor Chr. Geb. übereinstimmt. Nach der Zerstörung von Ninive wurde das babylonische Reich glänzend und mächtig; aber es dauerte nur eine kurze Zeit; denn dieses Reich wurde, nachdem es 88 Jahre geglänzt hatte, von dem Cyrus zerstört, und Babylon wurde ein Theil der großen Persischen Monarchie, welche Cyrus stiftete.

Es ist schon gesagt worden, daß in der babylonischen und assyrischen Geschichte eine große Dunkelheit herrsche; daher ist uns auch der größte Theil ihrer Gesetze und Gewohnheiten unbekannt, und es fehlt uns an Nachrichten, aus welchen wir ihre Staatskunst und den Geist ihrer Regierung könnten kennen lernen. Wir müssen uns blos an allgemeine Begriffe halten, welche zwar die Neubegierde nicht befriedigen können, aber doch hinreichend sind, uns einen grossen Begriff von diesen beiden Reichen zu machen. Sowohl die heilige als die weltliche Geschichte reden von ihnen, als von grossen und mächtigen Reichen.

Drittes Kapitel.

Von den Medern.

Nachdem sich dieses Volk von der Herrschaft der Assyrer losgemacht hatte, so machte es nicht sogleich einen monarchischen Staat aus, sondern blieb einige Jahre in einem Stande der Autonomie, wie ihn Herodot nennet. Allein innerliche Uneinigkeiten nöthigten sie bald, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie Ordnung und Ruhe unter sich herstellen könnten, und dieses war die Wahl eines Königes, die auf den Dejoces fiel, der klug und gerecht war. Er sorgte zuerst dafür, seiner Würde einen Glanz zu geben, und seine Person sicher zu stellen. Er ließ sich daher einen ansehnlichen und wohlverwahrten Pallast bauen, und erwählte sich eine Leibwache. Bis er den Thron bestieg, wohnten die Meder abgesondert in zerstreuten Dörfern, nun aber ließ er eine geräumige Stadt anlegen, und zwar in einer Lage, wo die Kunst der Natur nur zu Hülfe kommen durfte, die bey den Alten Ekbatana heißt. Sie war mit einer siebenfachen Mauer umgeben, in deren innersten sich der königliche Pallast befand, wo auch die Schätze anfbewahret wurden. Hierauf sorgte er für gute Gesetze, und da er mit einem rohen Volke zu thun hatte, so suchte er demselbigen Furcht und Achtung gegen den König einzuflössen. Er befahl, daß man sich nicht vor dem Könige zeigen sollte, ohne von gewissen Staatsbedienten zu ihm geführt zu werden; es war auch niemand erlaubt, ihm ins Gesicht zu sehen. Selbst die Personen, welche die Erlaubniß hatten, sich ihm zu nähern, durften in seiner Gegenwart weder lachen, noch sich räuspern. Alles wurde durch Mittelspersonen unterhandelt. Dejoces beobachtete eine genaue Handhabung der Gerechtigkeit, und behauptete das Ansehen der Gesetze durch die strengsten Strafen, weil er dieses zur Erhaltung eines

entste-

stehenden Staates für nothwendig hielt. Er hatte daher in allen Gegenden seines Reiches vertraute Personen, welche Acht geben mußten, ob von den Mächtigen den Schwächern nicht Unrecht geschehe. Die Regierung der Meder war also monarchisch. Ob aber die Maasregeln, die Dejoces ergriffen hatte, um sich Ansehen zu verschaffen, lobenswürdig ist, das ist noch eine Frage. Freylich haben ihm die meisten morgenländischen Könige nachgeahmt; aber dieses war, wie Montesquieu sagt, die schlimmste Parthey, welche diese Monarchen ergreifen konnten. Sie wollten sich ehrwürdiger machen; allein sie machten nur, daß man die königliche Würde, nicht aber den König ehrte. Diese unsichtbare Macht, welche dieselbe regiert, ist in Ansehung der Völker beständig einerley. Gesetzt, daß zehn Könige, einer nach dem andern, sich einander des Lebens und des Throns beraubten, so merket es doch keinen Unterschied. Es kennet sie nur dem Namen nach; und dieß ist eben so viel, als wenn es nach und nach von Geistern beherrscht worden wäre. Die Macht des Gesetzgebers ist unvollkommen, wenn es nicht in seiner Gewalt steht, das Gesetz abzuschaffen, welches er einführen konnte. Von dieser Art waren die Gränzen der höchsten Gewalt bey den Medern; denn es war dem König nicht erlaubt, ein Gesetz, das er einmal bekannt gemacht hatte, zu verändern oder zurückzunehmen. Auch ist die Gewohnheit dieses Volkes zu tadeln, daß sie die Erziehung ihrer Monarchen blos Frauenspersonen und Verschnittenen anvertrauten; eine Gewohnheit, welche in den Morgenländern geherrscht hat, und noch herrscht. Nachdem das Medische Reich ungefähr 200 Jahre bestanden hatte, so ist es von dem Cyrus erobert, und mit der Persischen Monarchie vereinigt worden.

Viertes Kapitel.

Von den Egyptiern.

Vom Sesostris an bis auf den Bocchoris, fast 900 Jahre hindurch, liefert dieses Land für unsere Absichten nichts wichtiges, obgleich, wie man aus dem Homer und Herodot siehet, Egypten zur Zeit des trojanischen Kriegs blühend war. Aber die Geschichte sagt uns nichts Umständliches von den Begebenheiten, die während dieser Zeit in Egypten vorgefallen sind. Mit der Regierung des Bocchoris hört diese Dunkelheit auf; denn dieser Monarch hat sich durch seine Klugheit in der Geschichte berühmt gemacht, und die Egyptier setzen ihn in die Reihe ihrer Gesetzgeber, deren sie nicht mehr als fünf zählen, den Mneves, Saziches, Sesostris, Bocchoris und Amasis. Von den zwey ersten ist uns nichts weiter bekannt, und da von dem Sesostris schon geredet worden ist, so bleiben uns nur die beiden letzten übrig.

Bocchoris, ein kluger aber strenger Fürst, kam ungefähr 762 Jahre vor Chr. Geb. zur Regierung. Er soll die Rechte der Könige, und alles, was Kontrakte und Vergleiche betrift, in Ordnung gebracht, auch zuerst Handlungsgesetze gegeben haben. Wer eine, ohne Schuldbrief aufgenommene Summe abläugnete, der konnte durch einen Eid sich von der Schuld losmachen; wer aber nicht ohne einen Schuldbrief Geld verlehnte, der durfte die Zinsen nicht höher steigen lassen, als das Kapital. Vor dem Bocchoris durfte der Gläubiger sich der Person des Schuldners, wenn er nicht zahlen konnte, bemächtigen; Bocchoris hob dieses auf, und erlaubte dem Gläubiger blos, die Güter des Schuldners in Beschlag zu nehmen, welches Gesetz Solon bey seiner athenienſischen Gesetzgebung nachahmte. Diodor setzt hinzu, daß man die andern griechischen Gesetzgeber getadelt

tadelt habe, welche verboten hatten, sich des Handwerks-zeuges oder des Pfluges eines Schuldners zu bemeistern, aber erlaubt hätten, sich der Person des Schuldners selbst zu bemächtigen. Die Gesetze des Bocchoris hatten in Egypten ein solches Ansehen erhalten, daß viele derselben noch zu der Zeit beobachtet wurden, da Egypten schon eine römische Provinz war.

Von dem König Asychis führt Herodot ein besonderes Gesetz über die Darlehen an. Bekanntermassen pflegten die Egyptier ihre Todten einzubalsamiren, und in besondern dazu bestimmten Zimmern aufzubewahren. Um die Handlung durch Erleichterung des Kredits zu befördern, gab Asychis ein Gesetz, welches erlaubt, auf das Unterpfand des väterlichen Leichnams Geld zu leihen; mit dem Zusatze, daß jeder Schuldner, welcher sterben würde, ehe er ein so kostbares Unterpfand ausgelöst hätte, der Ehre des Begräbnisses verlustig seyn sollte. Kurze Zeit nach dem Asychis bemächtigte sich der äthiopische König Sabakus Egyptens, und herrschte 50 Jahre über dasselbige. Als ein menschenfreundlicher Fürst hat er die Todesstrafen abgeschaft, und befohlen, daß man die Verbrecher, welche das Leben verwirkt hatten, zu öffentlichen Arbeiten gebrauchen sollte.

Einer seiner Nachfolger Psammitichus machte grosse Veränderungen in der egyptischen Staatsverfassung. Bis hieher war Egypten allen Fremden verschlossen. Blos in dem Hafen Naukratis durften sie landen und Handlung treiben. Nach einigen alten Schriftstellern wurden sogar alle Fremde, die man an den Küsten fand, getödet oder zu Sklaven gemacht. Psammitichus aber eröfnete seine Häfen allen Völkern, begünstigte die Schiffahrt, und erlaubte sogar Fremden, sich in Egypten niederzulassen. Er schätzte besonders die Griechen, und zog

Jonier und Karier nach Egypten, welchen er Ländereyen anwies, und ihnen egyptische Kinder zu erziehen gab. Auch seine Söhne ließ er nach griechischer Art erziehen, und schloß Bündnisse mit den Athenienſern und andern griechischen Staaten.

Amasis, sein Nachfolger, befolgte eben diese Grundsätze, und wegen seiner weisen Regierung ist er unter die Zahl der Gesetzgeber gesetzt worden. Er soll wegen der Eintheilung der Provinzen neue Verordnungen gemacht, und die letzte Hand an die Regierungsverfassung gelegt haben. Unter seiner Regierung zählte man in Egypten 20000 volkreiche Städte. Um Ruhe zu erhalten, verordnete er, daß jedermann jährlich bey dem Statthalter der Provinz seinen Namen, sein Gewerbe und die Mittel angeben müßte, wodurch er sich ernährte. Wer dieses nicht that, oder etwas falsch anzeigte, der wurde mit dem Tode bestraft. Solon soll dieses Gesetz den Egyptern abgeborgt, und zu Athen eingeführt haben, wo es noch zur Zeit des Herodots beobachtet wurde. Andere schreiben die Einführung dieses Gesetzes dem Drako zu. Amasis war der letzte Beherrscher des alten egyptischen Reiches. Nach dem Xenophon ist er es gewesen, den sich Cyrus unterwürfig gemacht hat. Eigentlich hat aber erst unter seinem Sohn Psammitichus Kambyses Egypten erobert, und dieses so berühmte Reich zu einer Provinz der persischen Monarchie gemacht.

Nun sollen einige Betrachtungen über die politische Verfassung und die Gesetze der Egyptier folgen. Die Alten haben ihnen grosse Lobsprüche beygelegt, und die berühmtesten und einsichtsvollsten Griechen sind nach Egypten gereiset, um die Gesetze und Sitten dieses Landes näher kennen zu lernen; auch haben die griechischen Ge-

setzgeber viele Gesetze von den Egyptiern entlehnt. Die neuern Schriftsteller lassen es eben so wenig an Lobeserhebungen der alten Egyptier fehlen. Wenn man aber die Sache unpartheyisch untersucht, so wird man finden, daß man mit diesen Lobsprüchen zu freygebig ist.

Sollte denn das Gesetz Lob verdienen, welches verordnete, daß die Räuber sich bey ihrem Anführer aufschreiben lassen, und ihm alles Geraubte bringen mußten, damit man versichert war, die geraubten Sachen wieder zu finden, welche man für den vierten Theil des Werthes wieder erhalten konnte. Man könnte freilich sagen, da die Gesetzgeber einsahen, daß Räubereyen nicht zu verhindern wären, so hätten sie den Bürgern ein Mittel verschafft, das ihnen Geraubte wieder zu bekommen. Wie kann aber ein Gesetz den Hang zum Raub gut heissen? Die Räuber waren ja dadurch nicht nur von der Strafe befreyet, sondern noch einer Belohnung versichert.

Die Priester hatten in Egypten eine allzugrosse Macht, und vereinigten in ihren Händen mit der weltlichen Gewalt auch diejenige, welche sie schon durch die Religion hatten. Selbst der Monarch war ihnen unterworfen. Wenn ein königlicher Zweig abstarb, so konnte nur einer aus dem Priester- oder Soldatenstande genommen werden, und wenn die Wahl auf eine Militairperson fiel, so mußte er sich sogleich in den Priesterstand aufnehmen lassen. Durch eine so große Gewalt, und durch so hohe Vorzüge mußte die oberste Macht getheilet, und den Priestern Stolz und Verachtung gegen den übrigen Theil der Nation eingeflößt werden.

Es ist schon gesagt worden, daß das Volk in gewisse Klassen getheilt war, und daß die Handthierungen alle erblich waren. Die vornehmsten Stände, der Prie-

ster- und Soldatenstand waren so abgesondert, daß kein Mitglied des einen Standes in den andern übertreten konnte. Welcher Unpartheyische wird diese Einrichtung bey einer genauern Untersuchung lobenswürdig finden können? Freilich kann man, wenn die Künste und Handwerker erblich sind, sie leichter erlernen und darinn vollkommener werden, weil ein jeder seine Erfahrungen mit den Erfahrungen seiner Vorfahren verbinden kann; freilich kann dadurch mancher irreführender Ehrgeiz erstickt, und jeder mit seinem Stande zufrieden gemacht werden. Allein giebt es nicht auch eine edle Ehrbegierde, welche die Seele und Stütze der Staaten ist? Werden durch eine solche Einrichtung nicht die Talente eingeschränkt? Wer von der Natur die Anlagen zu dem Geschäfte, wozu er bestimmt ist, nicht erlangt hat, würde sich vielleicht in einem andern sehr hervorgethan haben, wenn er freye Wahl gehabt hätte. Man betrachte nur die andern Völker, bey welchen eine solche Einschränkung nicht Statt gefunden hat. Bey den Griechen waren die Künste und Gewerbe nicht erblich; und wie weit haben sie nicht die Egyptier übertroffen? Wenn auch die Kunstwerke der leztern ungeheure Massen sind, welche durch ihre Grösse, durch die Mühe und Kosten, welche auf sie verwendet wurden, Bewunderung verdienen, so fehlt ihnen doch der feine und richtige Geschmack, und alle die höhern Schönheiten, welche an den Kunstwerken der Griechen mit so vielem Rechte bewundert werden. Man vergleiche ein Isisbild mit der mediceischen Venus; welch ein unaussprechlicher Unterschied! Noch sind in Asien zwey berühmte Völker, die Indier und Chinesen. Bey jenen muß, wie bey den Egyptiern, der Sohn bey der Handthierung seines Vaters bleiben; in China nicht. In Indien sind Künste und Wissenschaften in keinem so blühenden Zustande, wie in China. Ein Beweiß, daß

eine

eine solche Verordnung den Wachsthum der Künste aufhält. Es zeigt ferner die tägliche Erfahrung, daß sich in allen Ländern die Familien ungleich vermehren. Was sollen also diejenigen Stämme anfangen, welche durch eine ungleiche Vermehrung allzu zahlreich werden? Im Gegentheil aber ist man in Gefahr, viele nützliche Künste durch das Aussterben gewisser Stände zu verlieren. Eintracht unter den Bürgern ist ein Hauptzweck der Gesellschaft. Da, wo die Handthierungen erblich sind, muß aber Eintracht gestöret werden; denn Vorzüge, die nicht erreicht werden können, ziehen Abneigung gegen die höhern, und Verachtung der niedrigern Klasse nach sich. Die Indianer sind ebenfalls in Klassen getheilt. Nur die Braminen und Rajahs dürfen sich mit den Wissenschaften beschäftigen, und einige Klassen sind so verächtlich, daß ihre Mitglieder sich nicht wagen dürfen, Personen von einer höhern Klasse in das Gesicht zu sehen. Die Folge aber davon ist, daß unter der Nation kein gemeinschaftliches Interesse herrscht.

In Egypten war es Brüdern und Schwestern erlaubt, einander zu heyrathen, welches den Grundsätzen einer gesunden Staatskunst entgegen ist. Die meisten Gesetzgeber haben erkannt, daß, wenn die Familien sich nicht mit einander vermischten, eine jede einen besondern Körper für sich in dem Staate ausmachen würde.

Man hat auch die große Anhänglichkeit der Egyptier an ihre Gesetze und Gebräuche gerühmt; aber ob sie deswegen Lob verdienen, das ist eine andere Frage. Ueberhaupt haben sie dieses mit allen morgenländischen Völkern gemein, welche selten an ihren Gesetzen und Gebräuchen etwas ändern. Und so gut es auf der einen Seite ist, wenn man nicht zu leichtsinnig an der alten Staatsverfassung etwas ändert, so weiß man doch

aus der Erfahrung, daß die Zeitumstände es zuweilen erfordern, an dem politischen System etwas zu ändern, und neue Gesetze zu verfassen. Besonders sind in den Künsten und Wissenschaften solche Aenderungen unumgänglich nothwendig, welches aber in Egypten nicht erlaubt gewesen ist. Daher kommt es aber, daß die morgenländischen Völker so weit hinter den europäischen zurückgeblieben sind. Fest an ihre alten Gebräuche gebunden, sind sie noch immer das, was sie vor dreytausend Jahren gewesen sind.

Ungeachtet aber der gerügten Fehler in der egyptischen Staatskunst, hat sie doch auch viele vortrefliche Maximen enthalten. Die egytischen Gesetzgeber suchten Sicherheit und Achtung der Bürger gegen einander zu befördern, und daher kamen die strengen Gesetze gegen den Mord und Ehebruch, die uneingeschränkte Ehrfurcht gegen alte Personen, die vielen Regeln der Höflichkeit. Es waren dieselben eben so viele bürgerliche und politische Bande, wodurch das Volk in Schranken gehalten, und die Ruhe und Ordnung unter den Bürgern gesichert wurde; sie waren eben so viele Mittel, um Gelindigkeit einzuflößen, und Einigkeit zu unterhalten, indem sie alle Laster verbannten, welche die Folge eines groben und gesitteten Charakters sind. Aus diesem Grunde flossen die Gesetze wegen der Begräbniß der Todten, die Gewohnheit, sie einzubalsamiren, und den Leichnam des Vaters für das sicherste Unterpfand zu halten, welches ein Schuldner seinem Gläubiger geben konnte. Alle diese Anordnungen unterhielten die Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern. Lob verdienen endlich die Egyptier auch wegen des strengen Todtengerichtes über den Lebenswandel der Verstorbenen, um zu entscheiden, ob sie die Ehre des Begräbnisses verdienten. Das Gericht

wurde

wurde öffentlich gehalten, und das Volk war Richter, dem sich selbst die Könige nicht entziehen konnten.

Fünftes Kapitel.

Von Griechenland.

In der Geschichte der griechischen Staaten zeichnen sich in diesem Zeitraume ganz vorzüglich Athen und Lacedämon aus, welche durch ihre Uebermacht gleichsam den Ton der ganzen Nation angaben, und bey allen wichtigen Begebenheiten, woran die Griechen Theil nahmen, die Anführer waren. Es sollen also hier bloß die Grundsätze der athenienſischen und spartaniſchen Staatsverfassung in Erwägung gezogen werden.

Athen.

Obgleich Athen ursprünglich von Königen regiert wurde, so hat doch das Volk von jeher einen grossen Hang zur Demokratie gehabt; daher war die Macht der Könige mehr auf das Commando der Armee eingeschränkt, und hatte in den Zeiten des Friedens nicht viel zu bedeuten. Plutarch hat bemerkt, daß Homer unter den Belagerern von Troja die Athenienſer allein Volk nennt. Nach dem edlen Tode des Kodrus änderten die Athenienſer ihre Regierungsform, und schafften die königliche Würde ab. Man wählte zu Oberhäuptern des Staats Archonten, welche Würde Medon, der Sohn des Kodrus, erhielt. Anfänglich dauerte die Würde der Archonten lebenslänglich, und diese Regierungsform ist 331 Jahre lang geblieben. Da aber den athenienſischen Demokraten das lebenslängliche Archontat dem Königthume sich allzusehr zu nähern schien, so wurde die Dauer dieser Würde auf 10 Jahre eingeschränkt. Den neuen demokratiſchen Besorgniſſen der Athenienſer kam aber auch diese Zeit

zu gefährlich vor, und daher mußten die Archonten jährlich ihr Amt niederlegen. Aber diese eingeschränkte Macht der Archonten war nicht mehr im Stande, unruhige Köpfe, die von nichts als Freyheit und Unabhängigkeit träumten, im Zaum zu halten, und es entstand ein trauriger Zustand der Anarchie und Verwirrung. Nun bemerkten erst die durch Erfahrung klug gemachten Athenienser, daß unter diesen Unruhen und Faktionen ihr Staat nicht mehr bestehen könne, und waren darauf bedacht, dem Geiste der Verwirrung und Gesetzlosigkeit Schranken zu setzen.

Drako, ein kluger und rechtschaffener Mann, dessen Namen man auch in dem Verzeichnisse der Archonten antrifft, wurde daher zu einem Gesetzgeber erwählet, und er kann als der erste zu Athen angesehen werden, da vor ihm Athen kein eigentliches Gesetzbuch gehabt zu haben schien. Aber die Gesetze des Drako waren hart und strenge; jedes Verbrechen, ohne Unterschied, wurde mit dem Tode bestraft, und selbst leblose Dinge, wenn durch sie ein Mensch das Leben verlohr, wurden gerichtet. Als man ihn um die Ursache fragte, so antwortete er: weil mir das geringste Verbrechen die Todesstrafe zu verdienen scheint, und ich für das gröβte keine andere Strafe finden kann. Aristoteles sagte daher auch: daß die Gesetze des Drako, ausser ihrer Grausamkeit, nichts besonderes hätten. An der Regierungsform scheint er nichts geändert zu haben. Nur errichtete er den aus 51 Richtern, die Epheten hiessen, bestehenden Gerichtshof zu Athen, an welchen von den Aussprüchen aller übrigen Gerichte appellirt wurde. Die Epheten genossen aber diesen Vorzug nicht lange, weil der Areopagus unter dem Solon wieder zu seinem alten Glanze gelangte.

Wegen der allzugrossen Strenge konnten die Gesetze des Drako nicht lange bestehen. Weil man theils ihre Strenge mildern mußte, theils wieder Faktionen entstanden, so verfiel der Staat wieder in die alte Unordnung, und in dieser Gefahr wandte man sich an den Solon; einen wegen seiner Weisheit und Menschenliebe allgemein geschätzten Mann. Er wurde, ob er sich gleich anfangs weigerte, zum Archonten ohne Loos gewählet, und hierauf einmüthig zum Gesetzgeber seines Vaterlandes ernannt. Mit uneingeschränkter Macht und der Liebe aller seiner Mitbürger, verfuhr er nun als ein kluger und erfahrner Staatsmann. Er nahm keine Veränderungen vor, als solche, von welchen er glaubte, daß er sie durch vernünftige Vorstellungen den Athenienſern annehmlich machen, oder zu deren Annehmung er sie durch die Macht des Ansehens zwingen könnte. Er sagte daher, seine Gesetze wären die besten, deren die Athenienſer fähig wären.

Er schaffte die Gesetze des Drako ab, diejenigen ausgenommen, welche die Mörder mit dem Tode bestrafen. Die obrigkeitlichen Würden ließ er in den Händen der Reichen, welche er, nach der Größe ihres Vermögens, in drey Klassen abtheilte. Die Bürger der vierten oder letzten Klasse, welche aus Handarbeitern bestand, gelangten niemals zu Aemtern, sondern Solon gab ihnen blos das Recht, bey den Volksversammlungen ihre Stimme geben zu dürfen. Dieß machte in der Folge das Volk zum absoluten Herrn aller Geschäfte, da bey den Volksversammlungen die wichtigsten Staatsangelegenheiten, Krieg, Frieden, Verträge und Finanzsachen entschieden wurden, und also die athenienſische Regierungsform ganz demokratisch war. Solon scheint die Uebel bemerkt zu haben, welche aus der allzugrossen dem Volk anvertrauten Gewalt entstanden sind; daher wählte

er

er aus jedem Stamme hundert verdienstvolle Männer, die einen neuen Rath ausmachten, und aus 400 Gliedern bestunden, weil damals nur noch 4 Stämme waren. Das Volk konnte nichts beschließen, als was von diesem Senat war untersucht und vorgeschlagen worden. Wenn dem Volke ein Gutachten des Senats war vorgelesen worden, so bestiegen die, welche reden wollten, den Rednerstuhl, und wenn es zum Votiren kam, so rief der Herold die Bürger auf, welche 50 Jahre alt waren, und fuhr so fort, bis auf die, so 30 Jahre erreicht hatten; denn so alt mußte man seyn, um ein Stimmenrecht bey Volksversammlungen zu haben. Das Volk konnte aber das Gutachten des Senats schlechterdings verwerfen, oder die Vollziehung desselbigen verlangen. Daher sagte Anacharsis zum Solon: „Ich wundere mich, daß bey euch die Weisen nur das Recht haben, Rath zu geben, daß aber den Thoren die Entscheidung vorbehalten ist.„

Solon stellte vor allen das Ansehen des Areopagus wieder her, und trug diesem Gerichtshof die allgemeine Aufsicht über den Staat und die Beobachtung der Gesetze auf. Man kennet die Hochachtung, welche die Römer gegen die Gesetze des Solons hatten, davon noch einige bestehen, weil sie dem römischen Rechte zur Grundlage gedienet haben. Es scheint, daß Solon viele derselben den Egyptiern abgeborgt habe. Sie wurden in hölzerne Rollen, die in Rahmen eingefasset waren, gestochen, so daß man sie nach Belieben herumdrehen konnte. Sie wurden zuerst in dem Schlosse zu Athen, und hierauf in dem Prytaneum niedergelegt, damit sich jedermann daraus Raths erholen konnte, und zu Plutarchs Zeiten waren noch einige davon vorhanden.

Die athenienſiſche Staatsverfaſſung hatte viele Fehler. Solon hatte zwar gehoft, daß der Areopagus und der Senat der Vierhundert die athenienſiſche Regierung, als ſtarke Anker halten und befeſtigen würden; aber dieſe Hofnung iſt nicht in Erfüllung gegangen. Nie war der Staat mehr zerrüttet und beunruhiget, welches von der allzugroſſen Macht des Volkes herrührte. Cicero ſagt: „Die griechiſchen Freyſtaaten ſind durch den Frevel und Muthwillen der Volksverſammlungen zu Grunde gegangen.„ Was Solon zur Einſchränkung dieſer Volksmacht gethan hatte, war nicht hinlänglich. Der Areopagus hatte keinen Antheil an der Regierung, und der Senat, der ſelbſt von dem Volke abhieng; konnte eine ihrem Weſen nach mangelhafte Staatsverfaſſung nicht verbeſſern. Schon die allzugroſſe Anzahl der Perſonen, woraus er beſtand, zuerſt aus 400, und dann aus 600 war ihm nachtheilig.

Ueberhaupt täuſcht die Geſchichte von Athen oft durch ihren Glanz. Die Schlacht von Marathon und Salamin, der Pomp der Schauſpiele, die prächtigen und geſchmackvollen öffentlichen Denkmäler, die vielen groſſen Männer von aller Art nehmen ſehr für Athen ein. Wenn wir aber in das Innere dieſes Staates hineinblicken, ſo ſehen wir immer unruhige Volksverſammlungen, ein durch Liſt und Partheygeiſt immer herumgetriebenes Volk, das ſich durch Schwätzer hinreiſſen läßt, die würdigſten Bürger verfolgt und vertreibt. Jedoch iſt es auch wahr, daß Feinheit, Leutſeeligkeit und Edelmuth unverkenntliche Züge in dem Charakter der Athenienſer geweſen ſind. Sie hatten ein Geſetz, welches zur Pflicht machte, den Verirrten den Weg zu zeigen. Der Athenienſer war im Privatumgang leutſeelig, geſprächig und gütig; aber in den Volksverſammlungen war er der Mann nicht mehr. Ariſtophanes vergleicht das athe-

nienſiſche Volk in ihren Häuſern mit einem klugen Greis, der aber in öffentlichen Geſellſchaften ins Kindiſche fällt. Dieſer ungleiche Charakter der Athenienſer mißfiel auch ihren Bundesgenoſſen, und war den unter ihrer Herrſchaft ſtehenden Städten unerträglich. Plato ſagt ſehr ſchön und wahr: Der Eigenſinn eines Volkes, dem durch ſeine Redner beſtändig geſchmeichelt wird, iſt eine weit gefährlichere Sache, als der Eigenſinn eines Fürſten, welcher durch die Schmeicheleyen ſchwacher Hofleute verdorben wird.

Lacedämon.

Als die Herakliden von dem Peloponnes wieder Beſitz genommen hatten, ſo wurde den beiden Brüdern Euriſthenes und Prokles Lakonien zu Theil, und ſie regierten beide gemeinſchaftlich, ob ſie gleich in der größten Uneinigkeit lebten. Die Regierung blieb ungefähr 900 Jahre bey den Linien dieſer Brüder, bis ſie faſt zu gleicher Zeit verloſchen ſind. Durch den Einfall der Herakliden wurde der Peloponnes ſehr verwüſtet und entvölkert; daher ſuchten Euriſthenes und Prokles Lakonien ihn wieder zu bevölkern, nahmen alle Fremde ohne Unterſchied in ihr Gebiet auf, und ertheilten ihnen die Rechte der Eingebohrnen und Bürger. Sie theilten ihr Land in ſechs Theile, und machten Sparta zur Hauptſtadt. Die Geſetze ihrer Regierung kennen wir nicht; denn von dieſer Epoche bis auf den Lykurgus iſt die Geſchichte von Sparta ſehr dunkel. So viel ſagt uns die Geſchichte, daß viele Unruhen daſelbſt vorfielen, weil das Volk die ihm von den Königen ertheilten Freyheiten mißbrauchte, und in eine Unabhängigkeit verwandelte. Der König Eunomus, Lykurgs Vater, verlohr ſein Leben in einem Aufruhr.

Nun erschien Lykurg, dessen Klugheit und Standhaftigkeit eine gänzliche Veränderung in der spartanischen Staatsverfassung zu Wege brachte. Er hätte nach dem Tode seines ältern Bruders, der keinen Erben hinterließ, König werden können, und regierte auch einige Monate; da er aber erfuhr, daß die Gemahlin seines Bruders schwanger wäre, so erklärte er, daß die Krone ihrem Kinde gehöre, wenn es ein Knabe seyn würde, und als sie einen Prinzen gebohren hatte, so erklärte ihn Lykurgus zum König. Nun begab sich Lykurg in fremde Länder, um die erfahrensten Männer über die Regierungskunst um Rath zu fragen, zuerst nach Kreta, hierauf nach Asien, und endlich nach Egypten, dem damaligen Sitz der Wissenschaften und Staatskunst. Da ihm seine erkannten Tugenden die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger erworben hatten, und während seiner Abwesenheit in Sparta viele Unordnungen vorgefallen waren, so ließ ihn der Staat durch Gesandte bitten, zurückezukehren. Er that es, mit dem Entschluß, die Staatsverfassung zu ändern, nachdem er zuvor das delphische Orakel um Rath gefragt hatte, welches ihm die schmeichelhafteste Antwort ertheilte. Nach seiner Zurückkunft suchte er die vornehmsten Spartaner zu gewinnen, und als er seine Absicht erreicht hatte, so begab er sich bewafnet mit ihnen auf den Markt, und führte sein Vorhaben glücklich hinaus.

Als Gesetzgeber fand er nicht für gut, seine Gesetze schriftlich zu verfassen, er verbot es sogar; aber er wollte sie durch Uebung und Gebrauch seinen Mitbürgern einprägen, und es gelang ihm. Es läßt sich schwer ein deutlicher Begriff von der lacedämonischen Staatsverfassung machen; und Plato selbst hält es für unmöglich, dieselbige zu beschreiben. Sie war weder monarchisch, noch aristokratisch, noch demokratisch, sondern vermischt,

und

und hatte von allen diesen verschiedenen Regierungsformen etwas entlehnt. Die Macht der beiden Könige war sehr schwach und eingeschränkt, und sie waren eigentlich nichts, als die ersten Bürger im Staat, welche den Ephoren und dem Volke von ihrem Betragen Rechenschaft geben mußten. Doch hatten sie große Freyheiten, und man hatte Ehrfurcht gegen ihre Person. Der aus 28 gewählten Personen bestehende Senat genoß ursprünglich eine große Gewalt, und war von dem Lykurgus dazu bestimmt, zwischen den Königen und dem Volke das Gleichgewicht zu erhalten. In dem Senat hatten die Könige zwar zwey Stimmen; aber der Senat hatte allein das Recht, die Sachen zu untersuchen, und der Volksversammlung vorzulegen. Die Meinung des Senats konnte das Volk bestättigen oder verwerfen. Weil das Volk aber die Macht des von ihm gewählten Senats für zu groß hielt, so wurde ihm die Gewalt der Ephoren entgegen gesetzt, und zwar ungefähr 130 Jahre nach dem Lykurg. Es waren 5 und sie behielten ihre Würde nur ein Jahr. Das Volk wählte sie, und zwar oft aus dem niedrigsten Stande. Sie gliechen den Volkstribunen der Römer, indem sie die Rechte des Volkes gegen die Eingriffe der Könige und des Senats vertheidigen sollten. Obgleich ihre Würde nur 1 Jahr dauerte, so hatten sie doch in der Folge alle Macht in ihren Händen. Sie konnten die Senatoren absetzen, gefangen nehmen, und sogar mit dem Tode bestrafen, welche Macht sie auch über die Könige hatten. Sie bedienten sich auch des Aberglaubens, um die Könige in den Schranken zu erhalten. Alle neun Jahre giengen sie in der Nacht aufs freye Feld hinaus, um mit einem feierlichen Stillschweigen den hellen, gestirnten Himmel zu beobachten. Sahen sie einen sogenannten Sternschnuppen fallen, so erklärten sie es als ein bedeutendes Wunderzeichen

derzeichen, daß die Könige sich den Zorn der Götter zugezogen hätten, und setzten sie so lange ab, bis das Orakel ihre Wiedereinsetzung befahl. Auch das Volk zu Sparta hatte großen Antheil an der Regierung, weil nur in den Volksversammlungen die Staatsangelegenheiten entschieden werden konnten, und auch von denselbigen die Obrigkeiten gewählet wurden.

Ob man gleich glauben sollte, daß bey so verschiedenen einander entgegengesetzten Gewalten sehr viele innerliche Unruhen hätten entstehen sollen: so war doch Sparta denselbigen sehr wenig ausgesetzt. Es hatte seinem Gesetzgeber Lykurgus dieses Glück zu verdanken; denn so lange als dessen Gesetze genau befolgt wurden, siegte das Staatsinteresse über die Privatabsichten; als es sich aber davon entfernte, gieng es zu Grunde. Die Alten hatten nicht ohne Grund die Gesetzgebung der Lacedämonier bewundert; aber sie war auch nur für einen nicht allzugrossen Staat gut. Zur Zeit des Lykurgus zählte man in Sparta nur 9000 Einwohner, und auf dem Lande 30000; und daher konnte man ein solches Volk wie eine einzige Familie erziehen und regieren. Aus dieser Ursache wurde diese Regierungsform mangelhaft, so bald die Spartaner anfiengen, die Gränzen ihrer Herrschaft zu erweitern.

Von den griechischen Kolonien.

Von den Herakliden verdrängt, wanderte eine Menge Kolonien nach Asien und Europa aus Griechenland aus. Die vornehmsten derselbigen waren die, welche die Dorier, Jonier und Aeolier in Kleinasien errichteten. Durch den trojanischen Krieg hatten sich die Griechen eine genaue Kenntniß von Klein-Asien erworben, und daher giengen die aus Griechenland vertriebenen Jonier nach Asien hinüber, wo sie sich einer Gegend, die an den

Gränzen von Karien und Lydien lag, bemächtigten, die nachher Jonien genannt wurde. Die aus Lakonien vertriebenen Aeolier setzten sich unter Anführung des Penthilus nach einigen Streifereyen zwischen Jonien und Mysien fest, und gaben dem Lande den Namen Aeolis. Da diese griechischen Kolonien in Kleinasien die berühmtesten gewesen sind, so will ich die andern mit Stillschweigen übergehen, welche von den Griechen in Italien, in Sicilien und an den Ufern des Pontus Euxinus angelegt worden sind.

Da die Kolonien erst gegen die Zeiten, als der republikanische Geist in Griechenland zu herrschen anfieng, von da auszogen, so nahmen auch sie die republikanische Regierungsform an. Ihre Gesetze waren wahrscheinlich von denjenigen nicht sehr verschieden, von welchem in dem zweiten Theile dieses Werkes, bey Gelegenheit der alten Regierungsform in Griechenland, geredet worden ist.

Griechenland wurde gewissermassen bis zu dieser Epoche nur von einem einzigen Volke bewohnt; aber von dieser Zeit an bemerkt man eine grosse Verschiedenheit in den Sitten und Betragen der verschiedenen Staaten, welche die griechische Nation ausmachten. Die Regierungsform und die Sitten waren zuerst einerley, oder doch wenigstens sehr ähnlich, und man findet diese Aehnlichkeit viele Jahrhunderte hindurch bis nach der Zurückkunft der Herakliden in den Peloponnesus, in einem Zeitraum, da die Griechen noch sehr roh und unwissend waren. Einige Jahrhunderte nach der Rückkunft der Herakliden gieng eine allgemeine Veränderung in der Kultur der Griechen vor, und seit dieser Zeit fängt auch die Verschiedenheit in den Sitten der verschiedenen griechischen Völkerschaften an, welche einige Zeit nach dem Lykurg und Solon besonders merklich wurde. Nun

änderte

änderte sich die ursprüngliche Denkungsart. Jeder Staat öfnete seine Augen auf seinen Vortheil, und machte sich Gesetze nach der Beschaffenheit seiner Lage und seiner Absichten. Allein diese Veränderung war für Griechenland nicht vortheilhaft. Der Reichthum einiger Staaten erweckte den Neid der andern; es entstand Vergrößerungssucht und Herrsucht; das allgemeine Interesse verschwand, und machte dem Privatinteresse Platz, und so wurde Griechenland nach und nach durch innerliche Faktionen und Spaltungen zu Grunde gerichtet. Die Warnungen der guten Bürger wurden nicht gehört, weil das Volk von leidenschaftlichen Rednern und Demagogen, wie am Zaum geleitet wurde. Die Republiken wurden gegen einander erbittert, und in die blutigsten und langwierigsten Kriege mit einander verwickelt, deren Ausgang für die ganze Nation traurige Folgen hatte. Denn da sie einander selbst geschwächt hatten, so waren sie nicht mehr im Stande, mit vereinigten Kräften ihre gemeinschaftliche Freyheit zu vertheidigen, sondern mußten sich endlich unter das Joch eines auswärtigen Feindes schmiegen.

Zweites Buch.

Von den Künsten und Handwerkern.

Erstes Kapitel.

Von den Assyrern und Babyloniern.

Es ist schon in dem ersten Theile dieses Werkes gesagt worden, daß Ninive dem Assur, und Babylon dem Nimrod ihre Entstehung zu verdanken haben; es ist auch bemerket worden, daß man wahrscheinlich die prächtigen Werke dieser Städte nicht dem Ninus und der Semiramis zuschreibe, sondern daß sie in weit spätern Zeiten

erbaut worden sind. Kastor, dessen Zeitrechnung von dem Eusebius und andern Schriftstellern geschätzt wird, führt zween Ninus als assyrische Könige an; den einen als Erbauer von Ninive, und einen andern, der in den lezten Zeiten des assyrischen Reiches regierte. Wahrscheinlich ist diesem letztern die Vergrösserung und der Pracht von Ninive zuzuschreiben. Auch die Prachtgebäude zu Babylon scheinen unter die Regierung ihrer letzten Könige zu gehören. Auch Herodot und andere alte Schriftsteller eignen sie dem Nabuchodonoser und seiner Gemahlin Nikotris zu.

Wenn man der gemeinen Meinung folget, so waren die Städte Ninive und Babylon von einem ungeheuern Umfange. Jene soll ein länglichtes Viereck ausgemacht haben, dessen lange Seiten 150, die kürzern aber 90 Stadien betrugen, so daß der ganze Umfang 480 Stadien war. Da aber die Stadien des hohen Alterthums, nach den Gründen des Herrn Delisle geringer gerechnet werden müssen, als die gewöhnlichen, so dürfte der Raum, auf dem Ninive stand, nicht über 6 Quadratmeilen eingenommen haben. Die Stadt war aber nicht nach dem Verhältniß ihres Umfanges bevölkert. Jonas sagt, daß es in derselben 120000 Seelen gegeben habe, die ihre rechte Hand nicht von der linken zu unterscheiden wußten, d. i. Kinder; woraus folgt, daß die Anzahl der Einwohner ungefähr 700000 Menschen mag betragen haben. In allen morgenländischen Städten waren überdieß viele große Gärten, wie es noch heut zu Tage gewöhnlich ist.

Von Babylon sagen die alten Schriftsteller ausdrücklich, daß es nicht nur Gärten, sondern auch sogar Ackerfeld in seine Mauern eingeschlossen habe. Nach dem Herodot, der selbst zu Babylon zu einer Zeit gewesen war, da es seinen alten Glanz noch nicht gänzlich verlohren

lohren hatte, betrug der Umfang der Stadt ebenfalls 480 Stadien. Da es aber ein vollkommenes Viereck ausmachte, so war es größer als Ninive. Die so sehr gerühmten Werke und Gebäude zu Babylon waren hauptsächlich: 1) die hohen und dicken Mauern; 2) der Tempel des Belus; 3) die hängenden Gärten; 4) die Brücke über den Euphrates, und die Dämme, von welchen dieser Fluß eingeschlossen war, und 5) die künstlich angelegten Seen und Kanäle zur Vertheilung des Wassers des Euphrates.

Aber man scheint dabey alles übertrieben zu haben. Wie schwer läßt es sich begreifen, daß die Mauern, in einem Umfange von beynahe 10 Meilen, und bey einer Dicke von 81 Fuß, 318 Fuß hoch haben seyn können? Eben dieses gilt von dem sogenannten Belus-Tempel, der aus 8 über einander stehenden Thürmen bestanden haben soll. Herodot giebt die Höhe desselbigen nicht an; Diodor sagt, daß sie alle Glaubwürdigkeit übersteige, und Strabo bestimmt sie auf ein Stadium, d. i. auf 600 Fuß. Nach dem Verzeichniß, welches uns die Alten von den darinnen befindlichen Schätzen gegeben haben, mußte sich die ganze Summe auf 220,500000 Livres belaufen haben. Wie übertrieben! Da Herodot der hängenden Gärten mit keinem Worte gedenkt, ob er gleich als Augenzeuge alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt auf das genaueste beschrieben hat; so kann man mit Recht an der Existenz dieses vorgeblichen Wundergebäudes zweifeln. Auch der römische Geschichtschreiber Kurtius drückt sich über diese Gärten so aus, daß man wohl sieht, daß er ihre Existenz für verdächtig hält; denn er sagt, daß die Einbildungskraft der Griechen daran Antheil gehabt habe. — Die Brücke über den Euphrat soll hundert Ruthen lang, und beynahe vier breit gewesen seyn. Sie mag freylich viele Kunst und Arbeit erfordert haben, da der Fluß tief und schnell war, die Pfeiler aus Stein, und durch

eiserne Klammern mit einander verbunden, die Fugen aber mit Bley ausgegossen waren; aber sie war doch, wie alle morgenländischen Gebäude, in keinem guten Geschmack aufgeführt. Ihre Breite hatte kein Verhältniß mit ihrer Länge, sie war nicht gewölbt, und die Pfeiler stunden nicht in gehöriger Weite von einander, indem zwischen jedem nur 11½ Fuß Raum war. Die Dämme, die den Euphrat einschlossen, mögen groß und kostbar gewesen seyn; aber sie werden doch diejenigen nicht übertroffen haben, die wir heut zu Tage an vielen Orten haben.

Uebrigens scheinen die Monumente, welche Ninive und Babylon so berühmt gemacht haben, mehr wegen des Sonderbaren und der Verschwendung der Zierrathen, als wegen der Schönheit und Ordnung der Bauart, bewundert worden zu seyn. Diejenigen Schönheiten und Verhältnisse, welche die griechische Baukunst so vortheilhaft auszeichneten, waren im ganzen Morgenlande unbekannt, so wie sie es noch jezt sind.

Von der Bildhauerkunst der Assyrer und Babylonier läßt sich nicht viel sagen. Daß sie ihre Tempel mit Bildsäulen angefüllt hatten, ist gewiß; aber es läßt sich mit Grunde zweifeln, daß sie mit Geschmack und Richtigkeit haben zeichnen können. Alle Figuren, die man auf den noch übrigen halberhobenen Werken der alten asiatischen Völker sieht, sind plump, ungeschickt und ohne eigentliche Schönheit gezeichnet. Die Figuren an den berühmten Ruinen von Persepolis sind in einem sehr schlechten Geschmack und elend ausgeführt. Und doch sollen, nach dem Diodor, die Palläste zu Persepolis und Susa von fremden Künstlern gebaut worden seyn, die Kambyses aus Persien brachte. Wenn also Kambyses, da ihm auch Babylon unterwürfig war, egyptische Künstler nach Persien bringen ließ, so muß er von der Kunst der babylonischen Künstler nicht viel gehalten haben. Doch

muß

muß man in verschiedenen Künsten den Babyloniern Gerechtigkeit wiederfahren lassen; z. B. im Gießen der Metalle, da die Tempel zu Babylon mit einer großen Menge goldener, silberner und eherner Statuen ausgeziert waren. Die Babylonier waren auch geschickt in Verfertigung reicher Stoffe und gestickter Arbeit.

Zweites Kapitel.

Von den Egyptiern.

Noch sind die Pyramiden und Obelisken, auch andere egyptische Denkmäler, wenigstens Ruinen, vorhanden, und aus diesen können wir auf die Wahrheit oder Unwahrheit desjenigen schließen, was uns die alten Schriftsteller von den Denkmälern des alten Egyptens berichten. Was die Pyramiden anbetrift, so sind die alten Schriftsteller weder über die Zeit ihrer Erbauung, noch über ihre Erbauer einig. Gewöhnlich werden sie unter die ältesten egyptischen Denkmäler gezählt; allein Homer, welcher vieler Seltenheiten dieses Landes erwähnt, thut von den Pyramiden keine Meldung. Sie scheinen also zu seiner Zeit noch nicht vorhanden gewesen, sondern erst in den Jahrhunderten errichtet worden zu seyn, von welchen wir gegenwärtig reden.

Es ist bekannt, daß die größte von den drey Pyramiden, welche einige Meilen von Kairo steht, ein Viereck ausmacht, woran jede Seite der Basis 600 Fuß, und folglich ihr Umfang 2650 Fuß enthält. In der Perpendikularhöhe hat sie 500 Fuß, und ihre Spitze endiget sich in eine viereckigte Fläche, davon jede Seite 16 bis 17 Fuß lang seyn mag. Die ganze Masse dieser Pyramide besteht aus 313590 Kubikruthen. Diese ungeheure Masse ist aus Steinen von ungeheurer Grösse

zusammengesetzt, darunter sich viele befinden, die 30 Fuß lang, 4 hoch und 3 breit sind.

Nach dem Herodot haben 100000 Arbeiter zugleich an dieser Pyramide gearbeitet, welche alle 3 Monate von einer gleichen Anzahl abgelöset wurden. Mit dem Behauen und Herbeyführen der Steine wurden 10 Jahre zugebracht, und mit der eigentlichen Aufführung 20 Jahre. Eine Aufschrift meldet, wie viel sie an Knoblauch, Zwiebeln und andern Zugemüsen für die Arbeitsleute gekostet hat, und diese Summe soll sich auf 600 Talente Silbers, d. i. gegen 7 Mill. Livres belaufen haben. Vermuthlich war die Arbeit an den Pyramiden ein Frohndienst, der den Königen nichts als die Kost der Arbeiter gekostet hat. Ueber die Art, wie so ungeheure Steine zusammengesetzt und aufgethürmt wurden, giebt Herodot die beste Nachricht. Die Pyramiden wurden aus verschiedenen Lagen von Steinen gemacht, welche nach und nach abnahmen, wie es das Verhältniß des Gebäudes erforderte. Die untere Lage ragte also über die darauf liegende hervor, und jede Seite der Pyramide machte also eine Art von Treppe aus. Daher brauchte man nur Zeit und Mühe, um die grösten Steine in die Höhe zu bringen. Durch eine sehr einfache Hebmaschine, welche auf die erste Lage gesetzt wurde, wurden die Steine auf die zweite Lage hinaufgebracht, und wenn diese gemacht war, so richtete man auf derselben wieder eine solche Maschine auf, und so immer weiter. Herodot giebt uns auch von der äussern Bekleidung der Pyramiden Nachricht; denn ursprünglich waren sie entweder mit viereckigten Marmorplatten, oder mit Ziegelsteinen bedeckt, so daß sie eine völlig gleiche und ganze Mauer vorstellten. Heut zu Tage zeigt die grosse Pyramide von aussen vier Treppen, man kann sich aber leicht überzeugen, daß sie von aussen mit Marmor überzogen

zogen war, welcher durch die Zeit, oder vielmehr durch die Gierigkeit der Araber verzehrt worden ist.

In den meisten Pyramiden waren inwendig Gänge angebracht, in die man jezt nicht mehr kommen kann. Die große Pyramide ausgenommen, sind die übrigen verschlossen, und haben keinen Eingang. Man glaubt insgemein, daß erst die Muhamedaner bey der Eroberung von Egypten sie geöfnet hätten, aber schon Strabo redet von der innern Beschaffenheit dieses Gebäudes, und von einem darinn befindlichen Sarge, womit auch alle neuen Berichte übereinstimmen. Plutarch redet von dem Echo, welches in derselben gehört wird, von welchem auch die neuern Reisebeschreiber reden.

Was mag aber die Beherrscher von Egypten bewogen haben, solche ungeheure und in allem Betracht sonderbare Gebäude aufzuführen? Weil die Egyptier glaubten, daß die Seele durch den Tod nicht ganz von dem Körper getrennt würde, sondern daß sie noch so lang in demselben bleibe, als er nicht zerstört wäre, so gebrauchten sie alle Vorsicht, die Leichname vor der Fäulnis zu verwahren, und sie vor allen Zufällen zu schützen, welche ihre Zerstörung hätten befördern können. Daher die mühsame und kostbare Einbalsamirung, daher die Aufbewahrung der Leichname an sichern Orten. Daher sahen sie Palläste und Wohnhäuser nur für Gasthöfe an; die Gräber aber nannten sie ewige Wohnungen. Die jährliche Ueberschwemmung des Nils nöthigte ferner die Egyptier, die Zerstörung der Begräbnisse zu verhindern, und deswegen legten sie ihre Todten in ziemlich hohe Felsen, wo das Nilwasser nicht hinreichte, indem sie in dieselben eine Art von Kellern gruben, in welche die Mumien hineingelegt wurden. Man machte den Eingang in diese Gräber so unkenntlich als möglich, daher man sie auch jezt nur durch vieles Suchen entdecken kann.

Daraus erklärt sich nun die Absicht der Erbauung der Pyramiden. Die Könige wollten alle Mittel anwenden, ihre Leichname vor allen zerstörenden Zufällen zu sichern, und ihnen gewissermassen eine ewige Dauer zu geben. In dieser Absicht ließen sie diese fast unzerstörbaren Gebäude anlegen, und die Baumeister wählten zu dem Ende die pyramidalische Figur, weil sie durch ihre Struktur der Zeit am besten Trotz bieten kann. Damit noch nicht zufrieden, gaben sich die egyptischen Könige alle Mühe, den Ort zu verbergen, wo ihr Leichnam sollte hingelegt werden, welches aus dem innern Bau der großen Pyramide deutlich erhellet.

Mit dieser Ursache lassen sich noch die Gründe einer barbarischen Staatsklugheit verbinden. Die Fruchtbarkeit des alten Egypten war so groß, daß der Feldbau wenige Zeit und Mühe kostete. Die unzählbare Menge der Bewohner des Landes hatte also einen großen Ueberfluß und viele müssige Zeit, wodurch gar leicht hätten Empörungen entstehen können. Um diesem zuvorzukommen, suchten die Könige das Volk zu beschäftigen, und kamen auf die Gedanken, die Pyramiden erbauen zu lassen, wie schon Aristoteles und der ältere Plinius bemerkt haben. Daher wurden aber auch die Könige, welche diese ungeheuern Werke errichten ließen, so gehaßt, daß sie es nicht einmal wagten, sich in die Pyramiden begraben zu lassen, indem sie befürchteten, ihre Leichname möchten bald wieder herausgenommen werden. Ihre Namen sogar sind verlohren gegangen, und aus dieser Ursache sind wir auch in Ansehung der Zeit ihrer Erbauung, und in Ansehung ihrer Erbauer in Ungewißheit.

Auch das egyptische Labyrinth war ein sonderbares Werk. Herodot, dessen Reisebeobachtungen, die er in Egypten gemacht hat, für ziemlich richtig gehalten wer-

den können, sagt, daß es unter den 12 Königen, die 15 Jahre gemeinschaftlich regiert haben, wäre angelegt worden, welches gegen 600 Jahre vor Christi Geburt gewesen wäre. Nach dem Herodot hatte man in dem Umfang einer einzigen Mauer 3000 Zimmer eingeschlossen, die alle Gemeinschaft mit einander hatten; aber durch so viele Krümmungen und Wendungen, daß man sich ohne einen guten Führer, darinnen verirren mußte; es waren eben so viele Zimmer unter, als ober der Erde. Herodot will die obern Zimmer alle besehen haben. Das ganze Gebäude war von weissem Marmor, der sehr zierlich gehauen war. Zwölf vorzüglich schöne Säle ruhten auf eben so vielen marmornen Säulen. Das Labyrinth endigte sich mit einer 40 Ruthen hohen Pyramide. Jetzt ist von demselben nichts mehr übrig.

Was den Geschmack der Egyptier in der Baukunst anbetrift, so muß man zwar eingestehen, daß sie das Große und Unzerstörbare liebten. Alle Denkmale waren von Stein, Marmor oder Granit, und zwar aus Stücken von ungeheurer Größe. So wie sie aber durch ihre Größe bey dem ersten Anblick in Erstaunen setzen, so fehlt es ihnen auf der andern Seite an Zierlichkeit, Schönheit und Anmuth. Schöne Verhältnisse und Gestalten blieben den Egyptiern immer unbekannt, und sie wußten niemals die Bildhauerkunst schicklich mit der Baukunst zu verbinden. Wenn sie ein Gebäude zieren wollten, so geschah es durch ein überhäuftes Geschnörkel. Ferner herrschet in allen ihren Werken eine eckelhafte Einförmigkeit, und in der Ausführung kein Gedanke und Plan. Schon Strabo versichert, daß die Gebäude in Egypten, welche von den alten Einwohnern aufgeführt worden, weder Riß, noch Geist, noch Zierlichkeit zeigten. Auch die Kunst zu wölben war ihnen unbekannt. Wahrscheinlicher Weise nahmen sie auch kein Holz zu ihren größern Gebäuden; sondern große

Steine,

Steine, die mit ihren Enden auf den Mauern der Säle lagen, vertraten die Stelle der Querbalken; diese Steine wurden aber, um den Einsturz zu verhüten, von Säulen unterstützt. Der große Mangel an Bauholz, der in Egypten herrscht, mag zu dieser Bauart das meiste beygetragen haben.

Auch in der Bildhauerkunst zeigten die Egypter einen schlechten Geschmack. Die Figuren sind unrichtig gezeichnet, trocken, steif, ohne Zierlichkeit, Fleiß, Natur und Stellung. Ihre Hohlgravirungen haben weder Entwurf, noch Verschiedenheit, und die Figuren sind alle im Profil gemacht. Köpfe, Füße und Hände haben weder Bewegung, noch Ausdruck. Wenn die Griechen von den Egyptiern gelernt haben, den Meißel zu führen, so haben sie einen viel bessern Gebrauch davon zu machen gewußt. Ihre Kunstwerke sind wegen der Schönheit, Mannichfaltigkeit des Geistes und der Natur, welche sie beleben, so schätzbar, als die egyptischen durch ihr ungestaltetes und plumpes Wesen schlecht sind. Die Egyptier fanden auch Geschmack an riesenförmigen Bildern, dergleichen man noch jetzt in Oberegypten antrift. Von der Sphinx sieht man fast nichts mehr, als den Kopf, weil der übrige Theil im Sande vergraben ist; aber dieser Kopf ist 26 Fuß hoch, woraus sich leicht auf die Größe des Ganzen schließen läßt.

Es ist schon oben behauptet worden, daß bis auf diese Epoche die Mahlerey nicht bekannt gewesen sey; ihre Erfindung gehört in diejenigen Zeiten, von welchen gegenwärtig gehandelt wird. Die Zeit der Erfindung läßt sich nicht genau bestimmen; man sieht blos, daß diese Kunst schon vor dem lydischen König Kandaules geschätzt war; denn Plinius sagt, daß dieser Fürst, der 720 Jahre vor Chr. Geb. geherrscht hat, ein Gemählde, das eine Schlacht vorstellte, für Gold, das eben so viel

wog, gekauft habe; und Herodot meldet, daß Amasis, der 570 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung regierte, den Cyreneern sein Bildniß geschenkt habe. Die Egyptier haben aber in der Mahlerey gewiß keinen bessern Geschmack gehabt, als in der Bildhauerkunst. Daher nennt uns auch die Geschichte keinen berühmten egyptischen Mahler oder Bildhauer. Aber die Farben wußten sie auf Marmor und andere glatte und dichte Körper sehr gut aufzutragen, wozu sie sich wahrscheinlich einer kräftigen Beitze bedienten. Reisende versichern, daß man an den Trümmern der alten Gebäude noch jetzt Gemählde sehe, deren Farben noch ganz frisch und lebhaft sind; doch setzen sie auch hinzu, daß sie ganz ohne Schatten und Licht, ohne alle Farbenmischung gemahlt sind.

Was von den Egyptiern gesagt worden, das gilt auch von den Assyrern und Chaldäern. Sie wurden nach und nach eine Beute der Perser, Griechen und anderer Eroberer, und dadurch verlohren sie sich unvermerkt aus der Geschichte, und vermischten sich mit andern Völkern. Sie machten frühzeitig ziemlich große Entdeckungen, und die Künste hatten bey ihnen in den ersten Jahrhunderten einen bewundernswürdigen Wachsthum, welcher aber auf einmal aufhörte. Auf die ursprünglichen Kunstgriffe eingeschränkt, scheinen sich die Asiaten und Egyptier die lange Dauer ihrer Reiche zu Nutzen gemacht zu haben, dahingegen die europäischen Völker ihre Einsichten immer vollkommener machten. Vielleicht ist in ihrem Nationalcharakter und in ihrer Regierungsform die Ursache zu suchen, welche den Wachsthum der Künste gehindert hat. Aus Nationalstolz hatten sie mit fremden Völkern wenig Umgang, und machten keine Reisen in auswärtige Länder. Es war auch ein Grundsatz ihrer Staatsverfassung, keine Neuerungen zuzulassen. Bey den Egyptiern waren die Handthierungen

thierungen erblich, und die Künstler gehörten unter die letzte Klasse. Lauter Hindernisse, welche die Vervollkommnung der Künste bey diesen Völkern verhindern mußten. Ganz anders war es bey den Griechen. Bey diesen genoß der geschickte Künstler die größte Achtung.

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

Von dem trojanischen Krieg bis auf das Jahr 590 vor Chr. Geb. ist in der griechischen Geschichte noch wenig Licht. Man muß auch in diesem Zeitraume die europäischen Griechen von denjenigen Griechen, welche die Küsten von Kleinasien bewohnten, unterscheiden. In dem europäischen Griechenlande kamen die Künste später zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit, den sie bey den griechischen Kolonien in Kleinasien weit früher erreicht hatten. Hier kamen die ersten Früchte der Kunst hervor, durch welche sich die Griechen bey der Nachwelt so berühmt gemacht haben.

In Kleinasien fieng die Baukunst an, sich zu bilden. Die dorische und die jonische Ordnung wurde in diesen Gegenden erfunden; die korinthische, die reichste, prächtigste und zierlichste unter allen, ist weit später in dem eigentlichen Griechenland zum Vorschein gekommen. In der gegenwärtigen Epoche stand schon der prächtige Tempel des Jupiters zu Olympia; es wurde auch der Anfang mit dem Tempel der Diana zu Ephesus gemacht, und Pisistratus legte zu Athen den Grund zu dem Tempel des Jupiters. Doch scheinen die Griechen noch keine große Kenntniß der Mechanik gehabt zu haben. Sie scheinen zu den Zeiten des Thucydides, den Krahn noch nicht gekannt zu haben, sondern ersetzten ihn durch Balken, die sie wahrscheinlich wie Schenckeln bewegten. Sie bedienten sich lange Zeit nur der dorischen und jonischen

schen Ordnung, und zwar ohne die eine mit der andern zu vermischen. Der Dianentempel zu Ephesus, und der Tempel des olympischen Jupiters waren, der eine von der jonischen, und der andere von der dorischen Ordnung. Die korinthische Ordnung trift man sehr selten an den berühmtesten Gebäuden des Alterthums an, weil vielleicht die griechischen Baumeister diese Ordnung nicht für groß und majestätisch genug hielten. An allen Ueberbleibseln der schönsten Werke des griechischen und römischen Alterthums, die nach der dorischen Ordnung gebaut sind, findet man, daß die Säulen kein Fußgestell haben. Es waren auch die Ordnungen der griechischen Baukunst in den ersten Zeiten nicht so erfunden ausgeführt, wie man sie heut zu Tage an den Ueberbleibseln des alten Roms sieht, indem erst nach und nach viele Verzierungen und Veränderungen daran angebracht worden sind. Bey den Griechen war die Baukunst ursprünglich sehr einfach; alle Kleinigkeiten und Theile ihrer Werke waren in der Natur gegründet. Doch sind nicht alle Veränderungen, die man in der alten Bauart gemacht hat, tadelnswürdig, weil sich auch gute darunter befanden. Da man die jonischen Fußgestelle, die einzigen, die bey den Alten im Gebrauche waren, nicht für sehr schicklich, auch die Kapitäler dieser Ordnung für unangenehm gehalten hat, so wurden sie abgeändert. Obgleich die Griechen bey ihren Tempeln, Schauplätzen und andern öffentlichen Gebäuden, allen Pracht der Baukunst verschwendeten, so machten sie doch bey Privathäusern keinen Gebrauch davon, welche weit nicht so schön und groß, als die unsrigen, waren. Daran kann der republikanische Geist Schuld gewesen seyn. Der reichste Bürger hat es nicht gewagt, durch eine prächtige Wohnung sich bey seinen Mitbürgern Haß und Neid zu erwecken.

Gegen das Ende des gegenwärtigen Zeitraums entwickelte sich auch die Bildhauer- und Mahlerkunst. Schon 576 Jahr vor Chr. Geb. waren Dipönus und Scyllis als geschickte Arbeiter in Marmor berühmt; doch war damals die Bildhauerey noch lange nicht zu der Vollkommenheit gelangt, als 150 Jahre später unter dem Perikles. Die Mahlerei reifte noch später; erst unter dem Alexander erscheint sie in ihrem wahren Glanze. In dieser Epoche waren die Mahler noch sehr unwissend. Lange Zeit wußten sie nicht die Farben zu mischen. Die ersten Gemählde waren nur mit einer Farbe gemahlt, die sehr hart und trocken seyn mußte, da sie aus zerriebenen Scherben von irdenen Gefäßen gemacht war. Man schrieb unter die Gemählde die Namen der Dinge, welche sie vorstellen sollten, und erst zu den Zeiten des Miltiades fiengen die Mahler an, eine Aehnlichkeit zu treffen.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die Griechen, so ungeschickt sie in der Baukunst und Bildhauerey waren, sich viele Bequemlichkeiten, die man jezt für unentbehrlich hält, nicht zu verschaffen wußten. Ihre Kleider waren sehr mangelhaft; sie wußten nichts von Sätteln und Steigbügeln, und in ihren Häusern waren weder Glasfenster, noch Kamine.

Zweites Buch.
Von den Wissenschaften.

Erstes Kapitel.
Von der Arzneykunde.

Von dem trojanischen Krieg an bis auf den peloponnesischen ist die Geschichte dieser Wissenschaft in Dunkelheit gehüllt, aber doch ohne daß man sagen kann, daß diese so nothwendige Wissenschaft wäre gänzlich vernachlässiget worden. Die heiligen Bücher der Juden

sagen,

sagen, daß Salomon ausgebreitete naturhistorische Kenntnisse gehabt, und von allen Bäumen und Pflanzen, von der Ceder bis auf den Ysop Bücher verfertiget habe. Es gab damals bey den Juden schon ordentliche Aerzte, und es wird dem König Assa zum Vorwurf gemacht, daß er sich bey gichtischen Anfällen mehr an die Aerzte, als an den Allmächtigen gewendet habe. Ezechias wurde von einem gefährlichen Geschwür durch einen Ueberschlag von Feigen geheilet. Aus vielen Ausdrücken der Propheten läßt sich schließen, daß man damals Wunden und andere Verletzungen durch verschiedene Arzneymittel, durch Harz, Balsam, Fette und Oele geheilet habe. Sirach sagt: ehret den Arzt, weil ihr ihn nöthig haben könnt.

Obgleich aber der Zustand der Arzneykunde bey den Griechen vom trojanischen bis zum peloponnesischen Krieg unbekannt ist, so weiß man doch, daß die Asklepiaden, Aeskulaps Nachkommen, diese Wissenschaft bey ihrer Familie erhielten, und drey Schulen zu Rhodus, Cos und Gnidus anlegten. Herodot, der noch vor dem Hippokrates lebte, redet auch von andern berühmten Schulen der Arzneykunst. In den Gedichten des Homers findet man eine Menge anatomischer Nachrichten; er kennt die Einrichtung der körperlichen Theile, nach der Beschreibung zu urtheilen, die er von den Wunden und den daraus entstehenden Zufällen macht. Man könnte aber aus einem alten Ausleger des Plato einen Einwurf dagegen machen, indem er sagt, daß der Pythagoräer Alkmäon der erste gewesen wäre, welcher Thiere zergliedert hätte; Aristoteles meldet ebenfalls, daß es die Griechen zu seiner Zeit noch nicht gewagt hätten, menschliche Körper zu zerlegen. Dieser Einwurf, welcher stark zu seyn scheint, hört aber doch auf, es zu seyn, wenn man auf die verschiedenen Mittel Rücksicht nimmt, welche man jederzeit gehabt hat, sich von der Einrichtung des menschlichen Körpers zu belehren. Auch le Clerc macht in seiner

Geschichte der Arzneykunst begreiflich, wie die alten Aerzte die innern Theile des menschlichen Körpers haben kennen lernen, ohne Leichname zu öfnen. Vielleicht haben die asiatischen Völker weniger Bedenklichkeit gehabt, Leichname zu öfnen, und von diesen kann Homer seine anatomischen Kenntnisse gelernt haben, da er, wenn er auch nicht in Kleinasien gebohren worden ist, sich doch gewiß lange Zeit dort aufgehalten hat.

Zweites Kapitel.

Von der Astronomie.

Die Schriftsteller des Alterthums geben uns von dieser Wissenschaft etwas mehr Nachrichten, als von der Arzneykunde.

Von den Babyloniern.

Von den astronomischen Kenntnissen derselben kann man sich einen ziemlich richtigen Begriff machen. Ihre Sternseher wußten, daß die Sonne nebst den Planeten eine eigene Bewegung von Abend gegen Morgen habe, und daß diese Bewegungen mit grossen Ungleichheiten in der Zeit und Geschwindigkeit geschehen. Sie wußten, daß der Mond der kleinste unter allen Planeten, und der Erde am nächsten ist, auch daß sein Umlauf in kurzer Zeit geschieht, weil seine Bahn den kleinsten Umfang hat. Es war ihnen auch bekannt, daß der Mond ein erborgtes Licht habe, und daß der Schatten der Erde die Mondsfinsternisse verursache. Sie zählten nur 36 Gestirne; 12 in dem Thierkreise, und 24 ausser demselben, welche sie in nördliche und südliche eintheilten. Da sie jedes Zeichen des Thierkreises in 30 Grade, und jeden Grad in 60 Minuten eingetheilt hatten, so fanden sie dadurch die mittlere Bewegung des Mondes, und konnten dadurch die periodische Rückkunft dieses Planetens sehr

sehr richtig bestimmen. Nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller sollen sie auch von Sonnenuhren Gebrauch gemacht, und zuerst die Länge des jährlichen Umlaufs der Sonne gemessen haben. Von der Regierung des Nabonassars an hatte bey ihnen das Jahr 365 Tage. Es läßt sich aber nicht bestimmen, wann sie den gewöhnlichen Jahren noch die 6 Stunden hinzugesetzt haben, welche über die 365 Tage zurücke bleiben. So viel ist richtig, daß sie davon Kenntniß gehabt und Gebrauch gemacht haben. — Auch ihr System von den Kometen verdient Aufmerksamkeit. Nach dem Apollonius von Myndus haben sie die Kometen für Planeten gehalten, deren Umlauf in sehr eccentrischen Bahnen in Ansehung der Erde geschehe, und daß sie nur dann sichtbar wären, wenn sie den untern Theil ihrer Bahn durchliefen. Allein andere astronomische Kenntnisse waren ihnen unbekannt; sie hatten z. B. eine nur sehr unvollkommene Kenntniß von den Sonnenfinsternissen; und vielleicht hatten sie gar in spätern Zeiten einen Theil der Entdeckungen gelernt, die ihnen von einigen Schriftstellern schon in frühern Zeiten zugeschrieben werden. Auch noch nach der Eroberung des chaldäischen Reiches durch den Cyrus sind die Chaldäer wegen ihrer astronomischen Kenntnisse, die sie aber durch astrologische Sterndeutereyen entehrt haben, in einer grossen Achtung bey vielen ausländischen Völkern gestanden. — Den Auf- und Untergang der Sterne zu beobachten, war ihr vorzüglichstes Geschäft, und dazu bedienten sie sich der großen Ebenen ihres Landes, die auf allen Seiten einen freyen Horizont hatten. In der Folge bedienten sie sich auch ordentlicher zur Beobachtung des Himmels erbauter Sternwarten, und unter andern eines hohen Thurms, der einen Theil des Tempels des Bels ausmachte.

Von den Egyptiern.

Es ist schon gesagt worden, daß dieses Volk die Jahre zuerst auf 360, und hernach auf 365 Tage berechnet habe. Wahrscheinlich haben die Egyptier in der Folge ebenfalls entdeckt, daß noch ungefähr 6 Stunden hinzugesetzt werden müssen. Herodot, dessen Zeugniß, wenn er von Egypten redet, von einer grossen Gültigkeit ist, sagt, daß das Jahr dieses Volkes aus 12 Monaten, jedes von 30 Tagen bestanden habe, wozu man jährlich noch 5 Tage gezählet habe, um sich dadurch die periodische Zurückkunft der Jahrszeiten in den nemlichen Monaten des Jahrs zu verschaffen. Plato und Eudoxus, die nach Egypten gereiset waren, sollen nach dem Strabo von den egyptischen Priestern unter den Griechen zuerst erfahren haben, daß der jährliche Umlauf der Sonne ungefähr 6 Stunden über 365 Tage betrage, welche Kenntniß die Priester aber als ein Geheimniß behandelt haben.

Aus der Grösse, welche die egyptischen Astronomen dem Monde gegeben haben, läßt sich schließen, daß sie von der Größe der Sterne keinen richtigen Begriff gehabt haben. Sie hielten den Mond für 72mal kleiner als die Erde. Nach einigen Schriftstellern war auch die Methode sehr unvollkommen, durch welche sie das Verhältniß des Durchmessers der Sonne zu der Bahn, die sie beschreibet, bestimmten. Man ließ, heißt es, in dem Augenblick, da man die ersten Strahlen der Sonne erblickte, einen Menschen abreiten, der so lange forttrannte, bis die Sonnenscheibe ganz aufgegangen war. Nachher maß man den Weg ab, den dieser Reuter zurückgelegt hatte, und bestimmte durch die Regel de Tri die Zeit, welche der Durchmesser der Sonne gebraucht hatte, um über den Horizont zu kommen. Die Astronomen zu Theben wurden für sehr geschickt in der Berechnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse gehalten, deren wahre

Ursache sie gekannt haben sollen. Auch die Kometen hielten sie für Sterne, die eine periodische Zurückkunft hätten. Man giebt auch vor, sie hätten bemerkt, daß die Sonne der Mittelpunkt der Bewegungen des Merkurs und der Venus sey, und daß diese Planeten bisweilen über der Sonne, bisweilen unter derselben weggiengen. Obgleich diese wichtige Entdeckung für einen Beweis von dem Alterthum der Beobachtungen zu halten ist, die man an den Planeten gemacht hat, so scheint es doch gewiß zu seyn, daß sich die Egyptier diese Kenntniß von der Bewegung des Merkurs und der Venus in der Epoche, von der hier die Rede ist, noch nicht erworben haben, weil die ältesten Schriftsteller davon nichts gedenken.

Es läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß das System, welches die Erde als einen Planeten um die Sonne laufen läßt, den Egyptiern nicht ganz unbekannt gewesen sey, auch sogar in der Epoche, von welcher hier die Rede ist. Einige griechische Philosophen, besonders aber die Pythagoräer, sahen etwas dunkel ein, daß sich unsere Erde nebst den Planeten sowohl um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, als auch um sich zugleich dreheten. Aber ihr Lehrgebäude war äusserst verwirrt und dunkel, und die Weise, wie sie durch die Bewegung der Umwälzung der Erde die scheinbare Bewegungen der Sterne und des Himmels erklärten, zeigt viele Widersprüche. Die Sterne hielten die Egyptier für Feuer, und den Mond nannten sie eine ätherische Erde. Man könnte sie auch für die ersten halten, welche auf den Gedanken von der Mehrheit der Welten gekommen sind. Orpheus hat diese Meinung den Griechen zuerst vorgetragen, und Proklus hat uns die Verse erhalten, in welchen der Verfasser der orphischen Gedichte Berge, Menschen und Städte in den Mond setzet. Auch die Pythagoräer lehrten, daß jeder Planet eine Erde sey, der festes Land, Luft und einen

Aether enthalte. Da aber Orpheus und Pythagoras viele Kenntnisse von den Egyptiern gelernt hatten, so könnte man also auch die eben gedachte diesen letztern zuschreiben. Hier stehe noch eine Bemerkung über die Pyramiden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden dieselbigen von einem Herrn von Chazelles gemessen, und da wurde gefunden, daß die 4 Seiten der grössesten Pyramiden genau auf die 4 Hauptpunkte des Horizontes passen. Da dieses mit Vorbedacht geschehen zu seyn scheint, so setzt er astronomische Kenntnisse voraus.

Von den Griechen.

Auch in dieser Epoche waren die Griechen in den Wissenschaften noch keine Meister. Plutarchus sagt zwar, daß in Griechenland die Wissenschaften zu den Zeiten des Hesiodus angefangen hätten, in Ordnung zu kommen; allein es gieng damit langsam zu. Bis auf die Zeiten des Thales, ungefähr 600 Jahre vor Chr. Geb. hatten die Griechen noch sehr unvollkommene Begriffe von der Astronomie und Geometrie; auch sogar die Entdeckungen des Thales und seines Schülers Anaximanders machten sie sich wenig zu Nutzen. Wir haben schon in dem zweiten Theile gesehen, daß die Griechen viele Jahrhunderte hindurch nicht mehr, als 6 Tage zu den 354, woraus ursprünglich ihr Jahr bestand, hinzugesetzt haben, auch sogar noch zu den Zeiten des Solons. Diese Jahre waren aus 12 Monds-Monaten zusammengesetzt, jeder zu 30 Tagen gerechnet, indem die Griechen sich mehr nach dem Laufe des Mondes, als der Sonne richteten; aber nach dieser Rechnung hatten ihre Jahre weder eine lunarische, noch solarische Form. Dieß mußte nothwendig Verwirrungen veranlassen, und daher mußten die Griechen bald einen, bald zwey Tage von dem Monat wegnehmen; es geschah auch bisweilen, daß nach einer gewissen Zeit ihre 12 Mondenmonate nicht auf die Jahrszeiten

zeiten paßten, worauf sie einen dreyzehnten hinzusetzten, der aber auch nach einiger Zeit wieder weggelassen wurde.

Man sagt, daß Thales von dem Jahr, das aus 365 Tagen besteht, Kenntniß gehabt habe. Nach ihm lernten Plato und Eudoxus in Egypten, daß die Sonne zu ihrem Umlauf über die 365 Tage noch 6 Stunden brauche. Demungeachtet hatte noch zur Zeit des Demetrius von Phalerus das Jahr der Griechen 360 Tage. Es ist nicht zu begreifen, warum sie so lange bey einer so unrichtigen Jahrsform blieben. Auch die Berechnung und Benennung ihrer Monate war sonderbar. Sie theilten den Monat in 3 Theile, jeden von 10 Tagen. Die erste Dekade hieß die des anfangenden Monats, die zweite des mittlern Monates und die dritte die des zu Ende laufenden Monats. Die ersten zählte man nach der Reihe, so daß man sagte: der erste, zweite, dritte Tag des anfangenden Monats; da sie aber nie über zehn zählten, so sagten sie, wenn sie z. B. den sechzehnten nennen wollten, den zweiten sechsten, d. i. den sechsten Tag in der zweiten Dekade. Solon änderte diese Art, die Tage des Monats zu zählen etwas ab. Er führte die Gewohnheit ein, von dem zwanzigsten Tage bis zu dem dreißigsten nicht nach der Addition, sondern nach der Subtraktion zu zählen, so daß man sagte: der zehnte des zu Ende laufenden Monats, der neunte des zu Ende laufenden Monats, anstatt der ein und zwanzigste oder zwey und zwanzigste. Sogar in den Namen, welchen die Griechen dem letzten Tage ihres Monats gaben, entdeckt man diese Sonderbarkeit. Ihre Monate waren wechselsweise volle von 30 und ungerade von 29 Tagen. Der 29ste des ungeraden Monats wurde dem ungeachtet der dreißigste oder Trikades genennt. Ueberhaupt hatten die Griechen in diesen Zeiten sehr eingeschränkte Begriffe in der Astronomie. Sie kannten wenige Gestirne und unter den Planeten nur die Venus; denn diese allein kommt bey dem

Homer und Hesiodus vor. Eudoxus war der erste, der die Kenntniß der übrigen Planeten nach Griechenland brachte. Auch von der Venus hatten sie bis dahin den falschen Begriff, daß sie ein anderer Stern sey, wenn sie der Sonne folge, und gaben ihr daher auch den doppelten Namen Eosphorus und Hesperus. Da sie bey dem Homer und Hesiodus nur unter diesem Namen vorkommt, so ist dieß ein Beweis, daß die Griechen erst spät den Planeten die Namen ihrer Gottheiten beygelegt haben. Was die Ekliptik anbetrifft, so soll Anaximander den Griechen zuerst gezeigt haben, unter wie vielen Graden sich der Thierkreis auf die Linie neige. Man sagt auch, daß ebenderselbe zuerst die Kunst erfunden habe, die Wendungen der Sonne und die Gleichheit der Täge und Nächte anzugeben. Unter allen seinen Entdeckungen aber ist die Erfindung der Sonnenuhren eine der wichtigsten. Er machte den Versuch damit zu Lacedämon. Die Geschichte der Erfindungen aber, welche man diesem Philosophen zuschreibt, ist ein Beweis, daß die Griechen es in der physikalischen Astronomie noch gar nicht weit gebracht hatten; zumalen da Anaximander selbst die Sonne nicht für grösser als den Peloponnes hielt.

Ueber die astronomischen Kenntnisse der Babylonier, Egyptier und Griechen.

Ungeachtet die Griechen die Geschichte der morgenländischen Völker wenig studierten, so ließen sie sich doch von den Entdeckungen belehren, welche diese Völker gemacht hatten, und ihre Schriftsteller sagen ausdrücklich, daß die Chaldäer die ersten astronomischen Beobachtungen angestellt hätten, und daß ihre Nation, die Griechen, vieles von jenem morgenländischen Volke geborgt habe. Die Chaldäer haben also mit den Egyptiern die Ehre getheilt, die Griechen die ersten Grundsätze der Astronomie gelehrt zu haben. Man ist zwar geneigt, die Chaldäer mehr für

Stern-

Sterndeuter, als für Sternkundige zu halten, und sie verdienen auch gewissermassen diesen Vorwurf; aber sie hatten diesen Irrthum mit allen Völkern des Alterthums gemein. Ja man kann sagen, daß selbst die Astrologie der Astronomie große Dienste geleistet habe. Der Vorzug, den man den Einsichten der Egyptier giebt, kommt von der Partheilichkeit der Griechen her. Da sie zum Theil von egyptischen Kolonien abstammten, und anfänglich in den Schulen der Egyptier erzogen wurden, so sahen sie dieselben für die Erfinder aller Wissenschaften an, und ihre Schriftsteller haben fast alle in diesem Tone gesprochen. Erst spät aber lernten sie die asiatischen Völker kennen, da sie schon selbst viele Kenntnisse hatten, und den Ausländern nichts abzuborgen brauchten. Die Schritte, welche die Griechen in der Astronomie gethan haben, waren langsam. Diejenigen griechischen Philosophen, welche ihrer Nation zuerst astronomische Kenntnisse bekannt machten, hatten sie in Egypten und Chaldäa geholt. Herodot erzählt, daß, da einstens die Kleinasiaten den Medern eine Schlacht lieferten, plötzlich die Nacht an die Stelle des Tages getreten sey, und daß Thales den Joniern diese Begebenheit vorausgesetzt habe. Die Griechen hatten also damals noch kein Wort, um eine Sonnenfinsterniß zu bezeichnen. Sobald nach dem Tode des Alexanders die Ptolomäer Könige von Egypten wurden, sobald machten auch die Griechen in weniger, als einem Jahrhunderte einen größern Fortgang in der Astronomie, als sie bis dahin in fast 2000 Jahren nicht gethan hatten. Sie hatten nun die beste Gelegenheit, von den Kenntnissen der Egyptier Gebrauch zu machen; sie thaten es auch, und übertrafen bald ihre Lehrer. Die berühmtesten griechischen Astronomen Aristillus, Timochares, Hipparchus, Ptolemäus u. a. waren alle aus der Schule zu Alexandria gekommen. Sie gaben den Griechen zuerst einige Kenntniß von der eigenen Be-

wegung der Fixsterne, und Hipparchus verfertigte ein Verzeichnis von denselbigen.

Die astronomischen Beobachtungen mußten den Alten, weil die Instrumente äusserst mangelhaft und unvollkommen waren, sehr schwer werden. Man kannte keine Pendulen und keine Ferngläser; auch die Logarithmen, wodurch so viele Divisionen und Multiplikationen erspart werden, waren ihnen unbekannt. Man brauchte noch keine arabischen Ziffern, die zu allen Operationen mit den Zahlen so bequem sind. Vor Alters rechnete man vermittelst kleiner Steine, die man auf einer besonders dazu eingerichteten Tafel in Ordnung legte, und, um das Resultat von diesen Rechnungen zu schreiben, hatten die Alten keine andere Zahlenzeichen, als die Buchstaben ihres Alphabets.

Wenn es zuweilen scheint, als hätten einige Philosophen des Alterthums gewisse wichtige Kenntnisse gehabt, mit deren Erfindung sich die Neuern rühmen, so wird man bey einer genauern Untersuchung finden, daß es bloße Ideen waren, die mancher auf ein Geradewohl, ohne Regeln und Beweisgründe, sich gemacht hatte. Wenn z. B. einige Alte gesagt haben, daß die Erde eine an ihren Polen platt gedruckte Sphäroide sey, und um die Sonne herumlaufe; daß die Kometen Planeten wären, die ihren periodischen Umlauf in einer gewissen Anzahl von Jahrhunderten vollendeten; daß der Mond bewohnbar, und auch die gelegenheitliche Ursache der Ebbe und Fluth sey: so darf man diese Sätze in ihrem Munde nicht für Würkungen und Resultate ihrer Einsichten halten. Sie gehören unter diejenigen Hypothesen, welche eine ungewisse Einbildung täglich erzeuget; und daher waren die Alten nicht im Stande, von diesen ihren Hypothesen einen Beweiß zu geben. Eben darinn besteht der charakteristische Unterschied unter den astronomischen Kenntnissen der Alten und Neuern. Was wir heut zu Tage

von

von der Figur der Erde, von dem System des Himmels, von der Ursache der Ebbe und Fluth u. s. w. sagen, ist nicht die Wirkung des Zufalls oder der Einbildung; es ist die Folge von einer Menge Beobachtnngen und Versuche, und ein jeder Astronom kann von seinem angenommenen System Gründe angeben.

Drittes Kapitel.

Geometrie und Mechanik.

Was man in den alten Schriftstellern von den ungeheuern Werken liest, welche zu Babylon aufgeführt worden, setzt mechanische Kenntnisse voraus. Ob es gleich in dieser Gegend von Asien wenig regnet, so ist sie doch sehr fruchtbar gewesen, weil sie von dem Euphrat gewässert worden ist. Wenn der Schnee auf den armenischen Gebürgen zu Anfange des Sommers schmelzte, so trat der Euphrat allezeit aus seinen Ufern, und setzte die ganze Gegend um Babylon unter Wasser. Um diesen Ueberschwemmungen abzuhelfen, zog man oberhalb der Stadt zwey Kanäle, welche das ausgetrettene Wasser, ehe es noch nach Babylon kam, in den Tigris leiteten. Um sich noch sicherer zu machen, baute man an den beyden Ufern des Flusses hohe Dämme, die mit Ziegelsteinen bekleidet, und mit Erdpech verbunden waren. Und wenn ja der Fluß diese Dämme überstieg, so waren längst den Dämmen große und tiefe Wasserbehältnisse gemacht, in welche das Wasser abfloß. Nach dem Diodor soll auch unter dem Beete des Euphrats ein verborgener Gang geführt worden seyn, durch welchen zwey Palläste, von welchem der eine dies- und der andere jenseits des Euphrats lag, mit einander verbunden waren. Man konnte diese Werke nicht anlegen, ohne den Euphrat abzuleiten, welches in die schon oben gedachte große Wasserbehälter geschah, aus welchen man auch durch viele Schleussen

das

das Wasser zog, um die Ländereyen nach Erforderniß der Witterung zu wässern. Die Babylonier konnten auch den Euphrat, eben so wie die Egyptier den Nil, durch Kanäle über ihre Felder verbreiten. Alles dieses aber setzt Kenntnisse und Erfahrungen in der Geometrie und Mechanick voraus.

Von den Egyptiern.

Die Verbreitung des Nils durch unzähliche Kanäle, die Obelisken und Pyramiden und andere Werke dieser Nation, von welchen bereits geredet worden ist, kann man als Proben von dem Wachsthum des Volkes in den mathematischen Wissenschaften ansehen. Es sind zwar manche Einwendungen dagegen gemacht worden, indem man sagt: Thales hat ja entdeckt, daß ein Dreieck, welches den Durchmesser eines Cirkels zur Basis hat, und dessen Seiten in seinem Umkreiß zusammenlaufen, nothwendig rechtwinklicht sey; eben dieser Grieche hat ja auch erfunden, die Pyramiden vermittelst des Sonnenschattens zu messen; Pythagoras hat zuerst bewiesen, daß das Viereck der Hypotenusa der Summe der beiden andern Seiten gleich sey. Und daraus will man schließen, daß die Egyptier schlechte Kenner der Geometrie gewesen seyn müssen. Aber aus diesen angeführten Entwürfen läßt sich vielleicht das Gegentheil beweisen. Ist es nicht bekannt, daß Thales und Pythagoras die Egyptier zu Lehrmeistern gehabt haben? daß sie sich lange in Egypten aufhielten, und von den Priestern dieses Landes unterrichtet worden sind? Diogenes Laertius sagt ausdrücklich: daß Thales keine andern Lehrer als die Egyptier gehabt habe, besonders in der Geometrie. Er und Pythagoras waren also nur die ersten, welche die angeführten geometrischen Lehrsätze in Griechenland bekannt gemacht hatten.

Noch ist zu bemerken, in welchem Theile der mathematischen Wissenschaften sich ein jedes Volk, nach dem Zeugniß der alten Schriftsteller, ausgezeichnet habe. Sie geben die Chaldäer für die Erfinder der Astronomie, die Phönizier für die Erfinder der Rechenkunst, und die Egyptier für die Erfinder der Geometrie an. So sagt Porphyrius in seinem Leben des Pythagoras: daß dieser Philosoph die Astronomie von den Chaldäern, die Rechenkunst von den Phöniziern, und die Geometrie von den Egyptiern gelernt habe. Hier mag auch folgende Bemerkung über die Verschiedenheit des Genies der Griechen und der morgenländischen Völker stehen. Die Assyrer, Babylonier, Phönizier und Egyptier hatten ihre Entdeckungen bloß sich zu verdanken, da sie nicht ins Ausland zu reisen pflegten, auch keine Kolonien unter ihnen errichtet wurden. Die Griechen aber mußten eingestehen, daß sie alle ihre ersten Kenntnisse von den Egyptiern, Chaldäern und Phöniziern hatten; allein sie haben das Verdienst, daß sie die ihnen von andern Völkern mitgetheilten Kenntnisse zur Vollkommenheit brachten.

Viertes Kapitel.

Von der Geographie.

Die Zeiten, von welchen jezt die Rede ist, waren in der Geographie schon ziemlich helle. Homer hat, Indien und die mitternächtlichen Gegenden von Europa ausgenommen, die meisten andern Ländern gekennt; es scheint ihm auch nicht unbekannt gewesen zu seyn, daß die Erde auf allen Seiten mit Wasser umgeben sey; ob er gleich oft auf eine dunkle und widersprechende Art von dem Ocean redet. Sollte er nicht auch von dem Klima der heissen Länder einen dunkeln Begriff gehabt haben? Er sagt ja in der Beschreibung der Gärten des Alcinous, daß in denselben die Bäume nie ohne Frucht wären.

wären. Man hat aber auch in Griechenland Nachrichten von den heissen Ländern haben können, da, wie oben gesagt worden ist, die Phönizier kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, einige Niederlagen auf der westlichen Küste von Afrika gehabt haben. In den heiligen Schriften der Juden ist von den vielen Seereisen die Rede, welche Salomons Flotten nach Ophir und Tharsis unter Anführung der Phönizier gemacht haben. Wahrscheinlich waren diese Länder von Elath und Ezeongeber, Häfen am rothen Meer, aus welchen Salomons Flotten ausliefen, ziemlich weit entfernt, weil sie drey Jahre zu ihrer Reise brauchten. Da sie mit Silber, Gold, Gummi, wohlriechendem Holz, Edelsteinen, Elfenbein, auch Pfauen und Affen zurückkamen, so ist es wahrscheinlich, daß man Ophir und Tharsis in Afrika suchen müsse, und zwar auf der westlichen Küste von Aethiopien, wo man alle die gedachten Produkte findet.

Sehr merkwürdig ist die Seereise, welche ungefähr 610 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung auf Befehl des egyptischen Königs Necho in Egypten unternommen wurde. Dieser König ließ von der Küste des rothen Meeres eine von Phönizien geführte Flotte auslaufen, mit dem Befehl, immer an den Küsten von Afrika hinzufahren, und durch die gaditanische Meerenge auf der mittelländischen See nach Egypten zurückzukehren. Die Flotte befolgte diesen Befehl, und im Herbst stieg die Mannschaft ans Land, säete Getreide, wartete bis es reif worden war, und begab sich alsdann wieder in die Schiffe. Sie brachten mit dieser Fahrt zwey Jahre zu, bis sie in der gaditanischen Meerenge ankamen, und liefen im dritten Jahr in den Mündungen des Nils ein.

Uebrigens kannte man damals viele Länder nur aus den Berichten der Reisenden, ohne genau ihre Lage oder ihre Entfernung von einander zu kennen. Auch von der Gestalt der Erde hatte man unrichtige Begriffe. Zu den

Zeiten des Homers hielt man die Erde für eine platte Fläche, die von allen Zeiten von Wasser umströmt wurde. Dieser Irrthum herrschte noch zu den Zeiten des Herodots, der sich über diejenigen lustig macht, welche die Erde für rund hielten. Anaximander, ein Schüler des Thales, wurde für den ersten Griechen gehalten, der eine Landkarte verfertigt hat. Wenn es aber wahr ist, daß er die Erde für einen Cylinder gehalten, so kann man sich leicht vorstellen, was dieses für eine Karte gewesen seyn muß. Pythagoras soll die Erdkugel zuerst, nach Art der Himmelskugel, in fünf Zonen eingetheilt haben. Obgleich Herodot wenigstens 400 Jahre nach dem Homer lebte, so glaubte er doch nicht, daß die Erde vom Meere umgeben sey. Wenn er von der Reise redet, die auf Befehl des Necho um Afrika herum gemacht worden war, so sucht er die Erzählung davon verdächtig zu machen. Er findet es unbegreiflich, daß diese Schiffer, wie sie sagten, die Sonne in einem Stande gesehen hätten, der dem ganz entgegen ist, in dem man sie in Europa sieht. Sogar in den schönen Zeiten Griechenlandes und Roms nahm alles, was man von der Erde kannte, auf der Landkarte ein Stück ein, das zweymal länger als breit war, und dieses Stück begrief ungefähr zwey Drittheile von Europa, einen Drittheil von Afrika, und den vierten Theil von Asien. Die meisten Gelehrten glaubten, daß von den fünf Zonen nur zwey bewohnbar wären, daß aber die heisse wegen der Hitze, und die zwey nördlichen wegen der Kälte nicht bewohnt werden könnten. Wenn Plinius von den beiden gemässigten Zonen redet, so sagt er: daß ihre Einwohner keine Gemeinschaft mit einander haben könnten, und zwar wegen der unerträglichen Hitze der zwischen ihnen befindlichen heissen Zone. In spätern Zeiten hatten die Karthaginienser den Hanno auf die Entdeckung der Ostküste von Afrika ausgesandt, und aus seiner noch verhandenen

Reise-

Reisebeschreibung, die aus der punischen in die griechische Sprache übersetzt wurde, erhellet, daß er wenigstens bis auf den fünften Grad der nördlichen Breite gekommen ist.

Viertes Buch.

Von der Handlung und Schiffahrt.

Erstes Kapitel.

Von den Egyptiern.

Wir haben gehört, daß die Egyptier eine Abneigung gegen das Meer hatten, und die Handlung nicht achteten. Sesostris suchte diese Denkungsart zu ändern; aber seine Nachfolger vernachläßigten entweder die Handlung, oder wußten ihren Unterthanen keinen Geschmack davon beyzubringen. Diese Nation machte es, wie es noch jezt die meisten asiatischen Völker machen, welche warten, bis die Europäer kommen, ihre Waaren zu holen, und sie mit dem, was sie nöthig haben, zu versehen. Die Egyptier überliessen die Handlung auf dem rothen Meere den Phöniziern, Idumäern, Juden und Syrern. Erst gegen die lezten Zeiten der egyptischen Monarchie öfneten die Könige die Augen in Ansehung der Wichtigkeit der Handlung. Bocchoris, der 670 vor Christi Geburt regierte, gab weise Gesetze darüber, und seine Nachfolger ahmten ihm nach. Psammetichus, welcher hundert Jahre nach dem Bocchoris regierte, öfnete den Ausländern die Häfen seines Reiches, und Necho, sein Nachfolger und Sohn, suchte auf das eifrigste die Handlung und Schiffahrt in Flor zu bringen. Er wollte die mittelländische See, vermittelst eines Kanals und des Nils mit dem rothen Meere vereinigen, welches aber nicht glückte. Er ließ viele Schiffe bauen, und auf seinen Befehl unternahmen die Phönizier die schon oben gedachte Reise um Afrika herum. Unter der Regierung des

Agries,

Agries, eines Enkel des Necho, waren die Egyptier schon so mächtig und erfahren auf der See, daß sie die Phönizier in einem Seetreffen besiegten. Auch Amasis, der letzte der alten egyptischen Könige, begünstigte die Handlung sehr, und zog viele Ausländer nach Egypten. Hätte dieses Reich länger in seiner Unabhängigkeit bestanden, so würde es, schon seiner vortheilhaften Lage wegen, Handlung und Schiffahrt zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben; denn es liegt am rothen und am mittelländischen Meere, und ist, so zu sagen, von der Natur bestimmt, zum Mittelpunkt und zur Vereinigung von Asien, Afrika und Europa zu dienen.

Das Seewesen und der Handel der Egyptier hatte aber auch ihren Nationalcharakter. Ihre Schiffe waren ganz besonders gebauet und ausgerüstet. Ihre Seegel und ihr Tauwerk war auf eine ganz andere Art gestellt und eingerichtet, als bey den übrigen Völkern. Mit dem Handel gaben sich die Egyptier nicht ab, sondern dieser gieng durch die Hände der Weiber.

Zweites Kapitel.

Von den Phöniziern.

Diese waren in der gegenwärtigen Epoche Herren von der ganzen Handlung, welche in der damals bekannten Welt getrieben wurde. Wenn die übrigen Nationen eine Unternehmung zur See machen wollten, so wandten sie sich an die Phönizier. Die Flotten, welche Salomo nach Ophir schickte, wurden durch Phönizier geführt, und Phönizier umseegelten auf Necho's Befehl Afrika.

Bisher ist bloß von Sidon geredet worden; aber nun wurde diese alte Hauptstadt Phöniziens durch ihre Tochter Tyrus verdunkelt, welche leztere Stadt zu den Zeiten Homers noch so wenig bekannt war, daß Homer sie nicht einmal nennet. Aber wenige Zeit nach

ihm erhob sie sich, und übertraf bald Sidon. Die Propheten Jesaias, Jeremias, Ezechiel und andere schildern sie als die reichste Stadt, wo der grösseste Handel getrieben wurde. Als der assyrische König Salmanasser eine Flotte von 60 Schiffen gegen die Tyrier ausrüstete, so wurde sie von 12 tyrischen Schiffen geschlagen, welcher Sieg den Namen der Tyrier auf dem Meere furchtbar machte. Hierauf grief sie der assyrische König zu Lande an; aber sie hielten seine Belagerung fünf Jahre lang aus, bis nach Salmanassers Tod die Assyrer unverrichteter Sache abzogen. Von dieser Epoche an ist die Handlung und der Glanz von Tyrus beständig gewachsen. Man lese nur die Schilderung davon bey Ezechiel am 27sten und 28sten Kapitel seiner Weissagungen. Die weltlichen Geschichtschreiber stimmen in diesem Stücke mit den Propheten der Juden ganz überein.

Nabuchodonosor, König von Babylon, überzog im Jahre 580 vor Christi Geburt die Tyrier mit Krieg; sie setzten ihm zwar eine tapfere Gegenwehr entgegen, allein Nabuchodonosor bemächtigte sich endlich doch, nach einer Belagerung von 13 Jahren, der Stadt Tyrus. Während dieser langen Belagerung hatte sich der grösseste Theil der Einwohner mit seiner besten Haabe auf eine nahe gelegene Insel begeben, so daß der in die Stadt einziehende Sieger keine Beute für seine Soldaten fand, worüber er so erbittert wurde, daß er die Stadt bis auf den Grund zerstörte, und den kleinen Rest der dageblieben Einwohner tödete, und so gieng das alte Tyrus im Jahr 567 vor Chr. Geb. zu Grunde. Den Namen und den Ruhm dieser Stadt erbte Neu-Tyrus, das auf einer Insel der alten Stadt gegen über erbaut wurde.

Hier kann noch etwas von den Karthaginiensern gesagt werden, einem Volke, das durch seine Handlung und Schiffahrt eben so berühmt war, als durch die langen und blutigen Kriege, die es mit den Römern geführt hat.

hat. Das um das Jahr 890 vor Chr. Geb. erbaute Karthago war eine tyrische Kolonie. Seine erste Regimentsverfassung, welche monarchisch war, scheint bald mit der republikanischen vertauscht worden zu seyn. Die neue Pflanzstadt ahmte bald dem Geschmack und der Thätigkeit ihrer Mutterstadt nach, und die Handlung war auch die Seele von Karthago, auf welche sich die vornehmsten Personen eben so eifrig legten, als die gemeinsten Bürger. Der Handel hatte Karthago seinen Ursprung gegeben, und der Handel machte es auch blühend; denn es war noch vortheilhafter gelegen, als Tyrus, indem es in der Mitte des mittelländischen Meeres lag, und als ein treflicher Hafen den Schiffen die sicherste Zuflucht darbot. Die afrikanischen Küsten lieferten alles, was zum Unterhalte eines zahlreichen Volkes nöthig war.

Drittes Kapitel.

Von den Griechen.

Erst in diese Epoche fällt der Ursprung der Handlung und Schiffahrt der Griechen. Sie trieben dieselbige mit desto größerem Eifer, da ihr Land arm und unfruchtbar war, und bloß eine lebhafte Handlung ihnen Ansehen und Reichthum verschaffen konnte. Gleichwohl waren die ersten Versuche, welche die Griechen mit dem Seehandel machten, noch schwach. Was die Schiffahrt anbetrift, so haben sie sich zur Richtung des Laufs ihrer Schiffe keines andern Mittels zu bedienen gewußt, als des großen Bärens, welches ein Beweis von schlechten nautischen Kenntnissen ist. Ihre Schiffe waren schwach und von mittelmäßiger Größe; und die Lacedämonier haben ihre Schiffe zu Lande von einem Meere zu dem andern tragen können.

Die Einwohner der Insel Aegina kann man für die ersten europäischen Griechen halten, welche sich eine bes-

sere Kenntniß des Seehandels erworben haben. Sie trieben schon eine große Handlung bald nach der Zurückkunft der Herakliden nach dem Peloponnesus, und nach einigen Schriftstellern waren sie unter den Griechen die ersten, welche geprägtes Geld in Umlauf brachten. Man zählte sie sogar unter diejenigen Völker, welche eine Zeitlang die Herrschaft zur See behauptet haben; aber ihre glänzende Rolle war bald ausgespielt; denn in dem peloponnesischen Kriege haben sie ihre Seemacht völlig, und ihre Handlung fast ganz verlohren.

Nach den Aeginetern machten sich gar bald die Korinthier durch ihre Reichthümer und ihre Seemacht bekannt. Ihre Stadt hatte die bequemste Lage zur Handlung. Da diese auf dem schmalen Landstrich liegt, der den Peloponnes mit dem festen Lande von Griechenland verbindet, und zwar in einer fast gleichen Entfernung von beyden Meeren, so war sie von Natur dazu bestimmt, daß sie allen Völkerschaften dieser Länder zur Niederlage dienen sollte. Weil die Griechen vor Zeiten mehr zu Lande als zur See handelten: so gieng daher nothwendig alle Handlung durch die Hände der Korinthier. Und daher erwarben sie sich so große Reichthümer, wegen welcher Korinth in dem Alterthum sehr berühmt war. Die Stadt hatte zwey Seehäfen, den einen an dem saronischen, den andern an dem korinthischen Meerbusen. Die Einwohner wußten diese Lage zu benutzen, legten sich auf die Seehandlung, und baueten, statt der einfachen Galeeren, Schiffe, die drey Reihen Ruder hatten, doch ohne daß sie deswegen unter die Nationen gezählt wurden, welche eine Oberherrschaft zur See hatten. Thucydides thut einer einzigen Seeschlacht Meldung, welche zwischen den Korinthiern und den Einwohnern von Korfu vorgefallen ist, das älteste Seegefecht, dessen die griechischen Geschichtschreiber gedenken. Obgleich die Lage von Korinth so beschaffen war, daß es leicht allen Griechen

hätte

hätte Gesetze vorschreiben, und alle Gemeinschaft zwischen Griechenland und der Halbinsel hätten abschneiden können, so war diese Stadt doch mehr zur Handlung, als zu kriegerischen Unternehmungen geneigt. Zufrieden damit, sich große Reichthümer zu erwerben, genoßen sie dieselbigen, und überließen sich der Pracht und Weichlichkeit. Die Stadt wurde die prächtigste in Griechenland, ausgeschmückt mit vielen Tempeln, Pallästen, Schauspielhäusern, Hallen und Bädern, welche mit vielen Säulen und Statuen von dem kostbarsten Stoff und der Arbeit der berühmtesten Künstler verherrlichet.

Obgleich die Seemacht der Athenienser schon zur Zeit des trojanischen Krieges ziemlich bedeutend war, so hatte sie doch in der gegenwärtigen Epoche weder Handlung, noch Seemacht, ungeachtet Solon alles gethan hat, um Künste und Manufakturen in Aufnahme zu bringen. Aber Attika war damals noch zu arm, und Athen ist durch seine Handlung und Schiffahrt nicht eher berühmt worden, als nach dem ersten Zuge der Perser gegen Griechenland. In dieser Epoche nahm der glänzende Ruhm der Athenienser seinen Anfang.

Die Regierungsform, welche Lykurgus zu Lacedämon eingeführt hat, war nicht geschickt, Handlung und Schiffahrt daselbst in Flor zu bringen; ja die Handlung war sogar gewissermassen aus der Stadt verbannt, weil den Spartanern alle Pracht, und auch viele mechanische Arbeiten verboten waren. Nun kann aber ohne Künste und Manufakturen kein Handel getrieben werden, und wo keine Handlung ist, da fällt auch Schiffahrt weg. Schon die zu Sparta eingeführte Münzsorte hinderte die Handlung, denn sie war von schlechtem Eisen und so schwer, daß man einen mit zween Ochsen bespannten Wagen haben mußte, um eine Summe von 10 Minen, ungefähr 324 Gulden, fortzubringen, und eine Kammer, um es zu verwahren. Obgleich das lacedämonische Ge-

biet gegen Morgen, Mittag und Abend von dem Meer umgeben war, so hatten seine Küsten doch keine glückliche Lage. Sie sind ungesund, und durch Klippen und Felsen an vielen Orten unzugänglich. Lykurgus hatte auch verbotten, sich auf das Seewesen zu legen. In der Folge wurde zwar Sparta durch gewisse Umstände genöthiget, Schiffe auszurüsten; allein es wurde das Seewesen bald wieder vernachläßiget. Man könnte noch mehrere griechische Städte und Inseln anführen, welche sich auf den Seehandel legten; allein sie verdienen keine besondere Aufmerksamkeit. Nur die Rhodier kann man mit Recht die Gesetzgeber des Meeres nennen, da sie zuerst dem Seehandel und der Seepolizey gewisse Gesetze vorgeschrieben haben; und diese fand man so weise, daß auch andere Völker sie angenommen, und die Streitigkeiten der Seefahrer darnach entschieden haben. Diese Gesetze waren sehr alt; ihr Alter aber läßt sich nicht bestimmen.

Dem Handlungsgeiste haben die Griechen einen grossen Theil ihrer Macht und ihres Ansehens zu danken; denn er macht eine Nation thätig. Besonders erfordert die Seehandlung Arbeitsamkeit, Muth und Verschlagenheit, welche auch einen Einfluß auf die Sitten haben. Hesiodus und Plutarch haben bemerkt, daß in dieser Epoche die Handlung bey den Griechen in grossen Ehren war. Keine Arbeit war schimpflich; keine Kunst und kein Gewerbe machte unter den Menschen einen Unterschied. Nachher änderten die Griechen diese Denkungsart, wie aus den Schriften des Xenophons, Plato und Aristoteles erhellet. Aristoteles sagt, daß man in einem wohleingerichteten Staat Profeßionisten niemals das Bürgerrecht geben sollte, und Plato hielt einen Bürger, der Handlung trieb, für strafwürdig. Diese beyden Philosophen stimmen auch darinn überein, daß man den Ackerbau nur durch Sklaven sollte treiben lassen.

Fünftes Buch.
Von der Kriegskunst.

Erstes Kapitel.
Von den Assyrern, Babyloniern, Medern, Syrern und Egyptiern.

Noch war bey diesen Völkern die Kriegskunst sehr unvollkommen. Die Fürsten zogen in den Krieg, ohne gehörige Vorbereitungen und Plane. Ein ohngefähr Einfall oder Zufall bestimmte oft den Entschluß, dieses oder jenes Land mit Krieg zu überziehen. Nach dem Ezechiel stand der König Nabuchodonosor an dem Orte still, wo zwey Wege zusammenstießen, und da sollte nun das Loos entscheiden, gegen welches Land er mit seinem Heere ziehen sollte. Da das Loos Jerusalem traf, so zog er gegen diese Stadt. Ungeachtet sie ungeheure Heere mit sich schleppten, so war doch schlecht für den Unterhalt derselben gesorgt. Sie scheinen auch nicht in verschiedene Korps getheilt gewesen zu seyn, welches vieleicht den Asiaten bis auf die Regierung des Cyaxares unbekannt geblieben ist; indem Herodot sagt, daß er zuerst die Lanzenträger, Bogenschützen und Reuter von einander abgesondert habe.

Der Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze war in Asien nicht ganz unbekannt. In dem alten Testamente ist von vielen Belagerungen die Rede. Gewöhnlich hat man den Ort mit einem Graben und Wall so eingeschlossen, daß niemand heraus kommen konnte. Hierauf suchte man mit Sturmböcken die Mauer einzustürzen, oder suchte dieses auch durch die Untergrabung der Mauer zu bewerkstelligen. Die Vertheidigung einer Stadt bestand in der Stärke und Dicke der Mauern, in der Breite und Tiefe des Grabens, in den hohen Thürmen und in den verschiedenen Maschinen, womit man große

Pfeile in die Ferne schoß und große Steine schleuderte. Die Belagerung von Tyrus durch den Nabuchodonosor dauerte 13, und die von Azoth durch den Psammetichus 29 Jahre. Es ist dieses nicht unglaublich, wenn man bedenkt, daß damals die bloße Lage eines Platzes, die von einigen Werken unterstützet wurde, denselbigen unbezwinglich machen konnte. Auch waren diese Belagerungen weiter nichts, als Blokaden, wodurch man die Städte vermittelst des Hungers zur Uebergabe zwingen wollte, welches aber nicht leicht war. Der größte Vortheil befestigter Plätze ist dieser, die Vorschritte eines siegenden Feindes aufzuhalten; allein in den Zeiten, von welchen die Rede ist, hat immer eine einzige Schlacht das Schicksal eines Reiches entschieden.

Ueberhaupt scheinen die asiatischen Völker eine schlechte Kenntniß von den Vortheilen gehabt zu haben, welche die Kriegskunst der spätern Völker gelehrt hat. Desto grausamer waren aber die Folgen ihrer Siege. Man sieht aus dem alten Testamente, daß die Könige von Assyrien und Chaldäa sich nicht begnügten, alles zu verheeren und zu verwüsten, sondern daß sie auch alle Einwohner des besiegten Landes, die nicht durch das Schwerdt gefallen waren, wegführten, und in weit entfernte Länder fortschleppten. Fast sollte man glauben, die Erde müsse ehedem viel weniger bevölkert gewesen seyn, als jetzt, da die Völker fast immer die Waffen in der Hand hatten, und Plünderungen und Zerstörung der Städte die gewöhnlichen Folgen der Siege waren, wie das Schicksal von Ninive, Samaria, Tyrus und Jerusalem beweiset.

Zweites Kapitel.

Von den Griechen.

Von militärischen Gewohnheiten, die allen Völkern Griechenlandes gemein waren.

Zu Lacedämon waren alle Bürger verpflichtet, vom dreyßigsten bis zum sechzigsten Jahre die Waffen zu tragen, und zu Athen ließen sich alle junge Leute in ein öffentliches Register einschreiben, und verpflichteten sich durch einen Eid, der Republick im Kriege zu dienen. Der Ausreisser wurde mit dem Tode bestraft, und wer im Treffen seinen Schild weggeworfen hatte, der wurde für ehrlos gehalten. In den ersten Zeiten mußte jeder Krieger auf eigene Kosten dienen, weil man die Waffen bloß zur Vertheidigung des Vaterlandes, oder in der Hofnung, Beute zu machen, ergrief. Die Armeen entfernten sich auch nicht weit von den Gränzen ihres Vaterlandes, und daher konnte der Soldat leichter für seinen Unterhalt sorgen. Nur der trojanische Krieg machte eine Ausnahme; aber in demselbigen war die Hofnung einer reichen Beute eine Entschädigung. Da aber der Ehrgeitz der Griechen mit ihrer Macht zugenommen hatte, so führten sie ihre Armeen auch aus ihrem Vaterlande. Da mußte nun der Staat für den Unterhalt der Armeen sorgen. Sie wurden vermuthlich aus der Schatzkammer besoldet. Lysander ließ den Sold der Spartaner, welche auf den Schiffen dienten, die er dem jüngern Cyrus zuführte, vermehren. Zu Athen haben bis auf den Perikles, die Soldaten dem Staat umsonst gedient. Da aber ein Krieg in Thracien und andern ausländischen Gegenden geführt wurde, so mußte der Staat für den Unterhalt seiner Bürger sorgen; denn die Einwohner von Athen lebten größtentheils von ihrem Fleiß und der Arbeit ihrer Hände. Ein Fußgänger bekam also des Tags zwey Obolen, und ein Reuter ein Drachma.

Es ist schon gesagt worden, daß die Griechen in den heroischen Zeiten in der Kunst, die Waffen zu führen, nicht sehr erfahren waren; und dieß läßt sich auch noch von dieser Epoche sagen. Zu Sparta gab es niemals Fechtmeister, und zu Athen hatte man erst im achten Jahre des peloponnesischen Krieges dergleichen. Es ist auch nicht die mindeste Anzeige vorhanden, daß die Griechen von künstlichen Märschen, von Evolutionen und von der Lagerkunst in diesen Zeiten etwas gewußt haben. Durch wen und zu welcher Zeit die Reuterei bey den Griechen eingeführt worden ist, läßt sich nicht bestimmen. Bey dem ersten Meßenischen Krieg, der in das Jahr 743 vor Chr. Geb. fällt, wird derselbigen zuerst gedacht. Sie muß aber noch ziemlich neu gewesen seyn; denn Pausanias bemerkt dabey, daß die Einwohner des Peloponnes noch nicht die Kunst verstanden haben, ein Pferd gut zu regieren. Uebrigens hatten die Griechen immer nur sehr wenig Reuterei. Der dürre Boden Griechenlandes war der Pferdezucht nicht günstig; nur Thessalien war dazu tauglich, und hatte gute Pferde. In den Schlachten bey Marathon und Platäa hatten die Griechen deswegen keine Kavallerie, weil Thessalien in den Händen der Perser war. Es kostete auch die Unterhaltung eines Korps thessalischer Reuter so viel, daß die meisten griechischen Städte diesen Aufwand nicht machen konnten. Kein Volk des Alterthums kannte Sättel und Steigbügel.

Die Belagerungskunst war in dieser Epoche den Griechen noch sehr wenig bekannt. In dem Messenischen Krieg hielt die Stadt Ithome eine Belagerung von 19 Jahren aus. Sie lag auf einem hohen und steilen Berge, wodurch die Belagerer der Stadt damals nicht beyzukommen wußten, und auf diese Art konnten Plätze, auch ohne beträchtliche Befestigung, sehr lange Belagerungen aushalten. Aristoteles sagt, daß die alten Städte

in

in Griechenland so gebaut waren, daß sie, auch ohne Mauern, durch ihre engen und krummen Strassen den Feind bey jedem Schritte aufhalten, und oben von den Häusern herab zu Grunde richten konnten.

Das Kriegsrecht war auch noch in diesen Zeiten barbarisch. Die Bewohner einer eroberten Stadt wurden zu Sklaven gemacht, und die Stadt zerstört. Man bemerkt überhaupt, daß die Folgen des Sieges in Republiken allezeit viel grausamer waren, als in monarchischen Staaten. Der Grund davon scheint darin zu liegen, daß die Kriege der Republikaner fast immer Nationalkriege sind, daß jeder Bürger einen persönlichen Antheil daran nimmt, und daher mehr Erbitterung mit in das Gefechte bringt. Griechenland war in eine Menge kleiner Freystaaten getheilt, deren Bürger einen persönlichen Haß gegen einander hatten.

Von der Kriegszucht der Lacedämonier.

Alle Gesetze der Spartaner zielten dahin, alle Bürger zu Soldaten zu machen, und schon bey der Erziehung der Jugend wurde auf den Krieg Rücksicht genommen. Daher kam es es, daß die Lacedämonier alle Griechen im kriegerischen Ruhm übertrafen. Das Fußvolk war in eine gewisse Anzahl von Korps, deren jedes aus 4 Bataillons bestand, eingetheilt. Das Bataillon bestund aus 120 Mann, die in 4 Kompagnien, jede von 32 Mann, eingetheilt waren. Einer von den zween Königen stand allezeit an der Spitze der Armee. Ihre Waffen waren große Schilde, Lanzen, Halbpiken und kurze Degen. Sie sollen alle roth gekleidet gewesen seyn, um den Soldaten und auch den Feinden das Bluten der Wunden weniger bemerkbar zu machen. Sie giengen nach dem Schalle der Flöten in gleichem Schritt in das Gefecht, und durften sich niemals trennen, daher war auch das Plündern der Getödteten während des Gefechtes verboten. Lykur-

gus

gus hatte ihnen auch verboten, einerley Feinde gar zu oft zu bekriegen, damit sie nicht durch eine öftere Vertheidigung im Kriege erfahrner werden möchten.

Bey dem allen waren die Lacedämonier grosse Sklaven des Aberglaubens, so daß sie darüber oft das Wohl des Vaterlandes in Gefahr setzten. An dem Tage vor dem Vollmand wagten sie es nicht, in das Feld zu rücken. Da die Perser mit einer ungeheuern Armee im Begriffe waren, in Griechenland einzufallen, und die Athenienser eiligst nach Sparta um Hülfe schickten, so erhielten sie zur Antwort, die Spartaner könnten vor dem Vollmonde nicht in den Krieg ziehen. Es galt bey ihnen im Kriege auch die Redlichkeit nicht. Sie bedienten sich auch unredlicher Mittel, wenn sie sich dadurch den Sieg verschaffen konnten. Sie sollen auch die ersten gewesen seyn, welche die feindlichen Generale mit Geld bestochen haben.

Von der Kriegszucht der Athenienser.

Wenn auch gleich die Athenienser den Spartanern an Tapferkeit nichts nachgegeben haben, so stunden sie ihnen doch an kriegerischen Kenntnissen und Kunstgriffen weit nach. Sie stellten an die Spitze ihrer Truppen zehn Anführer von gleichem Ansehen, weil Athen aus eben so viel Stämmen bestand, und das Kommando wechselte alle Tage um. Daraus entstanden oft viele Unbequemlichkeiten, besonders wenn die Stimmen gleich waren; daher gab man ihnen einen Officier bey, der Polemarchus hieß, in dem Kriegsrath Sitz und Stimme hatte, und also die Gleichheit der Stimmen aufheben konnte. Die zehn von dem Volk gewählten Anführer behielten ihre Stelle nur ein Jahr, und da man sie fast bey jedem Feldzuge änderte, so sind daraus viele Nachtheile für das Kriegswesen entstanden. König Philipp von Macedonien spottete darüber also: Die Athenienser sind glücklich, daß sie alle Jahre 10 Feldherren finden können; da

ich

ich in meinem Leben nur einen einzigen, den Parmenion, gefunden habe. Ohne Zweifel war die Furcht vor der Tyranney der Grund, welche die auf ihre Freyheit eifersüchtigen und mißtrauischen Athenienser dazu bewogen hat. Der Nationalcharakter der Athenienser, Unbeständigkeit, Hitze und Uebereilung hat in die kriegerischen Unternehmungen derselben oft einen sehr schlimmen Einfluß gehabt, und diese Fehler waren hauptsächlich an dem unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges Schuld.

Da aber auch Menschlichkeit ein Zug in dem Charakter der Athenienser war, so hatten sie auch ein Gesetz, das ihnen Ehre macht. Nach demselbigen mußten alle, welche im Kriege verstümmelt wurden, auf Kosten des Staates ernähret werden, welches auch die Väter, Mütter und Kinder der Gebliebenen, wenn die Familie arm war, zu erwarten hatten. Dieses wohlthätige Gesetz wird dem Pisistratus, der 550 Jahre vor Chr. Geb. sich der Oberherrschaft zu Athen bemächtigte, zugeschrieben.

Sechstes Buch.

Von Sitten und Gebräuchen.

Erstes Kapitel.

Von den asiatischen Nationen.

Von den Assyrern.

Wir können von den Sitten dieser Nation jezt blos nach den Sitten ihrer Könige urtheilen, weil uns die Geschichte nichts davon überliefert hat. Wenn man voraussetzt, daß die Völker gerne die Sitten der Fürsten zum Muster nehmen, so läßt sich schließen, daß unter den Assyrern in den blühenden Zeiten ihres Reichs Pracht geherrschet haben müsse. Sind auch die Nachrichten der

alten

alten Schriftsteller von der Weichlichkeit der assyrischen Könige übertrieben, so läßt sich doch so viel daraus schließen, daß sie einen großen Theil ihres Lebens unter ihren Weibern im Serail verlebt haben. Die Assyrer waren also unter der Regierung ihrer letzten Könige ein üppiges Volk, wenn man auch gleich nicht die Verheirathung der Brüder mit den Schwestern für einen Beweiß der Verderbniß der Sitten, sondern vielmehr einer schlechten Staatskunst zuschreiben kann. Doch scheinen die Assyrer den Geschmack an Weichlichkeit und Pracht auch mit einer Art von kriegerischer Tapferkeit verbunden zu haben, da sie sich auch nach der Zertrümmerung ihres Reiches durch die Empörung der Meder und Babylonier, dennoch mit vieler Ehre und Macht noch 144 Jahre behauptet habe.

Von den Babyloniern.

So wie alle asiatischen Völker jederzeit einen grossen Hang zur Pracht und Ueppigkeit hatten, so zeichneten sich besonders die Babylonier dadurch aus. Die Ausschweifungen scheinen zwar nicht in die ersten Jahrhunderte dieser Monarchie zu fallen, desto mehr aber in die letzten Zeiten ihres Reichs. Die Ergötzlichkeiten der Tafel waren in die weichlichsten Ausschweifungen ausgeartet, zumal da die Frauen dabey zugegen waren. Ihre Kleidung war ein Rock von feiner Leinwand, der auf dem bloßen Leibe getragen wurde, und biß auf die Füße gieng; worüber ein wollener Rock von weisser Farbe geworfen wurde. Sie ließen die Haare wachsen, und bedeckten das Haupt mit einer Art von Turban. An den Füßen trugen sie dünne und leichte Sohlen, und anstatt der Strümpfe lange Hosen, wie sie noch jezt die morgenländischen Völker tragen. Jeder hatte einen Siegelring an dem Finger, und in der Hand einen schön geschnitzten Stock, der oben mit einem Schnitzwerk versehen war.

Reiche und vornehme Personen kleideten sich in goldene und silberne Stoffe, die mit Edelsteinen besetzt, auch prächtig gestickt waren, in welcher Kunst die Babylonier geschickt waren. Auch goldene Halsbänder und Ohrengehänge gehörten zu ihrem Schmuck. Von wohlriechenden Sachen machten sie einen starken Gebrauch, indem sie sich an dem ganzen Körper zu salben pflegten. Die Parfümerien von Babylon waren weit und breit berühmt, und sie wurden besonders bey Gastmählern gebraucht. Der Schmuck ihrer Zimmer bestand vorzüglich in Fußteppichen und Tapeten. Plinius sagt, daß ein babylonischer Teppich 81000 Sestertien gekostet habe. Die Babylonier bedienten sich auch der Sänften oder Tragsesseln, weil sie noch bequemer als die Fuhrwerke sind. Für die Jagd hatten sie eine solche Neigung, daß sie nicht nur in ihren Zimmern Jagden mahlen, sondern dergleichen auch auf ihre Kleider stücken ließen.

Die Babylonier machten in Ansehung des Frauenzimmers eine Ausnahme von andern morgenländischen Völkern, indem sie dasselbige nicht in die innersten Gemächer versperrten, sondern den Umgang mit den Männern öffentlich verstatteten. Die Weiber wurden bey öffentlichen Feierlichkeiten zugelassen; sie durften auch Fremde sehen, und in Gesellschaft derselbigen speisen. Und doch scheint es widersprechend zu seyn, daß die Babylonier Verschnittene hatten.

Die heiligen Schriften der Juden werfen den Babyloniern Stolz, Härte und Weichlichkeit vor. Den Stolz hatten sie mit allen morgenländischen Völkern gemein, und was die Hartherzigkeit betrift, so hatte besonders nur das jüdische Volk Ursache, sich darüber zu beklagen; denn im Grunde war Grausamkeit kein Zug in dem Charakter des babylonischen Volkes, da es weichlich und wollüstig gewesen ist. Dafür spricht auch folgende eingeführte Gewohnheit. Man feierte zu Babylon jährlich

ein fünftägiges Fest, an welchem, wie bey den Saturnalien der Römer, die Sklaven die Stelle ihrer Herren einnahmen, und das Recht hatten, sich von ihnen bedienen zu lassen, und ihnen zu befehlen. Wegen der Weichlichkeit und Wollust sind die Babylonier weniger zu entschuldigen. Auch die Profan-Schriftsteller schildern Babylon als eine Stadt, in welcher das größte Verderbnis der Sitten herrschte. Daher darf man sich nicht wundern, daß die jüdischen Schriftsteller in ihrer figürlichen Sprache Babylon die große Hure nennen.

Vermög eines Gesetzes, das sich auf ein Orakel gründete, mußten alle Frauenspersonen sich einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Venus einem Fremden Preiß geben. Alle Frauen, die in den Tempel kamen, setzten sich mit einem Blumenkranze auf dem Haupte daselbst nieder. Die Gallerien waren mit einer Menge von Fremden besetzt, welchen erlaubt war, unter den Frauen nach Belieben zu wählen. Wenn sich aber der Fremde seiner Gewählten näherte, so mußte er ihr einige Münzen mit folgenden Worten überreichen: Ich rufe für euch die Göttin Mylitte an. Die Frau durfte die Summe, so gering sie auch war, nicht ausschlagen, weil es eine gottesdienstliche Ceremonie war. Sobald die Frauen dem Gesetze ein Genüge geleistet hatten, so brachten sie der Göttin ein Opfer, und kehrten nach Hause zurück. Dazu waren aber nur Frauenspersonen vom mittlern und niedrigen Stande verbunden; reiche und vornehme Frauen hatten ein Mittel, diesem Gesetze zu entgehen. Sie ließen sich in einer Sänfte bis an den Eingang des Tempels tragen, und, nachdem sie ihr ganzes Gefolge zurückgeschickt hatten, so zeigten sie sich einen Augenblick vor der Statue der Göttin; verließen aber sogleich wieder den Tempel. Diese von vielen alten Schriftstellern bestättigte widernatürliche Gewohnheit scheint aber ihren Ursprung nicht sowohl in einem Sitten-

tenverderbniß, als in den Begriffen, welche die Babylonier von ihrer Göttin hatten, gehabt zu haben.

Man kann auch von den Babyloniern sagen, was von den Assyrern gesagt worden ist, daß sie Tapferkeit mit Ueppigkeit zu verbinden gewußt haben. Xenophon, ein sehr kompetenter Richter, sagt ausdrücklich, daß es im Morgenlande keine bessern Soldaten, als die Chaldäer gegeben habe. Auch in Ansehung der Wissenschaften eignen die alten Schriftsteller ihnen den Ruhm zu, die ersten Grundlinien derselben entworfen zu haben. Was aber allerley künstliche Arbeiten anbetrifft, so weiß man, daß sie im Schmelzen und Bearbeiten der Metalle, in Stickereyen und andern Arbeiten sehr geschickt gewesen sind.

Für die Sterndeuterey und andere geheime Künste waren sie sehr eingenommen, und ihre Gelehrten, die Chaldäer, gaben vor, das Schicksal der Menschen und der Reiche an dem Himmel lesen zu können. Sie rühmten sich auch geheimer Zauberkünste, und des Vermögens, durch Reinigung, Opfer und magische Ceremonien Unglück abwenden, und Glück bringen zu können.

Von den Medern.

Die Meder waren ursprünglich ein sehr rohes Volk. Die Geschichte redet das erstemal von ihnen, wo sie meldet, daß Ninus sie dem assyrischen Reiche unterworfen habe. Es ist nicht bekannt, wie und wann sie das Joch der Assyrer abgeschüttelt haben. Nach einer Anarchie von einigen Jahren wählten sie den Dejoces zu ihrem König, welcher Ekbatana erbaute, es zur Hauptstadt seines Reichs machte, und seine Nation gesitteter zu machen suchte. Von dieser Zeit an, d. i. 710 Jahr vor Chr. Geb. fängt die Geschichte der Meder an, heller zu werden. Zweyhundert Jahr lang folgte ein König

auf den andern, bis Cyrus das medische Reich mit dem persischen vereinigte. Die Meder waren wegen ihrer Ueppigkeit, Prachtliebe und Weichlichkeit besonders verschrieen. Sie trugen lange Schleppkleider mit langen herunterhangenden Ermeln, und diese Kleider waren von bunten Farben gewebt, auch reich mit Gold und Silber gestickt. Die Haare ließen sie wachsen, und bedeckten das Haupt mit einem hohen, spitzigen Hut, der Tiara hieß; auch trugen sie goldene Armbänder, Ketten und mit Edelsteinen besetzte Halsbänder. Sie färbten die Augenbraunen, schminkten das Gesicht; und dieß war der Putz der Mannspersonen.

Bey der Tafel waren sie eben so üppig; man sieht es bey dem Xenophon aus dem Gastmahl, das Astyages dem Cyrus gab. Es war bey den Medern, wie bey mehrern Völkern gebräuchlich, daß der Oberschenke, welcher dem König das Trinkgefäß reichte, das Getränke vorher kostete, indem er einige Tropfen desselbigen in seine linke Hand goß, und dann kostete. Die Trunkenheit war unter ihnen ein gewöhnliches Laster. Da Cyaxares, der letzte medische König als Bundesgenosse des Cyrus gegen die Babylonier Krieg führte, und Cyrus eine günstige Gelegenheit fand, den Feind zu schlagen, so brach Cyrus in der Nacht mit der ganzen Reuterei auf, Cyaxares aber brachte die ganze Nacht bey einem Trinkgelage zu. Tanz und Musik begleitete die Vergnügungen der medischen Tafel. Auch mit der Jagd belustigten sie sich, und die Könige hatten große Thiergärten, in welchen Tiger, wilde Schweine und Hirsche eingeschlossen waren.

Nach dem Herodot waren die Mauern der Stadt Ekbatana siebenfach, und so angelegt, daß die erste nicht hinderte, von aussen den Kranz der zweiten zu sehen, u. s. w. Die Zinnen der ersten Mauer waren weiß, die der zweiten schwarz, an der dritten purpurfarb u. s. w.

Die

Die Schriftsteller des Alterthums schildern die Pracht, welche an dem Hofe der Könige geherrschet hat, ungemein groß. Die Hofetiquette der Meder diente andern asiatischen Königen zum Muster, besonders den Persern. Von den Medern hatten die Perser auch die tiefe Verehrung angenommen, von welcher sie gegen ihre Könige erfüllt waren. Niemand durfte es wagen, in Gegenwart der Könige sich zu räuspern oder zu lachen.

In einigen Gegenden von Medien war die Vielweiberey nicht nur erlaubt, sondern auch durch ein ausdrückliches Gesetz autorisirt, welches befahl, daß jeder Mann wenigstens sieben Weiber haben sollte. In einigen andern Gegenden fand sich das Gegentheil, indem es da den Weibern erlaubt war, mehrere Männer zu haben. Die Meder waren kriegerisch; sie lehrten die Perser die Kriegskunst, und besonders den Bogen und Wurfspieß mit Geschicklichkeit führen. Durch Wissenschaften haben sich Meder nicht berühmt gemacht. Die Ueppigkeit rieß vermuthlich nicht eher bey dieser Nation ein, als nach der Zertrümmerung der assyrischen Monarchie. Die Reichthümer, womit sich die medischen Könige und ihre Truppen bey der Plünderung von Ninive bereicherten, und der Umgang mit einem weichlichen und wollüstigen Volke, wie die Assyrer waren, legten den Grund zu dem Sittenverderbniß der Meder.

Zweites Kapitel.

Von den Egyptiern.

Die Egyptier haben sich in dem Alterthume durch ihre Gesetze, Künste und Wissenschaften berühmt gemacht. Wenn man auch dieses zugestehen muß, so verdienen sie doch nicht alle die Lobsprüche, die man so freygebig gegen sie verschwendet. Sie hatten zwar einige Künste und Wissenschaften erfunden, aber keine von

ihren Entdeckungen zur Vollkommenheit gebracht. Von ihrem schlechten Geschmack in der Architektur, Bildhauerkunst und Mahlerey ist schon geredet worden. Auch ihre Arzneykunde war thöricht und lächerlich. In der Astronomie und Geometrie hatten sie nur unvollkommene Kenntnisse, und endlich hatten sie auch kein Genie zur Handlung, dem Seewesen und der Kriegskunst. Unter ihren bürgerlichen Gesetzen waren wirklich einige sehr gute; allein die Regierungsform hatte doch viele Mängel und Mißbräuche. Wenn die Religion eines Volkes das Zeichen ihres Charakters ist, so macht es dem Charakter der Egyptier keine große Ehre, daß bey ihren Festen und religiösen Ceremonien unanständige Ausgelassenheiten vorgiengen. Ihre Sittenlehre stieß gegen die ersten Regeln der Billigkeit und Redlichkeit an; daher waren sie auch wegen ihres Geizes, und ihrer Untreue und Ränke sehr verschrieen.

Aus dem allen scheint zu folgen, daß die Egyptier überhaupt zwar ein fleißiges Volk waren, aber keinen Geschmack und eine geringe Beurtheilungskraft hatten. In allen Arten der Kenntnisse machten sie nur mittelmäßige Fortschritte, und nach ihrem Charakter waren sie treulos, weibisch, träge und kriechend. Dabey verachteten sie andere Nationen, ohne sie zu kennen, waren bis zur Ausschweifung abergläubisch, der Sterndeuterey ergeben, und einer sonderbaren und vernunftwidrigen Religion blind ergeben. Wenn daher einsichtsvolle alte Schriftsteller die Egyptier loben, so schränken sie ihr Lob auf die Gesetze, Polizeyanstalten und mathematische Einsichten ein, keineswegs aber auch auf die Werke des Witzes und Geschmackes. Weder Griechen noch Römer haben jemals die Beredsamkeit, Dichtkunst, Musik, Baukunst, Bildhauerey und Mahlerey der Egyptier gelobet; eben so wenig auch ihre arzneykundlichen Kenntniss.

Drittes Kapitel.

Von den griechischen Völkerschaften.

Von den Lacedämoniern.

Unter die wenigen Völker, die ein eigenes Gesetzbuch für ihre Sitten und Gebräuche hatten, gehörten die Lacedämonier. Daß die Gesetze des Lykurgus sehr strenge waren, ist bekannt. Auch die gleichgültigsten Handlungen standen zu Sparta nicht in der Willkühr der Bürger. Niemand durfte nach seinem Gefallen leben; alles war an eine allgemeine und gleichförmige Regel gebunden. So war es keinem Spartaner erlaubt, sich zu verheyrathen, wann er wollte; zu seiner Frau zu gehen, wann er wollte; so lange bey ihr zu bleiben, als er wünschte. Eben so wenig hieng es von seiner Willkühr ab, sich eine Reise nach Belieben zu bereiten, oder allein zu essen. Alle Einwohner waren verpflichtet, öffentlich zu speisen, und mit dem, was man ihnen vorsetzte, welches gemeiniglich die sogenannte schwarze Brühe war, vorlieb zu nehmen. An jedem Tische saßen funfzehn Personen, und man saß auf einem harten Lager. Selbst die Könige waren dieser Lebensart unterworfen. Als Agis von einem großen Siege über die Athenienser zurückkam, und mit seiner Frau speisen wollte, so schickte er nach seiner Portion; allein die Polemarchen schlugen sie ihm ab, er mußte selbst kommen, und an der öffentlichen Tafel speisen. Die Gerichte waren weder ausgesucht, noch kostbar zubereitet; sie bestanden aus Brod, Wein, Käse, trockenen Früchten, und einigen Stücken Fleisch, die schlecht zubereitet waren, und es wurde nicht mehr gereicht, als zur Erhaltung des Lebens nöthig war. Fette und dicke Körper gereichten zu Sparta zum Vorwurf.

Eben der Zwang herrschte auch in Ansehung der Kleider. Sie trugen im Sommer nnd Winter einerley Kleider, die kurz und ganz einfach waren; ihr Bart wurde nicht geschoren, sondern lang und dick getragen. Ihr größter Putz waren schöne Haare, welche sie lang trugen, und die auf die beyden Seiten des Kopfes gleich abgetheilt waren. Uebrigens waren die Spartaner sehr unreinlich, da sie sich nur an gewissen Tagen baden und salben durften. Auch in Ansehung der Häuser und des Hausrathes hatten sie keine Freyheit; denn nach einer Verordnung des Lykurgus durften die Bretter eines Hauses nur mit der Axt, und die Thüren nur mit der Säge gemacht werden. Plutarch macht darüber die Anmerkung, daß es wirklich thöricht gewesen wäre, solche schlechte Häuser mit einem prächtigen Hausrath zu meubliren. Auch der Zeitvertreib dieser Nation war einfach und ernsthaft; denn sie kannte ausser der Jagd und den Leibesübungen, unter welche auch der Tanz gehörte, keine andern Belustigungen. Alle übrigen Ergötzlichkeiten waren aus Sparta verbannt, und man wollte daselbst nicht einmal die theatralischen Vorstellungen dulden, woran alle übrigen griechischen Städte das größte Vergnügen fanden.

Der lacedämonische Bürger konnte sich weder auf die Oekonomie, noch auf Staatsgeschäfte, noch auf Prozesse legen, weil alle Güter gemeinschäftlich waren; auch sich nicht mit der Handlung abgeben, weil alle Arten von Gewerben ausdrücklich verboten waren. Mechanische und Feldarbeiten waren allein den Sklaven überlassen. Künste und Wissenschaften waren zu Sparta niemals geehrt, und seine Bewohner lernten nichts davon, als was schlechterdings zum bürgerlichen Leben nöthig war. Aus dieser Ursache waren sie meistentheils, nach der Absicht des Lykurgs, ohne Beschäftigung, und brachten ihre Zeit in den öffentlichen Versammlungssälen mit Gesprä-

chen hin, deren Gegenstände ebenfalls durch die Gesetze eingeschränkt war. Als man daher gegen den Alcibiades die Verachtung der Lacedämonier gegen den Tod rühmte, so sagte er: Darüber verwundere ich mich gar nicht; denn der Tod ist das einzige Mittel, das sie von dem Zwang und Verdruß befreiet, welche ihnen ihre Lebensart verursachet. Von der Geburt an waren sie zu dieser traurigen und harten Lebensart verurtheilt. So bald die Kinder gebohren wurden, so mußten sie gewissen Personen ausgeliefert werden, welche für ihre Erziehung sorgten, so daß alle Kinder einerley harte Erziehung hatten. Sie bekamen nur kleine und leichte Mahlzeiten, die kaum den Hunger stillten, und beständig mußten sie ohne Schuh und Strümpfe, blos in einem Mantel gehüllt, herumgehen, auf einem harten Lager liegen, und alle jugendlichen Ergötzungen entbehren. Man legte ihnen ernsthafte Fragen vor, die sie mit angeführten Gründen schnell beantworten mußten, wenn sie nicht hart gestraft werden wollten.

Diese Erziehung machte den Charakter der Spartaner hart, wild und grausam. Mit den Heloten, ihren Sklaven, giengen sie umbarmherzig um, und sie durften ihnen niemals die Freyheit schenken, oder sie ausser dem Gebiete der Republik verkaufen. Jährlich bekamen diese Unglücklichen eine Anzahl Ruthenstreiche, ohne etwas verschuldet zu haben, bloß um duldenden Gehorsam zu lernen. Eine Mütze und ein Rock von einem Hundefell war ihre ganze Kleidung. Oft nöthigte man sie, sich zu betrinken, um sie in diesem Zustande der Jugend vor Augen stellen zu können, und ihr einen Abscheu vor der Trunkenheit einzuflößen. Da man einstens befürchtete, ihre vermehrte Anzahl möchte der Republik gefährlich werden, so gab man vor, man wollte die stärksten und tapfersten Heloten in Freyheit setzen, und unter die Truppen stecken. Hierauf wurden 2000 der-

selbigen ausgewählt, mit Blumen bekränzt, und feierlich in die Tempel geführt; allein auf einmal waren diese 2000 Heloten verschwunden, ohne daß man wußte, wo sie hingekommen waren. Da zu einer andern Zeit Heloten zum Tode verurtheilt wurden, ohne daß man wußte, was sie verbrochen hatten, so flüchteten sie sich in einen Tempel des Neptuns auf dem tänarischen Vorgebirge; allein die Ephoren achteten dieser Freystätte nicht, sondern ließen sie daraus wegnehmen und hinrichten. Abscheulich war eine gewisse Anstalt, welche κρυπτια, d. i. Hinterhalt hieß. Von Zeit zu Zeit wurden einige Jünglinge mit Dolchen bewafnet, und auf einige Tage mit Lebensmitteln versehen. Hierauf mußte ein jeder auf einem besondern Weg das Land durchstreichen, und indem sie sich des Tags über versteckt hielten, so durchstreiften sie in der Nacht die Landstrassen, und ermordeten alle Heloten, die ihnen aufstießen, und kein Gewehr tragen durften.

Eben so grausam und treulos als die Spartaner gegen ihre Sklaven waren, waren sie auch gegen ihre Feinde. Welche unmenschliche Grausamkeiten haben sie nicht in dem peloponnesischen Kriege zu Athen ausgeübt? Sie haben, wie Xenophon sagt, im Frieden während acht Monaten mehr Menschen getödet, als die Feinde zur Zeit des Kriegs in 28 Jahren getödet hatten. Als daher die angesehensten Athenienser ihre Vaterstadt verließen, um anderswo eine Freystätte zu suchen, so suchten die Spartaner ihnen auch dieses zu verwehren, verboten den griechischen Städten, ihnen eine Zuflucht zu verstatten, und befahlen, daß man sie den dreyßig Tyrannen, welche damals Athen zu einer Mördergrube machten, ausliefern sollte.

Bey einem Feste, das jährlich der Diana zu Ehren gefeiert wurde, sind alle Kinder vor dem Altare der

Diana bis aufs Blut mit Ruthen gestrichen worden. Dieß geschah in Gegenwart der ganzen Stadt, vor den Augen der Eltern, die, wenn sie die Kinder bluten und entkräftet sahen, dieselbigen ermahnten, die Streiche ohne Geschrey oder ein anderes Zeichen des Schmerzens zu ertragen. Zu einer andern Zeit wurde die lacedämonische Jugend in zwey Partheyen getheilt, und auf einen freyen Platz geführt. Nach einem gegebenen Zeichen mußten sie alsdann einander anfallen, mit den Fäusten schlagen, mit den Füßen stossen, und mit den Nägeln zerkratzen. Wenn Eltern Nachricht erhielten, daß ihre Kinder in der Schlacht geblieben wären, so durften sie keine Thränen blicken lassen, sondern mußten sich vielmehr freudig stellen. Auch folgende Einrichtung war grausam. Sobald ein Knabe war gebohren worden, so wurde er von den Aeltesten des Stammes untersucht. Wenn sein Körper schwach und ungesund zu seyn schien, so wurde er in ein Loch am Fuße des Berges Taygetes geworfen.

Ungeachtet aller strengen Gesetze aber war dennoch die Keuschheit keine von den Tugenden der Lacedämonier. Wie sehr wurde nicht die Schamhaftigkeit und der Wohlstand bey dem Gebrauch der öffentlichen Bäder, die den Männern und Weibern gemeinschaftlich waren, verletzet? Bey den Spielen kämpfte die Jugend beiderley Geschlechtes nackend mit einander. Daher waren auch die Spartanerinnen bey den übrigen Griechen wegen ihrer Schaamlosigkeit übel berüchtiget. Die Lacedämonier ließen einander ihre Frauen mit der größten Bereitwilligkeit zukommen. Da sie sich in dem Messenischen Kriege durch einen fürchterlichen Eid verbunden hatten, nicht eher nach Sparta zurückzukehren, bis sie Messene erobert hätten, die Belagerung der Stadt aber zehn Jahre dauerte, so besorgten sie,

daß durch ihre lange Abwesenheit ihre Vaterstadt entvölkert werden möchte. Daher schickten sie alle diejenigen, welche erst nach dem abgelegten Eid zur Armee gekommen waren, nach Sparta zurück, und überließen ihnen die Weiber aller Spartaner, welche wegen des Eides vor Messene bleiben mußten. Die daraus entstandenen Kinder bekamen den Namen Parthenier.

Auch die Kleidung der spartanischen Frauenspersonen war so unanständig, daß sich viele alte Schriftsteller darüber aufhielten. Daher bemerkt Aristoteles, daß die geringe Aufmerksamkeit, welche man zu Sparta auf Schamhaftigkeit und Wohlstand richtete, die Quelle von allen daselbst herrschenden Ausschweifungen war, und in der Andromacha des Euripides verweiset Peleus dem Menelaus, daß die unordentliche Aufführung der Helena von ihrer schlechten Erziehung herkäme. Und doch hatten die Weiber eine große Gewalt. Sie regierten nicht nur ihre Häuser, sondern auch den ganzen Staat. Die Spartaner theilten ihren Weibern die wichtigsten Staatsgeheimnisse mit. Aristoteles sagt: daß wegen der allzugroßen Gewalt, welche die Weiber über die Männer hatten, die Sitten derselben nicht hätten gebessert werden können.

Es waren also die Lacedämonier, wenn man ihren Charakter im Allgemeinen schildern will, das tapferste und kriegerischste Volk unter den Griechen, staatsklug, seinen Grundsätzen getreu, und fest auf jedem Entschlusse beharrend. Auf der andern Seite aber waren sie eine herrschsüchtige, harte, treulose, unbiegsame, wilde und grausame Nation, welche alles ihrem Ehrgeiz und ihrem Interesse aufopferte, auch nicht die geringste Neigung und Achtung gegen die Künste und Wissenschaften hatte. Lykurgus hatte als ihr Gesetzgeber sein Augenmerk bloß dahin gerichtet, starke Körper und tapfere Krieger zu bilden, keineswegs aber die Empfindungen zu verfeinern

und

und den Verstand zu üben. Darf man sich also wohl wundern, wenn der von Natur rauhe und harte Nationalcharakter der Lacedämonier oft in eine unmenschliche Wildheit ausartete, welche ihren Ursprung in der Erziehung hatte, und alle griechische Staaten ihnen abgeneigt machte. Eine Nation, die ihr ganzes Leben damit zubrachte, bestraft zu werden, oder andere zu bestrafen, mit Ernsthaftigkeit Befehle zu geben, oder Sittenrichter anzuhören, deren Lehren beständig mit Härte und Strenge begleitet waren, konnte keine sanften und leutseeligen Manieren haben, noch viel weniger im Umgange leutseelig seyn. Uebrigens dienen die Lacedämonier zum Beweis, wie leicht die Menschen ausarten. Als sich nach den Siegen des Lysanders der Gebrauch des Goldes und Silbers bey ihnen einschliech, so fieng man auch an, von den alten Sitten abzuweichen, und die sonst so strengen und ernsthaften Spartaner verfielen in alle Ausschweifungen der Pracht und der Ueppigkeit. Weiche Betten, die ausgesuchtesten und leckerhaftesten Speisen und Weine, die kostbarsten Gefäße, die prächtigsten Teppiche waren den Spartanern noch nicht gut genug, und es war ein Sprichwort in Griechenland: man sehe wohl Gold und Silber nach Sparta wandern, aber nichts von diesen Metallen wieder herauskommen.

Von den Athenienſern.

Die Sitten der Athenienſer waren das Gegentheil von den Sitten der Lacedämonier. So sehr die Art zu handeln und zu denken in Sparta an strenge Gesetze gebunden war, so frey und unabhängig war sie in Athen, und, mit einem Worte, die beiden Republiken lebten nach ganz entgegen gesetzten Absichten und nach ganz verschiedenen Grundsätzen.

Die Athenienser konnten nach Belieben speisen, sich kleiden und wohnen; sich auf Künste und Wissenschaften legen, wie sie es für gut fanden. Nichts war bey ihnen durch Gesetze bestimmt und eingeschränkt. Da Solon, der reinere Einsichten hatte, als Lykurgus, überzeugt war, daß Unthätigkeit und allzuviele Musse für den Staat gefährliche Laster werden können, so hat er dem Areopagus aufgetragen, über den Privatlebenswandel der Einwohner ein wachsames Auge zu haben, und sich fleißig zu erkundigen, von welchem Gewerbe sich ein jeder nähre. Ja er hat sogar Strafen gegen solche verordnet, welche ihr Leben in einem gänzlichen Müßiggange hinbrächten. Dieß hatte die gute Wirkung, daß zu Athen die schönen Künste, Manufakturen, Handlung, Schiffahrt, Wissenschaften und Beredsamkeit in einen blühenden Zustand kamen, und der Nation unschätzbare Vorzüge verschafften; ob man gleich auch nicht läugnen kann, daß die durch Künste und Handlung erworbenen Reichthümer zu Athen eben die Folgen hatten, die sie bey allen Völkern gehabt haben — eine ausschweifende Neigung zur Pracht und Ueppigkeit.

Die Tafeln reicher und vornehmer Personen waren mit ausgesuchter Ueppigkeit besetzt; denn die weitläuftige Handlung, welche die Athenienser trieben, verschaffte ihnen, wie schon Xenophon bemerkt hat, alles, was das Ausland niedliches und leckerhaftes hatte. Unmäßig im Essen und Trinken waren die Athenienser nicht, aber sie liebten köstliche und niedliche Speisen. Ein grosses Vergnügen der Tafeln zu Athen bestand in muntern, witzigen und lehrreichen Unterredungen. Das Gastmahl des Plato und des Xenophon giebt uns ein Muster von athenienſischen Tischgesprächen. Mit diesen angenehmen Gesprächen verbanden sie auch das Vorlesen

lesen dichterischer Werke, und den harmonischen Laut der Leyer. Oft ließen sie auch Tänzer und Tänzerinnen bey der Tafel auftreten. Bekanntermassen aßen die Weiber nicht mit den Männern. Ehe sie zur Tafel giengen, bekränzten sie sich mit Blumen, und aßen auf Betten liegend.

Sie trugen lange Röcke von sehr feiner Leinwand, welche mit Purpur oder andern kostbaren Farben gefärbt waren. Ueber diese trugen sie Oberkleider von verschiedener Gestalt. Sie trugen auch an den Fingern viele Ringe, an den Lenden kostbare Gürtel, und an den Füssen zierliche Stiefeln. Die Haare waren in Locken geschlungen, und um die Stirne mit goldenen Hacken in der Gestalt von Heuschrecken befestiget; das Haupt selbst aber scheinen die Athenienser nicht bedeckt zu haben. Auch sogar die Sklaven waren gut gekleidet; daher sagt Xenophon, daß man die Sklaven zu Athen von den Bürgern in der Kleidung fast nicht unterscheiden könne. Die Athenienser waren unter den Griechen die ersten, welche nicht immer bewafnet giengen. Die atheniensischen Weiber waren der Putzsucht sehr ergeben, und brachten gewöhnlich den ganzen Morgen damit zu. Ihre Toilette war sehr zusammengesetzt. Sie bedienten sich nicht nur der Schminke, sondern auch allerley Mittel, welche eine reine und weiße Haut machen. Auch sogar auf ihren Lippen trugen sie rothe Schminke, und ihre Augenbraunen schwärzten sie. Ihre Haare, die sie schwarz oder auf eine andere Art färbten, wurden parfumirt, und durch heiße Eisen gelockt. Ein Theil derselben war über die Stirne geschlagen, und der andere wallte nachläßig auf den Schultern. Zu den Kleidern bedienten sie sich nur der feinsten und leichtesten Zeuge, und ihre Röcke schlossen fest an den Busen an. Auf der andern Seite aber lebten sie durch-

gehends

gehends sehr eingezogen, eingeschlossen in ihre Zimmer, ohne sich öffentlich zu zeigen, oder sich einen Umgang mit Mannspersonen zu erlauben.

Das Aeußere der Häuser war zu Athen, wie schon bemerkt worden ist, wahrscheinlich nicht prächtig; aber das Innere war desto niedlicher. Reiche Personen hatten in ihren Häusern große Gärten, in welchen man sogar Leibesübungen im Ringen, Laufen u. s. w. anstellen konnte. Sie waren auch mit Bädern versehen. Da die Athenienser vielen Geschmack an der Mahlerey, Bildhauerey und allen Künsten fanden, so ist nicht zu zweifeln, daß ihre Zimmer mit Mahlereyen, Statuen und schönen Gefäßen geziert waren.

Nichts ist im Alterthum berühmter, als die Höflichkeit der Athenienser, die sich bis auf die gemeinsten Bürger erstreckte. Das attische Wesen, der Atticismus, war den Einwohnern von Athen so eigen, als nachher die sogenannte Urbanität den Einwohnern von Rom eigen war. Nur läßt sich dabey nicht recht begreifen, wie damit die Zoten sich zusammenreimten, die man sich auf dem Theater erlaubte, und womit die Lustspiele des Aristophanes angefüllt sind. Auch ihre Redner erlaubten sich starke Grobheiten gegen einander, wovon Aeschines und Demosthenes zum Beyspiele dienen mag. Vielleicht ist dieses der republikanischen Regierungsform zuzuschreiben, welche eine uneingeschränkte Freyheit für das höchste Gut hält.

Der Geschmack an Lustbarkeiten war zu Athen herrschend; eine gute Tafel, Jagd, Musik, Tanz und besonders Schauspiele, wurden mit Leidenschaft geliebt. Unter die Schauspiele der Athenienser können auch die religiösen Umgänge gezählet werden, welche jährlich an gewissen

gewissen Tagen mit grosser Pracht angestellt worden sind. Die vornehme Jugend fand ein Vergnügen an unbesonnenen Streichen, die Aufsehen machten, hielt Hunde, Pferde, Buhlerinnen und Tänzerinnen. Den Kindern des Pisistratus wurde der Vorwurf gemacht, daß sie diesen Geschmack an einer zügellosen Lebensart nach Athen gebracht hätten; ob es gleich schon zu den Zeiten des Solons Buhlerinnen gab. Ungeachtet dessen ist aber doch der Wohlstand in den Sitten und die öffentliche Erbarkeit bey den Athenienſern in grossem Ansehen gestanden. Wenn ein Bürger in einer öffentlichen Schenke zechte, so gereichte es ihm zur Schande, und ein Areopagite würde deswegen aus dem Areopagus gestossen worden seyn. Ein Archon, der überwiesen wurde, daß er sich berauscht habe, wurde das erstemal zu einer beträchtlichen Geldstrafe, und wenn er zum zweitenmal in diesen Fehler fiel, zum Tode verdammet. In dem Kriege, den König Philipp von Macedonien mit den Athenienſern führte, wurde einer von seinen Courieren aufgefangen. Man las alle Briefe, die er bey sich hatte, diejenigen ausgenommen, welche seine Gemahlin Olympias an ihn geschrieben hatte. Diese schickten die Athenienſer ihm uneröfnet zu, weil sie dieselbigen aus Achtung gegen die Geheimnisse, welche zwischen einem Manne und Weibe statt finden können, nicht eröfnen wollten.

An Beschäftigung konnte es den Athenienſern nicht fehlen, und die Handlung allein, die sie trieben, war hinreichend, sie den gröſsten Theil der Zeit hindurch zu beschäftigen. Weil sie die Chikanen und Rechtshändel liebten, so wandten sie auch darauf viele Zeit. Da jeder Bürger zu Athen auch Antheil an der Regierung hatte, so mußten sie sich überdieß um die

besondern und öffentlichen Angelegenheiten des Staates bekümmern, und sich mit denselben bekannt machen; und daher kam es, daß die Beredsamkeit bey diesem Volke so sehr geschätzt wurde. Sie bahnte den Weg zu den angesehensten Würden, sie herrschte in den Volksversammlungen, und entschied in den wichtigsten Angelegenheiten. Mit der Redekunst wurde gewöhnlich die Philosophie verbunden. Obgleich die Athenienser ganz anders erzogen wurden, und eine ganz andere Lebensart führten, als die Spartaner, so waren sie doch nicht weniger tapfer und kriegerisch, als diese. Die Schlachten bey Marathon, Salamin und Platäa sind redende Beweise von der athenienſischen Tapferkeit. Sie sind, wie Athenäus sagt, vielleicht das einzige Volk auf dem Erdboden, das, in Purpur gekleidet, und mit dem prächtigsten Putze geschmückt, die fürchterlichsten Armeen in die Flucht geschlagen hat. Auf die Athenienser hatte der Ruhm eben den Einfluß, als die strenge Zucht auf die Spartaner. Denn die Ehre war das große Triebrad, welches zu Athen alles in Bewegung setzte. So wie Grausamkeit ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Lacedämonier war, so war es Sanftmuth in dem Charakter der Athenienser. Jene behandelten ihre Sklaven äusserst hart, diese aber gütig und menschenfreundlich, und nirgend war der Zustand der Sklaven erträglicher, als zu Athen, wo sie ihre Herren wegen einer harten und ungerechten Behandlung gerichtlich belangen konnten; und wenn die Sache erwiesen war, so mußte der Herr seinen Sklaven verkaufen. So lange aber der Prozeß dauerte, konnte sich der Sklave in eine sichere Freystätte begeben. Wenn ferner ein Sklave eine gewisse durch das Gesetz bestimmte Summe Geldes zusammengebracht hatte, so konnte er sich auch wider

den

den Willen seines Herrn loskaufen. Oft haben aber auch die Herren den Sklaven, wenn sie mit ihnen zufrieden waren, die Freyheit geschenkt. Sogar gegen die Thiere bezeugten sich die Athenienser gütig. Als der Bau des Tempels Hekatonpedon vollendet war, so verordneten die Athenienser, daß allen Lastthieren, die dabey gebraucht worden waren, die Freyheit geschenkt werden, und daß man sie, so lange sie noch lebten, auf den besten Weiden frey weiden lassen sollte.

Aber bey manchen Gelegenheiten ließen sich die Athenienser doch auch von der Hitze und dem Zorn hinreissen. Wie grausam verletzten sie nicht das Völkerrecht und die Menschenrechte, da sie die Herolde des Darius, welcher sie zur Unterwerfung auffordern ließ, tödeten? Wie ungerecht und grausam verurtheilten sie nicht den weisen und tugendhaften Sokrates zum Tode? Man muß diesen Schandflecken in ihrem Charakter der Unbeständigkeit und dem Leichtsinne zuschreiben, der immer in dem Nationalgeist derselbigen herrschte, und dieses Volk zu allen Eindrücken, die man ihm geben wollte, empfänglich machte.

Witz hatten die Athenienser genug; vielleicht bisweilen zu viel. Daher ihre Neigung zu Fabeln und Erdichtungen, die sie mit dem größten Vergnügen hörten, wenn sie anmuthig dargestellt und witzig erzählt wurden. Man schreibt diesem Geschmack an dem Ausserordentlichen viele Erzählungen zu, welche Herodot in seine Geschichte eingemischt hat. Man weiß ja, daß auch Demosthenes mehr als einmal genöthiget wurde, zu dergleichen Kunststücken seine Zuflucht zu nehmen, um die Aufmerksamkeit der Versammlung zu gewinnen.

Von den öffentlichen Spielen der Griechen.

Unter Spielen hat man hier grosse und prächtige Schauspiele zu verstehen, wo man viele Haufen von Käm-

pfenden in verschiedenen Leibesübungen einander den Preiß streitig machen sahe. Es wurden viele dergleichen an verschiedenen Orten in Griechenland gehalten; die feierlichsten aber waren die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Ohne eine Beschreibung von den verschiedenen Arten der Kämpfe zu geben, will ich hauptsächlich bey dem Endzweck ihrer Einführung stehen bleiben.

Die Gesetzgeber waren überzeugt, daß der große Haufe an dem Sinnlichen hange, und zu wenig Verstand besitze, eine hinlängliche Ermunterung in dem, was bloß auf den Verstand wirket, zu finden; daher suchten sie durch sinnliche Gegenstände, durch Schauspiele, deren äußere Einrichtung einen starken Eindruck auf die Sinnen machte, zu steuern. Man hat also diese Spiele nicht blos des Vergnügens und Zeitvertreibs wegen angestellt, sondern es hat auch eine weise Politik auf diese Anstalten einen Einfluß gehabt. Da das warme griechische Klima den Körper weichlicher macht, so suchte man ihn durch Leibesübungen, die Stärke und Fertigkeit erforderten, und zugleich Ruhm zum Lohn hatten, gelenksamer, stärker und dauerhafter zu machen. Man wollte dadurch auch die Jugend frühzeitig zu den Beschwerlichkeiten des Krieges gewöhnen, und geschickter machen, die Waffen zu tragen. Was für große Vortheile aber die Griechen auch in dieser Absicht von diesen Uebungen zogen, das zeigte sich deutlich in den Kriegen gegen die Perser, in welchen sie mit einer handvoll Volks unzählige feindliche Heere schlugen. Herodot bemerkt, daß alle, die sich in den Schlachten bey Marathon, Salamin und Platäa am meisten hervorgethan, vorher in verschiedenen Spielen Preise davon getragen hätten.

Auch haben die Stifter dieser Spiele dadurch eine edle Ruhmbegierde, welche der beste Schutz und die

stärkste Stütze eines Staates ist, anzufeuern gewußt. Bey dem ersten Ursprunge bekamen die Sieger in den olympischen Spielen nichts, als einen Kranz von Laube des wilden Oelbaums, in den pythischen von Lorbeeren, in den nemeischen vom grünen, und in den isthmischen von trockenem Epheu. Bloß Ehre und kein anderer Vortheil sollte der Zweck und der Lohn des Sieges seyn. Als Tigranes, ein General des Xerxes hörte, worin die Preise bey den Spielen der Griechen bestünden, so rief er aus: „O Himmel, mit was für Menschen sollen wir fechten! Ohne Gefühl für irgend einen Nutzen, fechten sie blos für die Ehre!„

Die Spiele verschafften endlich den in so vielen Staaten zerstreut wohnenden Griechen die Gelegenheit, einander an einem gewissen Orte und zu gewissen Zeiten zu sehen, und kennen zu lernen. Bey diesen Gelegenheiten versammelte sich eine unglaubliche Menge von Kämpfern und Zuschauern aus allen Gegenden von Griechenland, und bey dieser Zusammenkunft entstand ohne Zwang eine Art von Verbindung, Vertraulichkeit und Verbrüderung unter den Bürgern aller der verschiedenen griechischen Staaten. Es wurde eine Nationaleintracht dadurch bewirkt; man hatte täglich Gelegenheit, einander zu sehen und zu sprechen. Dieser freundschaftliche Umgang bewog alsdann viele, sich durch das Band der Gastfreundschaft zu verbinden. Man konnte sich ohne Weitläuftigkeit über das gemeinschaftliche Interesse unterreden; denn die Griechen schienen zu dieser Zeit gewissermassen die Bürger eines einzigen Staates zu seyn, brachten gemeinschaftlich einerley Opfer einerley Gottheiten, und nahmen Antheil an einerley Vergnügungen. Dadurch besänftigte man erbitterte Gemüther, und legte entstandene Streitigkeiten bey. Bey diesen großen Versammlungen hatte man auch Gelegenheiten, sich von gewissen Vor-

urtheilen loszumachen, die man oft nur so lange hat, als man einander nicht kennt. Um diesen Spielen ruhig beywohnen zu können, war während ihrer Dauer ein allgemeiner Waffenstillstand, und alle Feindseeligkeiten hörten auf. Und so war die Anordnung dieser Spiele in allen Rücksichten ein Meisterstück der Staatsklugheit.

Mit der Zeit arteten sie freilich aus, und gaben zu großen Mißbräuchen Anlaß. Der Gedanke, durch Leibesübungen dem Vaterlande nützlich zu werden, und sich dadurch zum Waffendienste geschickt zu machen, verschwand. Die Fechter machten eine besondere Profeßion aus, welche sich begnügten, alle ihre Kräfte nur der thörichten Begierde nach eitlem Ruhm und nichtswürdigen Ehrenbezeugungen zu weihen. Sie betraten den Kampfplatz blos um sich zum Schauspiele darzustellen, ihre Stärke und Fertigkeiten zu zeigen, und sich den Beyfall der Zuschauer zu erwerben. Die Leibesübungen selbst wurden übertrieben, und oft für die Gesundheit und für das Leben gefährlich. Ueberdieß machten dergleichen Schauspiele die Zuschauer mit Gewaltthätigkeiten und Unmenschlichkeiten bekannt, und machten die Herzen gefühllos. Das Volk, welches allzuviel Geschmack an diesen Ergötzlichkeiten fand, vernachläßigte darüber oft seine Geschäfte, und der Geschmack an der Gymnastik wurde zu einer Art von epidemischer Seuche, die sich über ganz Griechenland verbreitete. Zuerst hielten die Fechter die Mäßigkeit für ein sicheres Mittel, ihren Körper stark und geschmeidig zu erhalten; sie assen daher nichts als Nüsse, trockene Früchte und Käs. Als aber in der Folge in ganz Griechenland Fechtmeister aufstanden, und eine eigene Profeßion ausmachten, so wurde der alten Nüchternheit Abschied gegeben. Sie aßen die nahrhaftesten Speisen, und ihr Appetit artete

tete endlich in Gefräßigkeit aus. Der Krotoniate Milon war noch nicht satt, wenn er gegen 14 Pfund Fleisch geessen, und 3 Kongien Wein getrunken hatte. Auch die edle Uneigennützigkeit, die anfänglich die Kämpfer beseelte, verschwand. Zuerst war der Lohn der Sieger nichts, als ein Lorbeerkranz; in der Folge bewilligte man den siegenden Fechtern die Freyheit, daß sie auf Kosten ihres Vaterlandes ernähret werden mußten, welche Freyheit sie bald so sehr mißbrauchten, daß sie den Städten zur Last wurden. Daher hielt es Solon für nöthig, die Pensionen der siegreichen Kämpfer zu reduciren. Er wieß denen, welche in den olympischen Spielen den Preiß erhalten hatten, nur 500 Drachmen; denjenigen aber, welche in den isthmischen gesiegt hatten, 100 Drachmen an, und so den übrigen nach Proportion. Dieser Gesetzgeber hielt es für eine Schande, an bloße Kämpfer Summen zu bezahlen, welche gerechter und nützlicher zum Unterhalte der Kinder derjenigen angewendet wurden, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben aufgeopfert hätten.

Viele alte Schriftsteller waren auch der Meynung, daß den Spielern die schändliche Liebe zuzuschreiben sey, welcher die Griechen ergeben waren. Die Kämpfer erschienen auf dem Kampfplatze nicht anders als nackend, da die Beschaffenheit der Spiele, das warme Klima, und die Jahrszeit, in welcher sie angestellt wurden, die Entblössung nothwendig machten. Diese Gewohnheit ersticktel gar bald das Gefühl der Schamhaftigkeit, und beförderte die unnatürliche Art der Liebe, wozu auch dieses beytrug, daß die Männer in Griechenland so wenig Umgang mit dem weiblichen Geschlechte hatten. Das letztere durfte sich nicht einmal den Orten nähern, wo die Spiele angestellet wurden.

Noch muß etwas von den Schauspielen der Griechen bemerket werden. Es ist eine ausgemachte Sache, daß

die theatralischen Vorstellungen den Griechen ihre Erfindung zu danken gehabt haben, und man kann die Zeit dieser Erfindung ungefähr gegen das Jahr 590 vor Chr. Geb. setzen. Diese Schauspiele fanden aber nur zu gewissen Jahrszeiten, und besonders bey den Bacchusfesten statt. Es läßt sich leicht denken, daß diese theatralischen Vorstellungen anfänglich ganz roh und plump waren. Die Athenienser sind es, welchen das griechische Theater die Vollkommenheit zu danken hat, zu welcher es gekommen war. Dieses auch in seinen Zeitvertreiben feine Volk veranstaltete einen Zusammenfluß von Schriftstellern und eine Gesellschaft von Verordneten, die vom Staate ernannt wurden, über den Werth des Stückes zu urtheilen; denn es durfte keines aufgeführt werden, welches vorher nicht untersucht worden war. Dasjenige, welches für das Beste erklärt wurde, erhielt einen Preiß und wurde mit aller Pracht aufgeführt. So sehr diese Vorsorge der Athenienser für das Theater zu rühmen ist, so sehr ist aber auch ihre ausschweifende Neigung für dasselbige zu tadeln. Sie machten bald ihre einzige Beschäftigung daraus, und opferten demselbigen selbst das Beste des Staates auf. Die Geldsummen, welche zu den Kriegsrüstungen bestimmt waren, wurden auf Schauspiele verwendet. Dieses geschah besonders zur Zeit des Perikles. Solon dachte ganz anders von dieser Sache. Thespis, den man gewöhnlich für den Erfinder der Schaubühne hält, wegen der Veränderung, die er an den ersten theatralischen Versuchen gemacht hat, lebte um die Zeit des Solons. Dieser Gesetzgeber war einstens ein Zuschauer des Thespis, der nach der damaligen Sitte als Dichter seine Stücke selbst spielte. Nach geendigter Vorstellung rief Solon den Thespis zu sich, und fragte ihn: ob er sich nicht schäme, vor so vielen Personen auf eine solche Art zu lügen? Als Thespis antwortete: daß an diesen Erdichtungen, die man zur Belusti-

gung

gung mache, nichts Böses sey; so versetzte Solon, indem er mit seinem Stabe auf die Erde schlug: wenn wir dieses saubere Spiel dulden und billigen, so wird es sich bald in unsere Kontrakte und alle unsere Angelegenheiten einschleichen.

Man muß aber auch eingestehen, daß die griechischen Trauerspieldichter jederzeit viele Hochachtung für Tugend, Gerechtigkeit, gute Sitten und den öffentlichen Wohlstand eingeflösset haben. Ihre Stücke sind mit einer Menge vortreflichen Lehren angefüllt. Auf der andern Seite aber ist das griechische Lustspiel desto ausgelassener gewesen. Welche Unanständigkeiten und Grobheiten, was für eine bittere und pasquillantische Satyre findet man nicht in den Lustspielen des Aristophanes! Die komischen Dichter erlaubten sich damals alles, und schonten niemand; Feldherren, Obrigkeiten, Regierung, Philosophen, das Volk, ja die Götter selbst, waren Gegenstände ihrer Satyre. Ja, sie brachten sogar die Personen, welche sie lächerlich zu machen suchten, unter ihren eigenen Namen auf die Bühne, und den alten Schauspielern gab man noch dazu Masken, welche der Gesichtsbildung des Verspotteten sehr ähnlich waren. So war das Lustspiel bey den Griechen lange beschaffen, bis endlich die Regierung sich genöthiget sah, diesem gefährlichen Mißbrauch Einhalt zu thun, und durch strenge Verbote die zügellose Frechheit der komischen Dichter in die gehörigen Schranken zu weisen. Durch diese klugen Verordnungen entstand das sogenannte neue Lustspiel der Griechen, das weiter nichts, als eine Nachahmung und feine Satyre des bürgerlichen Lebens war. Da aber diese Veränderung erst in spätern Zeiten geschah, als diejenigen sind, von welchen wir reden, so können wir uns dabey nicht weiter verweilen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verlagsbücher der Bauer- und Mannischen Buchhandlung, welche auch in allen soliden Buchhandlungen Teutschlands zu haben sind.

Ackermann, Joh. Christ. Gottlieb, über die Krankheiten der Gelehrten und die leichteste und sicherste Art sie abzuhalten und zu heilen, gr. 8. 1777. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

— Institutiones historiae medicinae, 8. maj. 1792. auf Schreibpapier 1 Rthlr. 4 ggr. oder 1 fl. 45 kr. auf Druckpap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

— Abhandlung über die Kenntniß und Heilung des Trismus oder des Kinnbackenzwanges, nebst einer Geschichte, der damit verbundenen Krankheiten, 2te Auflage, 8. 1778. 12 ggr. oder 45 kr.

Abhandlung von dem weißen Fluße der Frauen. Nach dem Französischen des Herrn Raulins bearbeitet von Dr. G. A. Riederer. Mit einer Vorrede von Dr. J. C. G. Ackermann, 8. 1793. 8 ggr. oder 30 kr.

Abstimmungen sämmtlicher Mitglieder der anmaßlichen Französischen National-Convention über das Endurtheil Ludwigs des Sechszehenden. Nach den französischen Originalien, 8. 1793. 12 ggr. oder 54 kr.

Am Ende, Christ. Carl, vermischte Anmerkungen über den berühmten Geschichtschreiber Johann Sleidan 8. 1780. 1 ggr. oder 4 kr.

Auctions-Ordnung der freyen Reichsstadt Nürnberg, 4to 1770. 2 ggr. oder 8 kr.

Bauers, Joh. Jac. Bibliothecae librorum rariorum universalis oder vollständiges Verzeichniß rarer Bücher, aus den besten Schriftstellern mit Fleiß zusammen getragen, 4 Theile, nebst 3 Supplementbänden, gr. 8. 1770—91. 6 Rthlr. 20 ggr. oder 10 fl. 15 kr.
(1—4r Theil und 1s, 2s Supplement a 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. 3s Suppl. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.)

Bedenken, rechtliches, über den schändlichen Nachdruck anderer gehöriger Bücher, 8 1774. 2 ggr. oder 8 kr.

Beschreibung und Vorstellung des solennen Stückschiessens, welches 1738. in Nürnberg gehalten worden, mit vielen Kupfern, Fol. 1734. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Besoldi, H. Epistolae ad M. Hellingium de sacra Coena, 4. 1769. 2 ggr. oder 8 kr.

Beyträge zur Geschichte des Antibaptismus in Deutschland, nebst wichtigen Urkunden und Beylagen, 8. 1773. 12 ggr. oder 45 kr.

Bischoffs, K. A. kurzer Lehrbegriff kosmologisch- und anthropologischer Wissenschaften, für die Jugend. Mit vier Kupfertafeln. Neue verbessert und vermehrte Auflage, gr. 8. 1796. 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Bodmers, J. J. Ankündigung einer neuen und nicht der letzten Uebersetzung der Odyssee, gr. 8. 1783. 2 ggr. oder 8 kr.

Boerhaavens, Hermann, Briefe an Joh. Baptist Bassand, Kaiserl. Leibarzt. Aus der lateinischen in die deutsche Sprache übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen von Johann Nusch, 8. 1781. 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Daniel Knode

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goguet, Antoine-Yves,

Über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften

Nürnberg 1796
H.lit.u. 116 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447605-0
VD18 1482602X-001